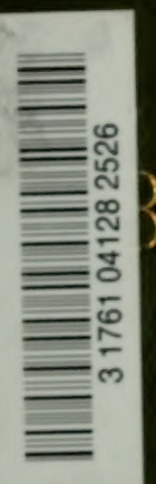


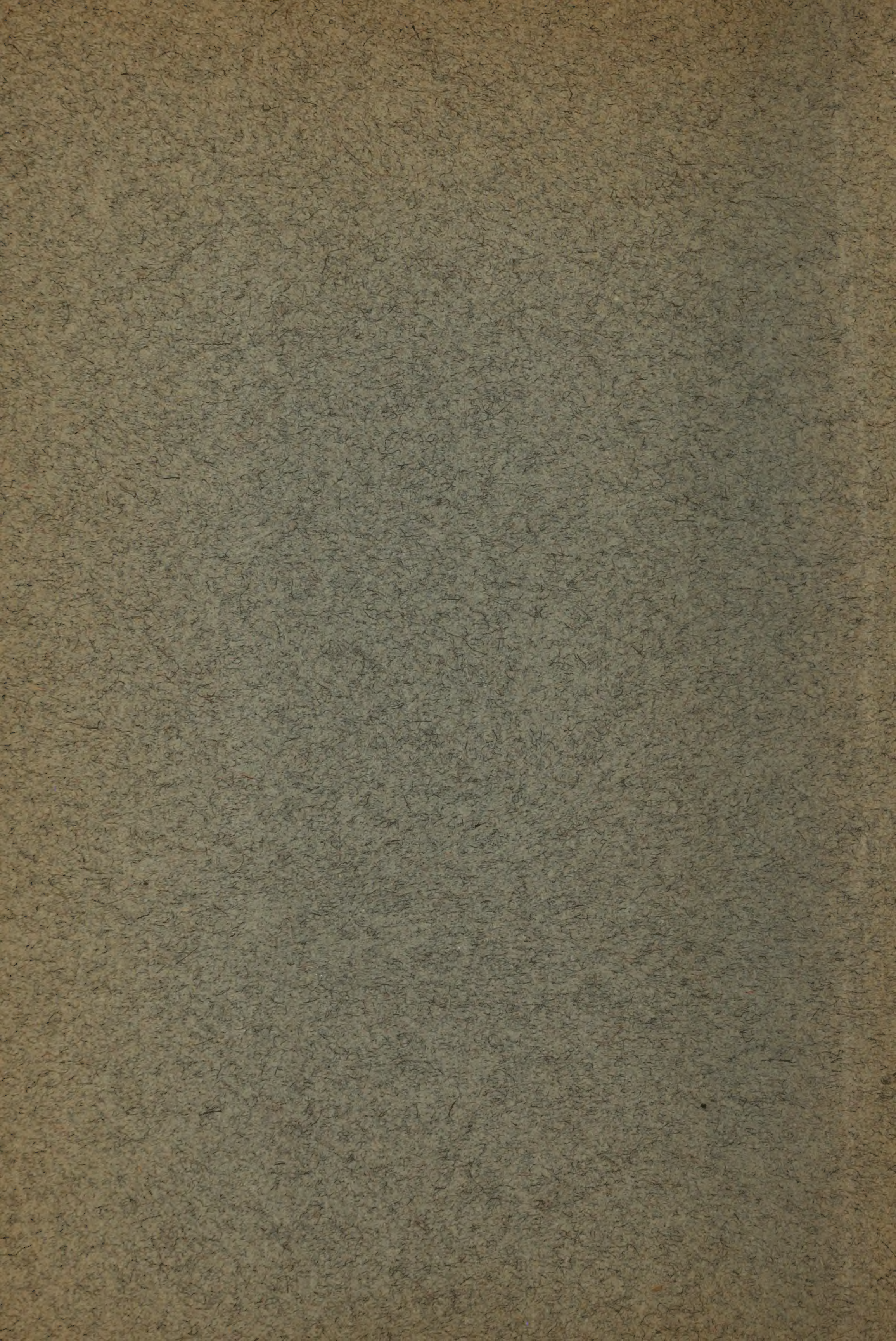
BUNTE BLÄTTER

Kulturgeschichtliche
Vorträge und Aufsätze

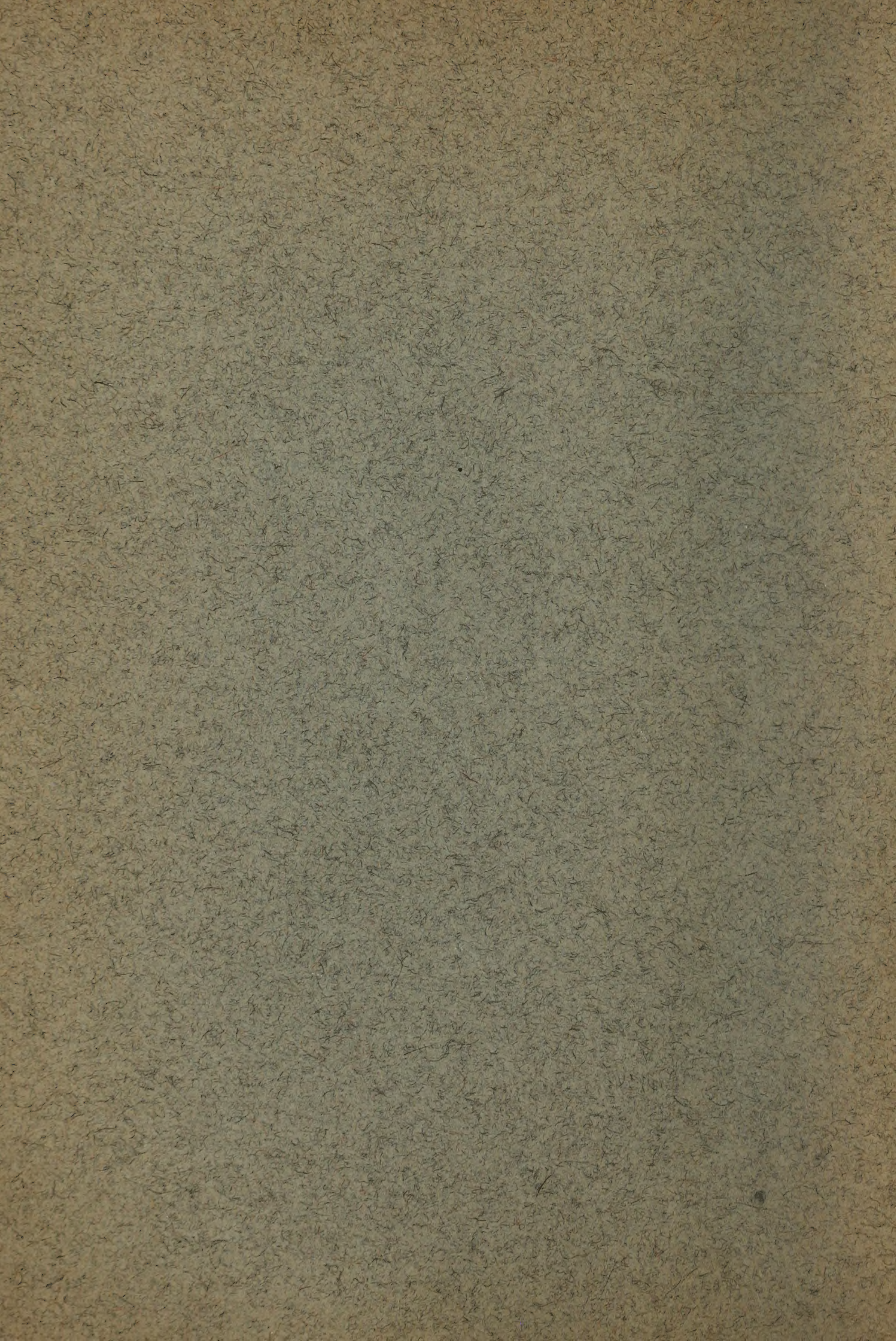
von

FRIEDRICH KLUGE

J. Bielefelds Verlag, Freiburg (Baden)







F. KLUGE

BUNTE BLÄTTER

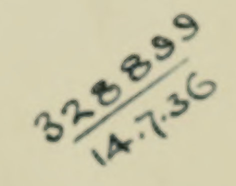
BUNTE BLÄTTER

Kulturgeschichtliche
Vorträge und Aufsätze

von

FRIEDRICH KLUGE





Freiburg (Baden)
J. Bielefelds Verlag
1908

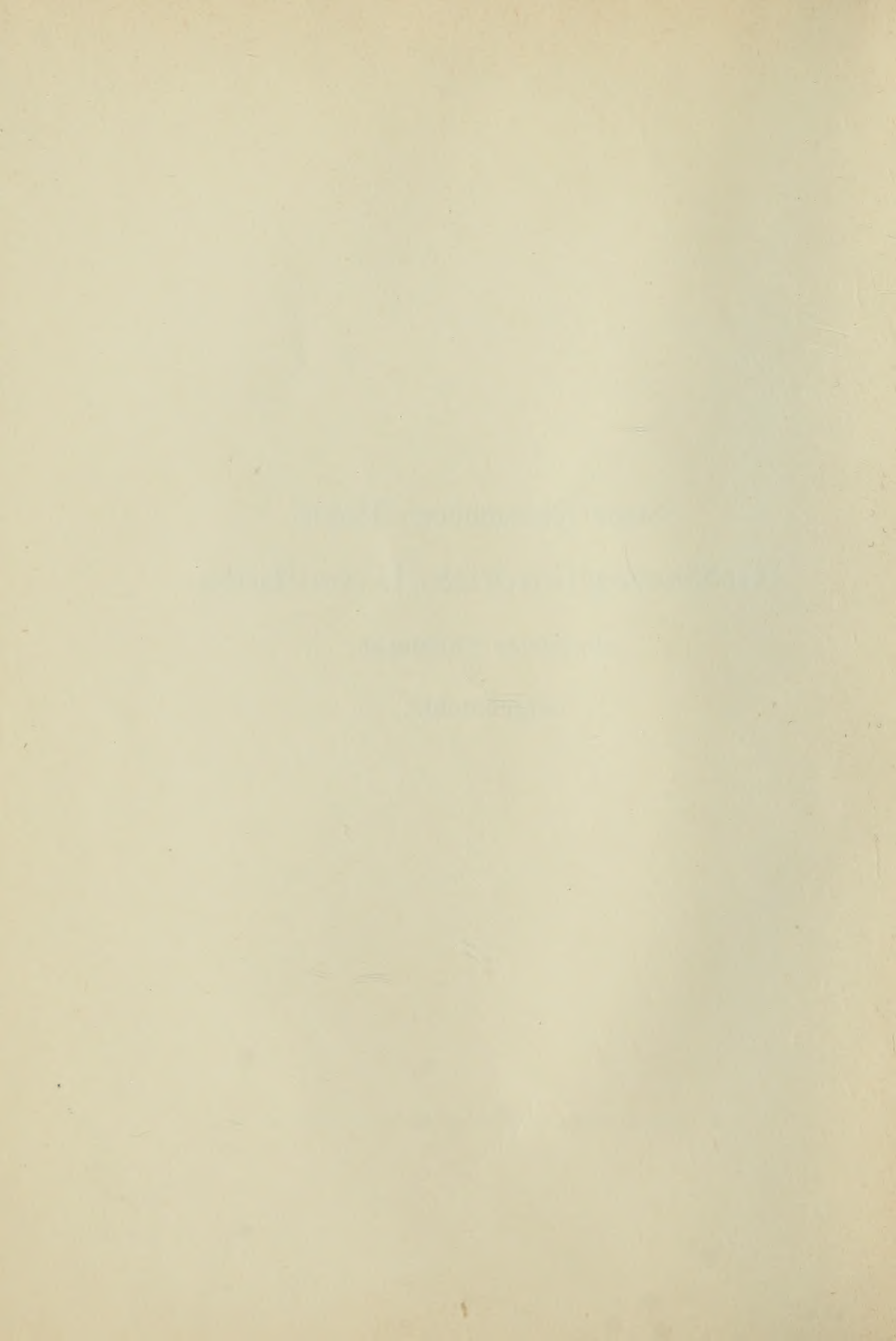
C. A. Wagners Hof- und Universitätsbuchdruckerei Freiburg i. B.

Seiner Königlichen Hoheit

Großherzog Friedrich II. von Baden

in tiefster Ehrfurcht

dargebracht.



Vorwort.

Das vorliegende Bändchen umfaßt zumeist Vorträge und Aufsätze, die ich während der letzten zwölf Jahre in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht habe. Dieselben mit ein paar ungedruckten Aufsätzen zu vereinigen und gesammelt neu herauszugeben, lag mir umso näher, als ich glaubte annehmen zu können, daß die behandelten Gegenstände nicht bloß ein vorübergehendes Interesse bei den Lesern jener Zeitungen und Zeitschriften gefunden haben. Wenn der Zusammenhang von Sprache und Kultur durch meine linguistische Facharbeit überall als der leitende Grundgedanke durchscheint, so darf auch wohl eine Auswahl kleinerer Arbeiten, in denen ich kulturgeschichtliche Probleme zumeist von einem sprachlichen Gesichtspunkt aus beleuchte, den Freunden und Gönnern vorgelegt werden, die meine literarische Tätigkeit bisher mit Wohlwollen und Teilnahme begleitet haben. Die redaktionelle Durchmusterung, Ergänzung und Drucklegung dieser Aufsätze haben treue Helfer und Helferinnen mit mir teilen müssen, nachdem ich nun schon mehrere Jahre die Feder nicht habe selber führen können. Daß ich aber trotz der Ungunst meiner Augen nicht müde werde, mit Lust und Liebe weiter zu forschen, das verdanke ich der fortdauernden Hilfsbereitschaft, die ich in reichem Maße gefunden habe, in erster Linie aber dem Vertrauen und Wohlwollen der Großherzoglich Badischen Regierung.

Freiburg i. B., den 1. Juni 1908.

Friedrich Kluge.

Inhalt.

Vom geschichtlichen Dr. Faust*.

Die Faustsage umspannt vier Jahrhunderte. Ehe Lessing sie erfaßt und Goethe sie für alle Zeiten geweiht hat, ist sie nur einmal flüchtig auf der Höhe dichterischer Kunst erschienen in den Tagen Shakespeares, als Marlowe sich ihrer bemächtigte. Mehr als zwei Jahrhunderte blieb Faust von der Kunstdichtung ausgeschlossen. In der Spinnstube und am Biertisch wohl bekannt und auf der wandernden Volksbühne der Jahrmärkte viel belacht und viel bejammert, ist er in den Bereich unserer Literatur fast nur als Held der Volkssage und der niederen Volksdichtung getreten. Und wenn heute — seit Heines Studienjahren — eine Faustvorlesung im Programm unserer Hochschulen eine feste Stellung einnimmt und Goethes Faust die akademische Zunft von Philologen und Literaturforschern, Ästhetikern und Philosophen um den Sagenhelden des 16. Jahrhunderts schart, so durfte vor zweihundert Jahren ein Professor, der zum ersten Male den Dr. Faust zum Gegenstande einer gelehrten Untersuchung gemacht hat — es war der Wittenberger Neumann — seine akademische Gelegenheitsschrift mit den denkwürdigen Worten schließen: „Eigentlich ist der Kerl es nicht werth, daß man so viel Wesens von ihm macht."

So war es denn auch noch im Zeitalter der Aufklärung — um die Mitte des 18. Jahrhunderts — ein kühner Gedanke und ein kühnes Unternehmen, ihn für die ernste Kunstdichtung wiederzugewinnen, wie es Marlowe 1589 getan.

---

* Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1896 Nr. 9

Als Lessing es plante, wollte Moses Mendelssohn ihn bestimmen, den Helden umzutaufen; er schrieb an Lessing: „Ich zweifle, ob Sie ihm seinen Namen lassen werden; eine einzige Exklamation ‚O Faustus! Faustus!‘ könnte das ganze Publikum lachen machen.“ In allem Ernst war der mit dem Teufel paktierende und durch Teufelsmacht zauberkundige Held der niederen Volksbühne dem Zeitalter unbequem. So verstehen wir auch den Jubelruf, zu dem sich 1771 ein Kunstkritiker[1] versteigt: „Mit denen bekannten elenden Tragödien von Dr. Faust hat es Gottlob! ein Ende, da man endlich solche einfältige Vorurtheile abgelegt hat und vernünftigere Vorstellungen liebt. Faust hat es nunmehr lediglich Rembrandten zu danken, daß seiner noch gedacht wird.“ Fünf Jahre später ging dann zur Überraschung der Literaturfreunde das Gerücht um, daß nun doch auf einmal drei Dichter den Fauststoff behandeln wollten. Das Berlinische Litterarische Wochenblatt vom 4. Mai 1776 machte seinen Lesern davon Mitteilung: „Nunmehr haben wir drei Doctor Faust zu erwarten, von Goethe, Lessing und Maler Müller. Wollen sehen, wen Gott annimmt und welchen der Teufel holt. Indessen verdient es doch die Betrachtung eines ruhigen Weisen, ob ein solcher Stoff von großen Genies mit gutem Gewissen bearbeitet werden könne? Wenn unser Vaterland daran Geschmack findet, wird es nicht, da es kaum von Teufelsbannerey gereinigt worden, bald wieder so voll Teufel, Besessener, Schwermer, Teufelsbanner und dergl. Geschmeißes werden, daß wir anstatt einem alsdann mit unzähligen Gaßnern zu kämpfen haben?“

---

[1] Möhsen, Verzeichnis einer Sammlung von Bildnissen größtenteils berühmter Ärzte. Möhsen war Arzt in Berlin, schließlich Leibarzt Friedrichs des Großen. Darnach ist auch folgende Stelle zu verstehen, die Birlinger, Alemannia X 280, beibringt: „Denn wenn sich die Schönen nicht wolten sehen lassen, welcher junger Herr, welcher Liebhaber würde einen Faust, einen Lederhändler von Pergamo sehen wollen — gewiß keiner!“ 1762 Scherze I 128.

So war es bei Goethes Auftreten um das Ansehen desjenigen Sagenhelden bestellt, der seitdem im Höhepunkt unserer Dichtung steht. Und wenn der Bann, der über zwei Jahrhunderte auf ihm gelastet, durch die erlösende Macht der Dichtkunst von ihm gewichen ist, so verlohnt es sich wohl, der Spur seiner Erdentage nachzugehen, die nach des Dichters Worten nicht in Äonen untergehen wird.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hat niemand an der Geschichtlichkeit eines Schwarzkünstlers Dr. Faustus gezweifelt; zwischen 1540—1600 versichern uns mehrere ernsthafte Gelehrte, er habe noch bei Menschengedenken gelebt. Erst mit dem 17. Jahrhundert beginnt man ihn für Mythe zu erklären, zuerst 1621 von Tübingen aus, wo um die Wende der beiden Jahrhunderte das Interesse an Faust und an Zauberunfug unter den Studierenden üppig blühte. Und dann taucht ganz vereinzelt auch wohl der Verdacht auf, Faust sei niemand anders gewesen als der Buchdrucker Johann Fust, der Zeitgenosse Gutenbergs: er sei von den Mönchen in den Ruf der Zauberei gebracht, weil er ihrem bibliographischen Gewerbe Abbruch getan habe. Mit abweichender Begründung glaubt noch Heine an die Identität: „Mit Faust als Erfinder der Buchdruckerkunst hört die mittelalterliche Glaubensperiode auf und fängt die kritische Wissenschaftsperiode an" — so urteilt Heine in seiner Schrift über die romantische Schule[1]. Nichts ist haltloser als der Zusammenhang von unserm Dr. Faustus mit dem Buchdrucker Fust, und das ganze 16. Jahrhundert hat in seinen zahlreichen Faustanekdoten auch nicht ein einziges Mal das Gebiet der Buchdruckerkunst gestreift. Unser Held hat später gelebt als der Zeitgenosse Gutenbergs, aber er hat gelebt.

Der Ursprung der Faustsage ist eines der interessantesten

[1] In den Erläuterungen zu seinem Faustballett bekämpft er die Identität der beiden Persönlichkeiten.

und lehrreichsten Zeugnisse für das Festhalten und Fortleben geschichtlicher Personen und Ereignisse in der Volksphantasie. Schon durch das 17. Jahrhundert hat es gelehrte Untersuchungen gegeben, die den Sagenhelden als eine geschichtliche Persönlichkeit nachwiesen. Und es verlohnt sich hier, ein höchst lehrreiches und zugleich amüsantes Zeugnis aus einer gelehrten Untersuchung vom Beginn des 18. Jahrhunderts vorzuführen[1]: „Ist es nun Wunder, dass D. Faust in keinem historischen Buche seiner Zeit anzutreffen? Man achtete nemlich diesen Kerl nicht wehrt, sein Gedächtniss auf die Nachkommen fortzupflanzen, und selbst Trithemius hat seine Wissenschaft von D. Fausten in keines seiner so vielen historischen Werke gebracht, sondern erzählete nur, was er von ihm wuste, einem seiner Freunde, welcher ihm noch dazu zu dieser Erzählung Anlass gegeben hatte. Ich wil dieses mit einem gleichen Exempel erläutern. In meiner Jugend lebete ein damahls sehr bekannter Marckt-Artzt, welcher auf allen Märckten herum zog. Ich habe ihn am Ende des vorigen Jahrhunderts, da ich zu Zeitz ein Schüler war, daselbst gesehen, als er mit großer Pracht aufgezogen kam, und nachdem er auf seine Schaubühne getreten war, seine Rede mit diesen Worten anfing: Hochgeehrteste Herren, ich bin der berühmte Eisenbart. Ich habe aber schon das Ende seines Ruhmes erlebet, und glaube, dass nach hundert Jahren niemand wissen wird, dass ein Marcktschreyer Nahmens Eisenbart, in der Welt gewesen. Solte aber dieses mein Postscriptum so alt werden, so hoffe ich, man werde mein Zeugniss gelten lassen, wenn auch gleich in dem Theatro Europaeo, in Struvens Historia Germaniae, in der Europäischen Fama, in den Actis eruditorum, und in andern dergleichen Büchern, des Eisenbarts nicht die geringste Erwehnung solte geschehen seyn."

[1] D. Christ. Aug. Heumanns glaubwürdigste Nachricht von D. Fausten in einem Schreiben an Herrn D. Haubern (1742) bei Arth. Kopp, Eisenbart im Leben und im Liede (Berlin 1900) S. 6.

So kennt auch unsern Faust weder die politische noch die Gelehrtengeschichte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, obwohl so reich an bleibenden wie an flüchtig verrauschenden Namen bedeutender Männer. Und als im Jahre 1587 ein Volksbuch, das Geschichte bieten will und Gewährsmänner und Dokumente anführt, seine Lebensschicksale zum ersten Male darstellte, hatte Mythenbildung schon ein halbes Jahrhundert lang die geschichtliche Persönlichkeit bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Daß wir aber trotz dieser romanhaft und tendenziös gefärbten Pseudobiographie eines Ungenannten an der Geschichtlichkeit des Schwarzkünstlers nicht irre werden dürfen — wie man neuerdings an der Persönlichkeit Shakespeares irre geworden ist — lehren einige zum Teil erst neuerdings aufgefundene urkundliche Zeugnisse[1].

Das Zeitalter Fausts war das der Reformation. Die geringen Spuren seiner Erdentage fallen in die Jahre 1507 bis 1540. Aber die Kette seines Daseins, seine ganze Tätigkeit läßt sich nicht mit dem vollen Lichte geschichtlicher Ereignisse und geschichtlicher Personen beleuchten. Hin und wieder taucht er auf, bald hier, bald dort; aber zwischen den einzelnen Daten, die — so mühselig wie das Leben Shakespeares — aus gelegentlichen archivalischen Funden oder aus nebensächlichen Erwähnungen im Briefwechsel von Zeitgenossen gewonnen sind, läßt sich nicht wohl ein noch so knapper Lebenslauf oder Bildungsgang herstellen. Aber seltsam! die neueren Funde haben weit mehr biographische Tatsachen für Faust als für Shakespeare ergeben. Wenn so der größte Dichter der nächstfolgenden Generation an geschichtlicher Dokumentierung beträchtlich hinter dem größten Sagenhelden neuerer Zeit zurückbleibt, so sehen wir, daß wir kein Anrecht darauf haben, für Faust noch mehr biographisches Material zu erwarten. Ja wir

[1] Im Folgenden werden die neueren Funde mit den älteren und mit eigenen Ermittlungen verschmolzen; die Quellen findet man jetzt am bequemsten in Alex. Tilles Werk 'Faustsplitter', Weimar 1900.

müssen es nicht bloß für glückliche Zufälligkeiten ansehen, die uns so manche Nachricht übermacht haben, wir werden auch in den wirklich vielseitigen Zeugnissen einen wichtigen Beweis für die Bedeutung unseres Helden in seiner Zeit finden.

Dr. Faustus muß als Astrolog Aufsehen erregt haben. Noch sein anonymer Biograph vom Jahre 1587 weiß in einem besonderen Abschnitt davon zu erzählen, wie gründlich seine Kalender, wie richtig seine Wetterprognosen und wie glücklich seine Prophezeiungen gewesen seien, die er Fürsten und großen Herren über Krieg und Frieden, über Leben und Sterben, über Glück und Unglück ausstellte. Und eine spätere Faustbiographie, die im Jahre 1599 ein Schwabe namens Widmann auf Grund eigener Forschungen über den Wundermann verfaßte, macht einen italienischen Prälaten namhaft, dem Faust die Nativität zu stellen hatte: er wurde später in Rom Kardinal, und das stimmte zu der Prophezeiung des deutschen Astrologen. Aber diese vor wenig Jahrzehnten ins Reich der Fabel verwiesenen Angaben in romanhaften Pseudobiographien späterer Geschlechter haben seither überraschende Bestätigung erfahren. Und eigentlich das einzige objektive, gesicherte Wissen über den geschichtlichen Faust ist die Tatsache, daß er als Astrolog bei Fürsten und hohen Herren großes Ansehen genossen hat.

Wir kennen seine Visitenkarte vom Jahre 1506, auf der er sich als 'Fons necromanticorum, Astrologus, magus secundus' bezeichnet — mit diesen Titeln wird er sich in der Fastenzeit des Jahres 1507 auch bei Franz von Sickingen eingeführt haben, der ihm vorübergehend in Kreuznach das Amt eines Schulmeisters übertrug. Im Jahre 1520 steht sein Name in den Kammerrechnungen des Fürstbischofs Georg von Bamberg: Faust hatte ihm die Nativität gestellt und das hat ihm — jussu reverendissimi — ein Ehrengeschenk von 10 Gulden eingebracht[1]. Zu einer Zeit, wo die Mythen-

[1] J. Mayerhofer in der Vierteljahrsschr. f. Litt.-Gesch. III 177 hat den Eintrag in den Rechnungen entdeckt; er lautet: „Item X Gulden

bildung allerdings der Geschichtlichkeit Eintrag tat, hören wir, daß der Kölner Erzbischof Hermann von Wied, der ein Freund und Gönner des berühmten und berüchtigten Cornelius Agrippa war, auch mit Faust Beziehungen unterhalten hat und daß Faust unmittelbar vor seinem Lebensende mit den Schloßherren von Staufen im Breisgau in nahem Verkehr stand.

Eine besondere Erwähnung verdienen noch seine Beziehungen zu den Huttens.

Im Jahre 1534 schloß sich Philipp von Hutten — ein Vetter Ulrichs von Hutten — einer Expedition nach Venezuela an, zu der auch ernstere Astrologen Prognostikationen ausstellten. Joachim Camerarius, als Humanist und Freund Melanchthons und des Eobanus Hessus und auch als Astrolog hoch geschätzt, ein langjähriger Freund der Huttenschen Familie, sah günstige Omina und knüpfte daran Wünsche in lateinischen Versen.

> Si liquido coepta auspicio quaecunque habitura
> Sunt finem, finis non erit iste malus. . . .
> Omnia sint vobis terraque marique secunda
> Virtuti, juvenis nate Philippe tuis,
> Ut quondam incolumi patriaeque tuisque reverso
> Nemo sit in terra par tibi, Teutonide!

Dr. Faustus prophezeite hingegen Mißerfolge und Unglück. Und im Jahre 1540 erhält Moritz von Hutten, der Fürstbischof zu Eichstätt und Domprobst zu Würzburg war, einen Bericht aus Venezuela von seinem Bruder, der sich noch in der Ferne an den Unglückspropheten erinnert. „Ich muß bekennen“ — schreibt dieser — „daß es der Philosophus Faustus schier getroffen hat; denn wir haben ein sehr böses Jahr gehabt.“[1] Ob sich Fausts Prophezeiung

geben und geschenkt; Doctor Faustus philosopho zu Verehrung; hat m(einem) g(nädigen) Herren ein Nativität oder judicium gemacht, zalt am Sonntag nach scolastice. Jussit R(everen)dis(simu)s.“

[1] „Hie habt ihr von allen Gubernationen ein wenig, damit ihr sehet,

auf die Expedition im allgemeinen oder auf das Jahr der Seereise oder speziell auf Hutten als Teilnehmer der Expedition bezogen hat, können wir allerdings nicht wissen; wahrscheinlich ist wohl die letzte Möglichkeit. Und da verlohnt es sich auch, kurz Huttens Schicksale in der neuen Welt zu erwähnen, weil gewiß die Zeitgenossen im Anschluß an eine derartige Prophezeiung den Namen Fausts vielfach genannt haben werden; vielleicht liegt hier geradezu ein Fall vor, der für die Entstehung der Sagenbildung bedeutsam mitwirkte.

Albrecht von Hutten, der Vater Philipps, hatte — wie die Fama erzählte — einen Reisebericht seines Sohnes erhalten, wonach sie auf der Seereise einem Meerwunder begegnet wären, das durch vollen bischöflichen Ornat auffiel; man hatte es gefangen, aber wieder ins Meer geworfen usw. Als in der Karwoche 1546 Philipp bei Coro in Venezuela von einem Spanier hinterlistig umgebracht war, war sein Bruder Moritz im Verein mit der Welserschen Familie eifrig bemüht, die kaiserliche Regierung zu vermögen, Sühne für die Ermordung und Auslieferung der Hinterlassenschaft zu verlangen, und er erzielte auch, daß der Kaiser eine Gesandtschaft nach Venezuela mit diesem Auftrage abordnete. Wir wissen, daß Moritz unter der Hand Nachforschungen über die Schritte der Regierungsbevollmächtigten einzog; ihm lag besonders am Herzen zu erfahren, ob sein Bruder aus der Ehe mit einer vornehmen Eingeborenen Kinder hinterlassen hätte; er hätte sich zur Ehre des Bruders und

---

daß wir hie in Venezola nicht allein bisher unglücklich gewest sein, diese alle obgemelte Armata verdorben seind, jnnerhalb 3 Monathe vor und nach uns zu Sevilla ausgefahren, daß ich bekennen muß, daß es der Philosophus Faustus schier troffen hat, dann wir ein fast böses Jahr antroffen haben, aber Gott hab Lob ist uns fast unter allen andern am besten gangen." Vgl. Szamatólski in der Vierteljahrsschr. f. Litt.-Gesch. II 156. Vgl. eine Prophezeiung, die dem Bischof Moritz von Eichstätt gewidmet ist, bei Jacob Kubel, Elegia in fine continens vaticinium 1547.

der Familie gefreut, etwa Söhne zu sich zu nehmen und erziehen zu lassen.

Vielleicht niemand verfolgte den Gang dieser Expedition mit mehr Interesse als Camerarius. Ungeduldig erwartete er Nachrichten und er horchte begierig in seinem Freundeskreise, ob Neues über Hutten bekannt sei. Er mochte wohl glauben, daß sein Ansehen als Astrolog im Wettbewerb mit Dr. Faustus leicht auf dem Spiele stehe. Unter den Zeugen, die das 16. Jahrhundert für den Sagenhelden bietet, steht zuletzt der Sohn des Joachim Camerarius, der Jurist Philippus Camerarius, und wenn er eine ungünstige Schilderung von unserm Schwarzkünstler entwirft, so beruht das gewiß auf einer Familientradition, für die jene Konkurrenz der beiden Astrologen verhängnisvoll gewesen sein kann.

Joachim Camerarius erkundigte sich nach Hutten im August 1536 bei einem langjährigen Freunde, dem Würzburger Ratsherrn Daniel Stibarus von Rabeneck, der auch freundschaftliche Beziehungen zu den Huttens hatte und mit ihnen den Hang für Astrologie teilte[1]; ihm hat Camerarius zwei längere lateinische Gedichte mit astrologischem Inhalt gewidmet. Nun scheint sich damals gerade unser Faustus bei diesem Würzburger Ratsherrn aufgehalten — Würzburg hat den Schwarzkünstler mehrfach beherbergt — und ihn in seine Anschauungen über die Geheimnisse der Zukunft eingeweiht zu haben. Und Camerarius fragt in dem uns erhaltenen Briefe den Stibarus, ob er über Philipp von Hutten etwas wisse, und fügt hinzu: „Dein Faustus bringt mich auf diese Frage"; und eifersüchtig fährt er fort, den Verehrer des Doktors auszuholen, was denn dieser über den Ausgang

[1] Stibarus hatte 1518 unter Camerarius in Erfurt studiert; er war seit 1527 Kanonikus in Würzburg und starb 1555. Er hat mit Erasmus von Rotterdam in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden; aus den Jahren 1528—1530 sind mehrere Briefe beider Korrespondenten erhalten geblieben. Auch unterhielt er sehr nahe Beziehungen außer mit Eobanus Hessus noch mit Melanchthon.

des dritten französischen Feldzugs Karls V. gegen Franz I. von Frankreich prophezeie. Und im gleichen Jahre 1536 schreibt Camerarius an Eobanus Hessus, wie sehr ihn als Astrologen der französische Krieg interessiere, aber er behält seine Zukunftsweisheit für sich, weil Eobanus sich darüber zu belustigen pflegte.

Es scheint, daß Camerarius, nachdem er in der Konkurrenz für politische Prophezeiungen unserm Dr. Faustus unterlegen, ungern resignierte, aber eben resignierte. Er schreibt 1538 einem Nürnberger Freunde, er hege wegen des französischen Krieges ernste Befürchtungen für das nächste Jahr: „de quibus possem aliquid praedicere forsitan, sed ego hoc relinquo aliis, πράγμασι δὲ λέγω, quae vaticinia paulo prudentiores non facile solent fallere".

Unser Faust wird an den politischen Fragen jener Zeit als Astrolog und Magier auch sonst einen hervorragenden Anteil gehabt haben. Um die gleiche Zeit, als er im Kreis der Huttenschen Familie mit seinen Prophezeiungen Aufsehen machte — es scheinen die Jahre seines höchsten Ansehens gewesen zu sein — hat er durch die Voraussicht eines politischen Ereignisses im Norden Aufsehen gemacht. Im Jahre 1535 führte der Bischof von Münster, Graf Franz von Waldeck[1], Krieg gegen das den Wiedertäufern gehörige Münster, und Faust soll die Einnahme der aufrührerischen Stadt prophezeit haben, als er sich damals gerade in dem Waldeckschen Korbach aufhielt, und das Ereignis trat am 23. Juni 1535 wirklich ein. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Faust dem Bischof von Münster selbst die Prophezeiung gemacht hat. — Franz I. von Frankreich[2]

---

[1] In einer Waldeckschen Chronik des 17. Jahrhunderts (Anzeiger 24, 221) findet sich die offenbar alte Überlieferung bei Erwähnung der Einnahme von Münster erwähnt: „quo tempore insignis ille nigromanticus D. Faustus eo ipso die Corbachii divertens praedixit fore nimirum ut eadem nocte urbs Münster ab episcopo expugnaretur."

[2] Er. Schmidt, Goethe-Jahrb. III 100 und Kiesewetter in der

scheint, nachdem er seinem Hofastrologen Cornelius Agrippa seine Gnade und Gunst entzogen, vorübergehend unsern Schwarzkünstler an seinen Hof bestellt zu haben. Wenigstens wurde ein deutscher Schwarzkünstler — sein Name wird nicht genannt, aber wahrscheinlich ist Faust gemeint — 1528 am französischen Hof erwartet. Wir wissen aus einem Brief des Cornelius Agrippa, daß der Hof große Hoffnungen auf ihn setzte: er überschaue die ganze Zukunft mit ihren Geheimnissen, könne die an Karl V. vergeiselten königlichen Prinzen durch die Luft zurückführen, Heere und Schätze hervorzaubern, Ehen und Liebesbündnisse trennen und unheilbare Krankheiten heilen. Lauter Künste, die im Faustschen Mythenkreis wirklich eine Stelle haben. Auch in Deutschland wird in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts — allerdings unter Widerspruch von französischer Seite — jenes im Brief des Agrippa nur angedeuteten Ereignisses gedacht, daß man in Deutschland einen Zauberer geholt habe, der versprach, die Prinzen aus Madrid durch die Luft nach Frankreich zu entführen; man habe davon Abstand genommen, aus Furcht, sie könnten auf der Luftreise stürzen und das Genick brechen. Diese Nachricht geht allerdings auf Agrippas Schüler und Freund Wierus zurück, der aber auch den Namen des Schwarzkünstlers leider nicht angibt. Aber auch uns scheint es nicht unmöglich, daß Dr. Faustus dahinter steckt.

Der Astrolog Faust — soweit er urkundlich bezeugt ist — bildet keine Sondererscheinung in seiner Zeit. Unter Maximilian und Karl V. besaß jede bedeutendere Stadt und jeder reichere Fürst einen Astrologen, dem nicht bloß das Aufstellen des Kalenders für das kommende Jahr oblag, sondern auch die Prognostizierung der Witterung, die Deutung außergewöhnlicher Naturerscheinungen und die An-

Sphinx VII 158; dazu Wierus, De Praestigiis Daemonum 1568 und Bodinus 1581 Magorum Daemonomania S. 449.

kündigung drohender politischer und religiöser Ereignisse. Die ernsthaftesten Männer übten diesen fragwürdigen Beruf, und ebenso ernsthafte Männer schenkten ihnen Glauben und Beifall. Mit Camerarius, dem angesehenen Humanisten, steht Melanchthon auf einer Stufe, er war ein gläubiger Verehrer der Astrologie und wagte auch selbst Prognostikationen. Aber die Zeit schied zwischen ernsthaften, sozusagen wissenschaftlichen Astrologen mit gelehrter Bildung und „illis vaticinatoribus superstitiosis, qui quaestus causa praedictiones factitant". So reich nun auch jene Zeit an astrologischer Literatur ist, um so seltsamer ist es, daß Fausts Name darin gar nicht begegnet. Vielleicht haben die Zeitgenossen bei so manchen Ausfällen, die gegen ungebildete Astrologen gemacht wurden, wie 1532 in der Schrift 'De Ostentis' von Camerarius, an den späteren Sagenhelden gedacht; ja manchmal dürfte man ihn angegriffen haben, ohne seinen Namen zu nennen. Einmal heißt es von Prophezeiungen: „commemorare possem multa talia exempla vanissimarum praedictionum, quibus insignis quidam astrologiae encomiastes nostra memoria ludificatus est magnos principes et nunc etiam ludificatur" — und damit dürfte nur Dr. Faustus gemeint gewesen sein.

Die ganze Zeit war voll der schrecklichsten Prophezeiungen. Vor allem für die Jahre 1524 und 1527 wurde Gewaltiges angekündigt. 1520 zog die alte Prophezeiung Stöfflers aus dem Almanach von 1499 wieder durch die Lande, der 25. Februar 1524 werde eine neue Sündflut bringen; und drei Jahre hindurch dauerte die Angst furchtsamer Gemüter. Man zimmerte sich Archen, man zog sich auf hohe Berge zurück, man wanderte aus den an der See gelegenen Gegenden aus. Umsonst suchten ernsthafte Männer wie Augustinus Niphus[1] das arme Volk aufzuklären. Denn

[1] Vgl. Augustini Niphi Philosophi Suessani de Falsa Diluvii Prognosticatione (2. Aufl. gedruckt im Dezember 1520). Moll, Joh. Stöffler S. 54 (Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees VIII).

solch schwere Aussichten wiederholten sich nur zu oft. 1527 — hieß es bald darauf — sollte viel Wunderdinge bringen (Lycosthenes, De Ostentis S. 533). Und bei dem großen italienischen Astrologen Lucas Gauricus (Opera II 1575) lernen wir auf das Jahr 1524 eine Prophezeiung berühmter deutscher Astrologen kennen.

Gehörte unser Faust zu den Astrologen, die mit so ängstigenden Prophezeiungen Deutschland beunruhigten? Ist er vielleicht gar für eine oder die andere dieser Prophezeiungen als Autor anzusehen? Nur allzu oft werden solche Prophezeiungen erwähnt, aber selten mit dem Namen ihres Urhebers, und noch ist keine bekannt geworden, die den Namen Fausts trüge. Und das befremdet um so mehr, als auch in den Kreisen der Gelehrsamkeit strengster Observanz astrologische Fragen gern und oft erörtert wurden.

Die Universitäten standen den mit dem vollen Ernst der Wissenschaftlichkeit betriebenen astrologischen Studien nicht fern. Das gleiche Ansehen, in dem Toledo und Salamanca im späten Mittelalter standen, galt bei uns für Krakau; um die Wende der beiden Jahrhunderte waren die Krakauer Almanache berühmt. Und in Krakau soll nach einer unter Melanchthons Gewähr auftretenden Legende unser Faust studiert haben, wie mancher andere, der der Astrologie treu blieb. Gewiß hat auch er — wie es die Historie von 1587 berichtet — Kalender verfaßt und mit ihnen Erfolge erzielt. Aber er war nicht einseitig Astrolog und noch weniger ausschließlich im Verkehr mit großen Herren. Mochte er sich auch mit Vorliebe um die Gunst des Adels bemühen und sich gern in die Nähe hoher Herren wagen — in viel höherem Maße als mit dem Adel hat Dr. Faustus mit dem Volk verkehrt, und das Volk hat die Erinnerung an ihn in weit verbreiteten Sagen festgehalten. In den sonstigen Zeugnissen, die wir über unsern Helden als im Leben stehend besitzen, sehen wir Faust unter dem Volk, und er ist alles andere mehr als Astrolog.

Im Mai des Jahres 1506 ist der berühmte Würzburger Gelehrte Trithemius auf seiner Heimreise von Berlin unserm Faust in Gelnhausen begegnet, ohne seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Faust machte sich aus dem Staube, wie er von der Durchreise des Trithemius hörte; aber im Gasthof bildete er das Tagesgespräch. Er hatte in Gegenwart mehrerer geistlicher Herren geprahlt, wenn sämtliche Werke von Plato und Aristoteles verloren gingen, sei er im stande, besser und vollkommener sie wieder herzustellen. Und bald darauf rühmte er sich in Würzburg, daß er die Wunder Christi nicht bewunderungswürdig finde; er selbst könne sie beliebig oft ausführen[1]. Dann kam er nach Kreuznach, wo Franz von Sickingen gerade eine Lehrerstelle zu besetzen hatte. Der für die Künste der Astrologie empfängliche Ritter hat sie Faust übertragen. Aber Faust kam bald mit den Gesetzen in Konflikt und der drohenden Verhaftung entzog er sich durch Flucht.

Dies alles wissen wir aus einem Briefe des Trithemius, der — unter dem 20. August 1507 — einen Freund vor dem Abenteurer warnen will. Es war der Heidelberger Mathematiker und Astrolog Virdung, der damals unsern Faust bei sich zu Besuch erwartete.

Diese Begegnung mit unserm Faust hat Trithemius wohl oft und dringlich beschäftigt. Mehrfach hat er — wie wir bald sehen werden — jene Menschenklasse eingehend geschildert, zu der er den Faust rechnete; nirgends wohl lebhafter als in seinem (1515 in Oppenheim veröffentlichten) 'Liber Octo Quaestionum ad Maximilianum Caesarem', den er 1508 dem Kaiser widmete. Noch nicht lange war er von seiner Brandenburger Reise heimgekehrt — es war Pfingsten 1508 — als er zu Kaiser Maximilian nach Schloß Boppard beschieden wurde, um seine Anschauungen über Gott und

[1] Das Volksbuch von 1587 weiß davon recht wenig; aber ein Anklang daran ist es, wenn das 26. Kapitel berichtet, daß Faust auf seiner dritten Weltreise „etliche Tage auf dem Meere gewandelt sei“.

Welt, Wissen und Glauben, Natur und Wunder dem Kaiser vorzutragen, der sich gern von Gelehrten über zeitgemäße Probleme Vortrag halten ließ. Noch lag dem Abt jene Begegnung frisch im Sinn, und eingehend und eindringlich schilderte er den gotteslästerlichen Unfug, der in dem uneingeschränkten Treiben von Nekromanten sich allerorten breit machte. Sie behaupten, Geister bannen oder im Kristall zeigen zu können, beschwören sie und gehen einen Pakt mit ihnen ein, führen Bücher voller Gottlosigkeit und mit prunkhaften Titeln bei sich und versprechen Unglaubliches. Teufelspakt, Geisterbeschwörung, Zauberkünste, Hexenwerk und Aberglauben — das alles hat der Abt vor dem Kaiser als gotteslästerliches und reichsgefährliches Teufelswerk erörtert: „Crede mihi, Caesar, quoniam hoc mendacisissimum genus hominum sacro imperio tuo valde est perniciosum et ideo non minus quam maleficarum scaturigo penitus exterminandum." Tritheim schließt seine Schrift mit der Bitte, der Kaiser möge das Urteil anderer glaubensstarker Gelehrter einholen, ehe er seine — des Trithemius — Anschauungen denen zur Kenntnis bringe, gegen die sie sich richteten: „Non sunt inter christianos tolerandi, o sacratissime Caesar, homines mente corrupti et reprobi circa fidem, qui per maleficia curant maleficiatos, qui furta ministerio daemonum revelant et adulteria, qui lapidum aut speculorum inspectione prenuntiant futura. Non exaudias illos, precor, qui divinarum legum ignari hujusmodi ministros daemonum imperio tuo existimant utiles." Man hat den Eindruck, daß der Abt den Kaiser bestimmen wollte, gegen Leute wie Faust vorzugehen[1]. Und das hat wohl der üble Leumund

[1] Anders deutet Ulmann in seinem Maximilian II 725 den Vortrag Tritheims beim Kaiser, indem er an das Urteil des Volkes anknüpft, das in Tritheim selbst einen Schwarzkünstler sah; der Kaiser soll nach Ulmann die Gelegenheit benützt haben, den so Beleumundeten selbst über Wunderdinge reden zu hören. Auch Witkowski (Ztschr. für Geschichtswissenschaft N. F. I 311) erinnert daran, daß Trithemius schon damals im Leumund der

verschuldet, der schon 1506/7 den späteren Sagenhelden charakterisierte. Und dieser böse Leumund blieb haften.

Am 3. Oktober 1513 erfahren wir aus einem Briefe des Gothaer Humanisten Mutianus Rufus an den befreundeten Urbanus, daß Faust damals nach Erfurt gekommen war. Das Volk bewunderte ihn, aber der Gelehrte sah ihn geringschätzig über die Achsel an und wünschte ihm die Geistlichkeit auf den Leib, die gerade gegen Reuchlin hetzte[1].

Was damals dem Mutianus Rufus, wie vorher dem Trithemius, am anstößigsten war, das war das renommistische Gebaren des Mannes. Bei dem Heidelberger Virdung hatte er sich mit seinen sämtlichen Titeln eingeführt als „Fons necromanticorum, astrologus, magus secundus, chiromanticus, aeromanticus, pyromanticus, in hydra arte secundus", d. h. als Spezialisten in allen sieben freien Künsten. Und diese sämtlichen Titel trug auch seine Karte, die er für den Trithemius in Gelnhausen zurückgelassen hatte. Maßlose Prahlereien, wie 1506 in Gelnhausen und 1507 in Würzburg,

---

Zauberei gestanden, wie er denn in einem vier Tage älteren Brief an den Mathematiker Johannes Capillarius in Paris sich verteidigte, er habe bisher noch nichts geschrieben, worüber sich irgend jemand mit Recht wundern könnte, ebensowenig etwas Erstaunliches getan, und dennoch werde er von der Menge für einen Zauberer gehalten und man behaupte mit Bestimmtheit, er habe Tote auferstehen lassen, Geister aus der Hölle beschworen, die Zukunft vorausgesagt, Diebe und Räuber durch Zaubersprüche überführt und gebunden. Das sei alles erlogen; er habe niemals etwas der Art getan oder beabsichtigt. Er habe zwar die meisten Bücher von Zauberern gelesen, aber nicht um ihr Tun nachzuahmen, sondern um durch Widerlegung ihren verabscheuungswürdigen Aberglauben möglichst zu bekämpfen.

[1] Venit octavo abhinc die quidam chiromanticus Erphurdiam nomine Georgius Faustus Helmitheus Hedelbergensis, merus ostentator et fatuus. Ejus et omnium divinaculorum vana est professio et talis physiognomonia levior typulâ. Rudes admirantur. In eum theologi insurgant, non conficiant philosophum Capnionem. Ego audivi garrientem in hospitio, non castigavi jactantiam. Quid aliena insania ad me? Briefwechsel des Conr. Mutianus, gesammelt und bearbeitet von Dr. K. Gilbert (Halle 1890) S. 413 in den Geschichtsquellen der Provinz Sachsen 18. Band 1. Hälfte.

hat er auch in Erfurt 1513 geäußert. Und von seiner Prahlsucht als Wunderdoktor hören wir noch 1539 in der Gesundheitslehre eines Wormser Arztes namens Philipp Begardi (Index Sanitatis. Eyn Schöns und vast nützlichs Büchlin, genannt Zeyger der gesundheyt Blatt XVIIa). Es heißt im 4. Kapitel „von den bösen, ungeschaffenen, tragkhafftigen, unnützen und ungelehrten Ärtzten“: „Es wird noch eyn namhafftiger dapfferer mann erfunden. ich wolt aber doch seinen namen nit genent haben, so wil er auch nit verborgen seyn noch unbekant; dann er ist vor etlichen Jahren vast durch alle Landtschaft, Fürstenthumb und Königreich gezogen, seinen Namen jederman selbs bekant gemacht und seine große Kunst, nit alleyn der Artznei, sondern auch Chiromancei, Nigromancei, Visionomei, Visiones imm Cristall und dergleichen mer Kunst sich höchlich berümpt. Und auch nit alleyn berümpt, sondern sich auch einen berümpten und erfahrenen Meyster bekant und geschrieben. Hat auch selbs bekant und nit geleugenet, daß er sey und heyß Faustus, damit sich geschriben Philosophum Philosophorum. Wie viel aber mir geklagt haben, daß sie von jm seind betrogen worden, deren ist eyn große Zal gewesen. Nun sein verheyßen war auch groß wie des Tessali. Dergleichen sein rhum wie auch des Theophrasti: aber die that, wie ich noch vernimm, vast kleyn vnd betrüglich erfunden: doch hat er sich im geld nemen oder empfahen (das ich auch recht red) nit gesaumpt, und nachmals auch im Abzugk. Er hat, wie ich bericht, vil mit den verssen gesegnet. Aber was soll man nun darzu thun — hin ist hin!“

Philosophus Philosophorum war der Ehrentitel, den das ausgehende Mittelalter dem großen Aristoteles beilegte. Und an solchem Prunken mit Titeln hält auch noch das alte Volksbuch von 1587 fest; der Pakt, mit dem Faust sich dem Teufel verschreibt, trägt die Unterschrift: „Johann Faustus, der Erfahrne der Elementen und der Geistlichen Doctor.“

Man hat bisher vergebens in den Matrikeln der Universitäten, an denen die Legende unsern Helden studieren läßt, nach einem Faustus gesucht[1], den man dem Schwarzkünstler gleichsetzen könnte. Aber weder der Magistertitel, mit dem er 1506 auftritt, noch der seit 1520 bezeugte Doktortitel braucht echt zu sein und sein Lieblingstitel Philosophus, mit dem er bei dem Eichstätter Bischof und bei der Huttenschen Familie bezeugt ist, spricht noch nicht für eine akademische Lehrtätigkeit, wie sie eine Ausgabe des Volksbuches 1588 und gleichzeitig Marlowe wirksam verwertet haben.

Sein Name ist unsicher. Mit einiger Wahrscheinlichkeit dürfen wir Georg als seinen Vornamen bezeichnen — mit diesem Vornamen treffen wir ihn 1507 in dem Brief des Trithemius und 1513 in dem Brief des Mutianus Rufus. Dazu kommt der Eintrag in die Ingolstädter Register der „Verwiesenen“ im Jahre 1528: „Am Mittwoch nach Viti 1528 ist einem, der sich genannt Dr. Jörg Faustus[2] von

---

[1] Die Heidelberger Matrikel (G. Toepke, Die Matrikel der Univ. Heidelberg von 1386—1662, I 457) allerdings verzeichnet am 15. Januar 1509 die Promotion eines am 3. Dezember 1505 immatrikulierten Joannes Fust de Symmern Moguntinensis dioecesis, der als erster von 16 Kandidaten das Examen als Baccalaureus der Theologie bestanden; und im Frankfurter Volksbuch von 1587 hat Faust das Magisterexamen glänzender als 16 gleichzeitige Bewerber bestanden. Der Zusatz de Simmern, der mehrfach auch beim Namen des Trithemius auftritt, wird mit Unrecht in der Sphinx VII 21, 22 auf das Fürstentum Pfalz-Simmern bezogen, zu dem das Kloster Maulbronn mit dem Städtchen Knittlingen bis 1504 gehörte; jener Fust gehört nach Simmern auf dem Hundsrück. Aber es könnte doch ein Zusammenhang mit diesem bestehen, wenn man annehmen dürfte, daß gelehrte Nachforschung nach Dr. Faust aus Heidelberg auf die Matrikel verfallen wäre: die Übereinstimmung der Examina ist kaum zufällig. — In Krakau, wo die spätere Sage Faust studieren läßt, hatte auch der oben erwähnte Virdung von Hasfurt nach seiner eigenen Angabe seine astrologische Schulung erhalten. Die Krakauer Matrikel ist mehrfach vergebens auf unsern Faust hin durchsucht.

[2] Daß dies unser Sagenheld sein muß, ergibt sich aus dem Ingolstädter Ratsprotokoll vom 17. Juni 1528: „Dem Wahrsager soll befohlen

Heidelberg gesagt, daß er seinen Pfennig anderswo verzehre, und hat angelobt solche Erforderung für die Obrigkeit nicht zu ahnden noch zu äffen." Noch um 1575 haftete der Vorname Georg in Nürnberg, wo Roßhirt[1] einige Anekdoten von ihm aufzeichnete. Diesen Tatsachen gegenüber bleibt noch festzustellen, daß der Vorname Johannes zuerst in dem posthumen Bericht Melanchthons in des Manlius 'Collectanea' 1563 auftritt. Aber ob er wirklich Faust geheißen oder ob dies nur ein Pseudonym gewesen, läßt sich nicht mehr feststellen. In der ältesten Urkunde seiner Geschichtlichkeit, dem Briefe des Trithemius von 1507, trägt seine Visitenkarte, die er in Gelnhausen für Trithemius hinterließ, einen ganz andern Namen: „Magister Georgius Sabellicus, Faustus junior, fons necromanticorum, astrologus, magus secundus" etc. Und unter dem gleichen Namen hatte Faustus damals bei dem Astrologen Virdung in Heidelberg brieflich seinen Besuch angemeldet. Dann hatte er sich 1513 in Erfurt vorgestellt als „Georgius Faustus Helmitheus Hedebergensis". Was es mit den seltsamen Namen und mit der Namensänderung[2] für eine Bewandtnis hat, ist durchaus rätselhaft. Vielleicht hat Faustus in seiner Sucht, durch Äußerlichkeiten aufzufallen, die beiden Namen sich in Italien angeeignet nach zwei

werden, daß er zu der Stadt auszieh und seinen Pfennig anderswo verzehre." Die beiden Ingolstädter Zeugnisse sind zuerst 1872 mitgeteilt im Oberbair. Archiv 32, 336.

[1] Vgl. Wilh. Meyer aus Speyer, Nürnberger Faustgeschichten 1895.

[2] Daß der Magister Georgius Sabellicus Faustus junior des Trithemius mit unserem Faust ein und dieselbe Person ist, bestätigt die Randbemerkung „Fausti vanitas insignis" in dem 1536 gedruckten Briefwechsel des Trithemius. Zu dem gleich zu erwähnenden Faustus aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts fügen wir hier noch einen dritten, wie es scheint, niederländischer Herkunft, Faustus Celebris, von dem ein Brief an Erasmus Roterdamus von 1529 erhalten ist; er war bis dahin Famulus bei Erasmus und trat dann als Hatschier in den Dienst des Königs Ferdinand. — Im Gegensatz zum Faustus jun. muß es doch wohl einen älteren Faust als Zauberer gegeben haben; das macht auch der Wortlaut des Begardi (oben S. 13) wahrscheinlich.

venetianischen Humanisten jener Zeit: der eine hieß Antonius Sabellicus, der andere — Publius Faustus Andrelinus (gest. 1517 in Paris) — wurde nach der Sitte jener Zeit allgemein schlechtweg Faustus genannt und nannte sich auch selbst so in seinen Schriften. Noch einen andern gleichzeitigen Venetianer Namensvetter kennen wir, den Lucius Victor Faustus, dessen Name 1522 auf dem Titelblatt einer Straßburger Terenzausgabe steht; sie enthält von diesem Faustus einen 'Libellus de Comedia'. Und von demselben Faustus kennen wir einen 1530 von Venedig aus datierten Brief, worin er sich rühmt, 1529 durch Erbauung eines fünfruderigen Schiffes eine unglaublich große Tat getan zu haben, wie er denn Gelehrsamkeit ohne praktische Bedeutung für sich geringschätze; er seinerseits verzichte auf literarischen Ruhm als Dichter oder Geschichtsschreiber und suche die gelehrte Bildung mit praktischem Sinn zu vereinen. Unser Sagenheld, der zeitweise in Venedig gewesen sein soll, ist mit humanistischen Zügen ausgestattet, und der geschichtliche Faustus zeigt in dem Berichte des Trithemius wenigstens Prahlereien mit humanistischem Inhalt.

So dunkel also der eigentliche Name unseres Helden ist, der es meisterhaft verstanden haben muß, sich mit Wichtigtuerei und Geheimniskrämerei auffällig zu machen — ebenso dunkel ist seine Herkunft, Geburtsjahr, Bildungsgang und Ende. Zu bald nach seinem Tode verdunkelt Sagenbildung seinen geschichtlichen Charakter, und wir verlieren den festen Boden unter den Füßen; in allen Zeugnissen für unsern Helden von 1540 an sehen wir, wie geschäftig sich die Volkssage seiner annahm. Aber die eigentliche Blütezeit dieser Mythenbildung sind die sechziger Jahre des 16. Jahrhunderts.

Der Basler Pfarrer Gast, der im Jahre 1548 mehrfaches über unsern Faust berichtet, hat eigentlich noch keine breite Kenntnis von seinen Zauberkünsten, sondern nur erst geringe Ansätze der Sagenbildung. Wierus, der in der 1. Auflage

seiner Schrift 'De Praestigiis daemonum' 1563 noch nichts über ihn bringt, ergänzt erst die Auflage von 1568 durch Faustanekdoten. Und im Jahre 1569 gibt dann bereits ein schweizerischer Schriftsteller über Gespenster und Ungeheuer — Lavater mit Namen — seiner Verwunderung über den Umfang der Sagen Ausdruck mit dem Ausruf: „Was Wunder soll zu unsern Zeiten Faustus, der verrühmt Zauberer, getrieben haben!"

Um die Ehre, des Zauberers Geburtsort gewesen zu sein, wetteiferten im Zeitalter der Mythenbildung drei Orte oder mehr. In der alten Historie von 1587 ist es Rod bei Weimar, das heutige Dorf Rödigen. Die späteren „wahrhaftigen Historien" von 1599 nennen im Gegensatz dazu Sondwedel in der Mark. Das älteste Zeugnis, das einen Geburtsort angibt und Melanchthon als Gewährsmann nennt, bietet den schwäbischen Ort Knittlingen bei Maulbronn, wo dann auch nach einer in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts umlaufenden Sage Fausts sündhaftes Leben durch den Teufel ein so schmähliches Ende nahm.

Überhaupt war Schwaben ein rechter Nährboden der Faustsage. Unmittelbar nach dem Erscheinen des Volksbuches von 1587 und im engsten Anschluß an dieses schmiedeten ein paar Tübinger Studenten eine Fausthistorie in Reimen, die den Verfassern und ihrem Verleger Rüge und Strafe seitens der akademischen Disziplinarbehörde eintrug. Auch stammt die zweite Faustbiographie von 1599 aus Schwaben, und es wird aus schwäbischer Lokaltradition geschöpft sein, wenn sie Faust in Ingolstadt studieren läßt und einige in Schwäbisch-Hall und Heilbronn spielende Wunderabenteuer kennt, von denen die Frankfurter Historie nichts weiß. Im Kloster zu Maulbronn, wo schwäbische Legende unsern Helden bei einem Abt namens Entenfuß im Jahre 1516 zu Besuch weilen läßt, lokalisiert eine schwäbische Überlieferung Fausts Tod, und damit verträgt sich Melanchthons Bericht bei Manlius 1562, der auf schwäbische

Quellen zurückgehen kann. Und auf Schwaben müssen wir es beziehen, wenn sich der Tübinger Professor Schickardt 1624 (im 'Bechinath') gegen Leute ereifert, „qui patriam suam tanti praestigiatoris origine honorare putant“ [1].

So hat Schwaben und speziell Knittlingen wohl das größte Anrecht darauf, als Heimat des Schwarzkünstlers zu gelten. Aber die übrigen Landschaften respektieren Schwabens Anrecht nicht. Durch die Mythen jedoch, die in Oberdeutschland wie in Mitteldeutschland umliefen, schimmert in Einzelheiten noch die Geschichtlichkeit des Sagenhelden hindurch, kräftiger als wir es nach der Frankfurter Historia von 1587 erwarten würden. Wir vernehmen zunächst Zeugen, die den Wundermann noch persönlich gekannt haben.

„Ich habe einmal in Basel“ — so erzählt 1548 der Basler Pfarrer Gast — „mit ihm im Collegium magnum gespeist; er hatte dem Koch allerlei seltsames Geflügel übergeben, wie ich's in unseren Gegenden nie gesehen habe, und ich weiß auch nicht, wo er sie gekauft oder wer sie ihm geschenkt hatte; in der Jahreszeit damals wurde überhaupt kein Geflügel bei uns verkauft. Er hatte gewöhnlich einen Hund und ein Pferd bei sich — ich glaube, es war der Teufel — und sie hatten alle seine Dienste zu besorgen. Man hat mir auch erzählt, der Hund verwandle sich zuweilen in einen Diener und schaffe ihm seine Mahlzeiten herbei.“

Diese Angaben zugleich mit der vorgetragenen Auffassung sind von der Sage festgehalten und erweitert worden. Und wenn der Bericht dann noch erzählt, wie Faust einem Kloster, wo ihm schlechte Verpflegung zuteil wurde, einen Spuk schickt — so sehen wir überall den ersten zaghaften Ansatz zur Legendenbildung unmittelbar neben geschichtlichen Angaben.

---

[1] Andreae 1617 im 'Menippus' S. 257 (timeo ne jam prae foribus adstaret Mephistopholes) ist ein weiteres Zeugnis für die Faustsage in Schwaben, zugleich wichtig wegen der Namensform des Dämons. Über Andreaes Faustische Interessen s. Erich Schmidt, Goethe-Jahrbuch IV 127.

In dem mehrfach erwähnten Bericht von 1562, der auf Melanchthon zurückzugehen vorgibt, fehlt der rätselhafte Hund nicht und wird auch hier als der Teufel aufgefaßt. Aber Melanchthon, der vielleicht ein landsmannschaftliches Interesse an dem Schwarzkünstler haben möchte, berichtet mehr.

Zu Krakau — so sagt sein Bericht — hat Faust von Knittlingen Magie studiert. Er zog meist im Lande hin und her. In Venedig machte er einen verunglückten Flugversuch. Zeitweise hielt er sich in Wittenberg auf, sollte dann auf Befehl des Kurfürsten verhaftet werden und machte sich aus dem Staube. Auch in Nürnberg sollte er verhaftet werden, abermals entzog er sich den Gerichten durch Flucht. Es war ein dreister Prahler. Die albernste Lüge war's, daß er sich rühmte, die kaiserlichen Heere hätten durch ihn und seine Zauberkunst in Italien alle ihre Siege erfochten.

Einen andern eingehenden Bericht über den Knittlinger Schwarzkünstler erhalten wir 1568 von einem Schüler des Cornelius Agrippa, namens Wierus oder Weiher. Wir hören darin von seiner Prahlerei, von seinem Umherziehen im Lande, und daß er das Volk auf allerlei Art betrogen hat. Einem Bekannten des Berichterstatters hat er ein Mittel angegeben, wie man ohne Rasiermesser den Bart entfernen könne, der Erfolg dieses Wundermittels — es bestand in Arsenik — war der, daß mit dem Bart zugleich die ganze Kinnhaut wegging. Der Gefoppte hat diese Geschichte unserm Berichterstatter wiederholt erzählt.

In diesen posthumen Zeugnissen tritt durchweg eine ebenso ungünstige Auffassung von Fausts Persönlichkeit auf, wie in den oft erwähnten Briefen des Trithemius und des Mutianus Rufus und in dem Bericht des Wormser Arztes Begardi. Möchte in den höheren Kreisen des Adels und der Geistlichkeit der Mann als Astrolog und Naturphilosoph ernst genommen werden — die Gelehrten nahmen ihn nicht ernst. Ihm fehlte die sichere Lebensstellung, und das aben-

teuernde Wanderleben, das damals manchem hervorragenden Kopf üble Nachrede eintrug, zugleich mit den Erfolgen seiner astrologischen Künste bei hochstehenden Persönlichkeiten, erregte ebenso leicht Kopfschütteln wie Neid. Der üble Leumund aber, in dem er sich gewiß schon bei Lebzeiten befand, daß er mit dem Teufel im Bunde stehe, war damals nicht so unerhört, wie es uns leicht scheint. Vom Anfang bis zum Ende des 16. Jahrhunderts ist die gleiche Beschuldigung gegen manche mehr oder weniger hervorragende Gelehrte erhoben, und oft genug haben die so Geschmähten sich vergebens gegen solche Verdächtigung zu verteidigen gesucht. Ich nenne eben jenen Trithemius, der den Georgius Sabellicus Faustus jun. so ungünstig beurteilt hat. Ich nenne Theophrastus Paracelsus und Cornelius Agrippa, und in der Sage erscheint unser Faust gelegentlich im Verkehr mit Cornelius Agrippa. Und mit Theophrastus Paracelsus stellt ihn der berühmte Züricher Polyhistor Conrad Gesner zusammen. Die Sagenbildung, die unsern Faust erfaßt hat, hat auch Agrippa und Theophrast mit Zauberanekdoten ausgestattet. Faßt unsere Zeit diese Naturphilosophen als ernste Gelehrte auf, so möchte sie auch für den Schwarzkünstler Faust nicht wohl solch niedrige Auffassung gelten lassen, wie sie Conrad Gesner hatte, wenn er ihn zu den fahrenden Schülern zählte, wie sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die deutschen Lande mit Lug und Trug durchzogen[1].

Familienähnlichkeit und geistige Verwandtschaft solcher Vertreter der Magie und Alchymie mit unserem Faust war den Zeitgenossen unzweifelhaft. Unter den fahrenden Schülern seiner Zeit erwähnt H. Bebel 1501 im 2. Buch seines 'Triumphus Veneris' eine unserem Faust ähnliche, vielleicht mit ihm identische Gestalt:

> denique se jactat mendax coeli omnia nosse,
> simplex hinc capitur cum munere rustica pubes.

[1] Über die fahrenden Schüler siehe den Aufsatz unten S. 62.

Leider schweigt Altenstaig, der gleichzeitige Erklärer des Triumphus Veneris, über diesen Repräsentanten der fahrenden Schüler. Aber Faust kann gemeint sein. Denn der Wormser Arzt Begardi wie der große Naturforscher Gesner[1] haben unsern Helden diesem Volk schwindelnder Abenteurer zugewiesen. Und die Nachwelt ist nicht im stande, ihm einen höheren Rang in seiner Zeit zu geben. Cornelius Agrippa und Theophrastus Paracelsus, die oft genug unter gleich ungünstiger Auffassung von seiten der Zeitgenossen zu leiden hatten, haben durch ihre schriftstellerische Tätigkeit der Nachwelt eine sichere Unterlage für eine ruhige Beurteilung ihrer Persönlichkeit hinterlassen und damit zugleich dem Geist der so bald auftretenden Mythenbildung Widerstand entgegengesetzt. Unser Faustus weist keine literarischen Leistungen auf, die damals oder später in gelehrten Kreisen mit Achtung genannt waren. Und so sucht man seine Spuren auch vergeblich in den Katalogen unserer Bibliotheken, auch die Bibliographie des 16. Jahrhunderts kennt ihn nicht. Alle bibliographischen Repertorien des 16. Jahrhunderts führen Astrologie, Magie usw. reichlich auf, aber von Faust keine Spur! Und Conrad Gesner, der von Dr. Faust wußte, wie der eben erwähnte Brief an Crato von Crafftheim beweist, deutet uns auch an, daß die Geheimweisheit der Schwarzkunst nicht in ernste Bibliographie hineingehört; in seinem großen bibliographischen Repertorium (Pandectarum sive Partitionum Universalium Conradi Gesneri . . . libri XXI 1548 fol. 97b) sagt er im Kapitel Astrologia: „Qui nostris

[1] In einem Brief an Crato von Crafftheim, den Leibarzt Ferdinands I., unter dem 16. August 1561 (Epistolarum medicinalium Conradi Gesneri, Philosophi et Medici Tigurini liber III. Tiguri 1577 A Ib): „Astrologiam vanam, Geomantiam, Necromantiam et hujusmodi artes prohibitas exercent. Equidem suspicor illos ex Druidarum reliquiis esse qui apud Celtas veteres in subterraneis locis a daemonibus aliquot annis erudiebantur, quod nostra memoria in Hispania adhuc Salamancae factitatum constat. Ex illa schola prodierunt, quos vulgo scholasticos vagantes nominabant, inter quos Faustus quidam non ita pridem mortuus mire celebratur."

temporibus practicas cum calendariis suis ediderint, i. e. prognostica variarum mutationum, earum etiam rerum quae supra naturam sunt, quoniam ut plurimum falsis et ridiculis divinationibus utuntur — sutores ultra crepidam — hic locum occupare non merentur. Etsi nonnullos modeste et cum laude intra terminos artis versatos sua composuisse sciam, tamen et illos anonymos praeteribo, ne caeteris bilem eo magis moveam." Sehr politisch und sehr vorsichtig. Aber im Hintergrund dieser Kritik stehen eben unzweifelhaft Männer wie unser Dr. Faust. Seine literarische Produktion war nicht vollwertig. Und so fehlte jedes Korrektiv gegen die ausschließlich ungünstige Beurteilung seiner Persönlichkeit. Drum konnte auch die Sage frei mit ihm schalten und walten. Und sie tat es, indem sie auf den unkontrollierbaren Helden alle Zauberkünste übertrug, von denen man damals fabelte. Mit seinem Tode bekommt die Volksphantasie die freieste Verfügung über ihn.

Über das Ende und die letzten Lebensschicksale des geschichtlichen Faustus wissen wir nichts Sicheres, wie wir auch über sein Geburtsjahr und seinen Entwicklungsgang durch kein altes Zeugnis Kunde erhalten. Das Frankfurter Volksbuch von 1587 nennt überhaupt kein Datum für irgendein Ereignis im Leben unseres Helden. Erst Widmanns Faustbuch 1599 strebt mit ein paar ausdrücklichen Zeitangaben nach dem Schein der Geschichtlichkeit, die der Speierer Anonymus ganz vernachlässigt hatte. Schon ein Nachdruck der Frankfurter Historie von 1589 hatte ein festes Datum eingefügt, um jenem offenkundigen Mangel abzuhelfen; er setzte 1491 als Fausts Geburtsjahr an, was offenbar viel zu spät ist[1], und so dürfen wir nicht weiter

[1] Fausts Geburtsjahr dürfte etwa 1470 sein. Sowohl der ausdrückliche Bericht der Zimmerschen Chronik wie vor allem die wiederholte Angabe Thurneyssers versichern, daß Faust in hohem Alter gestorben sei. Der älteste Bericht über Faust durch Trithemius stimmt dazu insofern, als wir eine besondere Jugendlichkeit des Nekromanten dort gewiß erwähnt finden müßten.

erwarten, daß im Zeitalter der Mythenbildung noch glaubwürdige Data über Dr. Faust zu Tage treten können. Die nächste chronologische Angabe finden wir in der niederländischen Übersetzung des Frankfurter Faustbuchs.

Und damit verträgt sich eine englische Fortsetzung des deutschen Faustbuches, die unter dem Titel 'The second Report of Dr. Faustus' 1594 erschien; sie geht deutlich auf Wittenberger Mythen und Legenden zurück, und wir entnehmen daraus, daß Faust Mitte 1539 in Wittenberg sein schmähliches Ende genommen hat. Und dieses Datum kann immerhin Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben, wenn wir erwägen, daß der Bericht des Wormser Arztes Begardi (1539) sich damit verträgt und Wierus ausdrücklich angibt, daß Faust einige Jahre vor 1540 an verschiedenen Orten Deutschlands Aufsehen erregt habe. In der Chronik des Grafen Froben Christoph von Zimmern, die 1566 abgeschlossen ist, ergibt sich der Anfang der vierziger Jahre für Fausts Ende, das in oder bei Staufen im Breisgau erfolgt sei. Aber die schwäbische Legende verlegt es wieder nach Knittlingen, wo er wahrscheinlich das Licht der Welt erblickt hat. So verwirrt sich das spärliche Material über den Sagenhelden aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, von dem schon die Zimmersche Chronik III 530 prophezeit hat, „daß sein in viel Jahren nit leichtlichen wird vergessen werden“.

Der Venusberg*.

Der sagenberühmte Venusberg, der das Zauberreich der Göttin der Liebe birgt, hat nicht bloß im deutschen Volksglauben des ausgehenden Mittelalters gelebt, wir wissen auch von manchen Besuchern desselben, die Kunde von dem Liebesleben in der Venusgrotte oder wenigstens von der Lage und Gestalt des Berges und von seinen Höhlen verbreitet haben. Und der Fabeln vom Venusberg war kein Ende. Oft führt uns unsere Literatur an ihn heran, aber nirgends ist sein Zauber in reizvollerem Dämmerlicht, sein Sinnenglück bestrickender angedeutet und berührt, als in dem alten Volkslied vom Tannhäuser. Es gehört zu dem kunstvollsten, was der Liederschatz unseres Volkes durch das 16. Jahrhundert besessen hat. Es war zugleich eines der verbreitetsten und beliebtesten Volkslieder. Aber das 17. Jahrhundert hat ihm wie so vielen altdeutschen Sagenstoffen und Volksliedern einen argen Stoß versetzt: die modische Kunstdichtung verdrängte im Interessenbereich der Literaturfreunde das wunderbare Lied, drängte es in entlegene Täler und Berge zurück. In der Schweiz und in Tirol und Oberösterreich hat man es noch durch das 19. Jahrhundert hindurch erklingen hören, nachdem zuvor 'Des

---

* Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1898 Nr. 66/67. Dieser Aufsatz knüpft an die bahnbrechenden Untersuchungen an, die Prof. Gaston Paris 1897 in der 'Revue de Paris' S. 763 ff. (Le Paradis de la Reine Sibylle) und Prof. Söderhjelm in den 'Mémoires de la Société Néo-Philologique à Helsingfors' (1897) II 101 ff. veröffentlicht haben. Der Aufsatz des berühmten französischen Romanisten (gest. 1902) ist mittlerweile neu gedruckt in den 'Légendes du Moyen Age', Paris 1904. Unserm obigen Aufsatz ist eine orientierende Karte am Schluß des Buches beigegeben.

Knaben Wunderhorn' das alte Tannhäuserlied zum ersten Male wieder erweckt hatte aus einem 200jährigen Schlaf, und heute ist durch Richard Wagners Kunst die Tannhäusersage ein Besitztum der ganzen gebildeten Welt.

Aber in der alten Sage ist nirgends der Hörselberg der Sitz der Frau Venus, er ist ihr erst im 19. Jahrhundert zur Residenz überwiesen. In der älteren Zeit ist der Bereich der Sage eben der Venusberg und nur der Venusberg.

Man hat zur Beleuchtung und Erforschung der Tannhäusersage mehrere Venusberge in deutschen Landen ausfindig gemacht. Es gibt einen solchen bei Reichmannsdorf unweit Saalfeld im Meiningenschen, einen andern bei Waldsee in Schwaben, einen dritten bei Fallbach in Vorarlberg. Es ist recht gut denkbar, daß der eine oder der andere Venusberg ursprünglich außer Zusammenhang mit der Frau Venus gestanden hat; hat doch schon vor Jahren Grässe daran erinnert, daß die ältere urkundliche Namensform des Dorfes Venusberg bei Wolkenstein in Sachsen eigentlich 'Fennigsberg' gewesen, daß also hier[1] erst später Anschluß an den Fabelberg eingetreten ist. Die Ortsnamenkunde lehrt uns an manchen Belegen, daß Namen durch lautliche Umgestaltung erst sekundär an bekannte Sagen angelehnt werden können.

Während von jenen drei Venusbergen bisher keine Tannhäusersagen bekannt geworden sind, hat ein vierter Venusberg eine Spielart derselben aufzuweisen. Er liegt im Breisgau am Schönberg, unfern von Freiburg. Heute hat er den Namen nicht mehr. Wir kennen ihn und seine Sage nur aus einer Aufzeichnung Schreibers (Taschenbuch 1839, S. 348).

Oben auf dem Schönberg, wo noch heute Trümmer einer Burg stehen, lebte ein Ritter ein sündhaftes Leben, bis endlich sein Gewissen erwacht. Er will ein neues Leben

[1] Vgl. auch Amersbach in der Alemannia 23, 80.

beginnen, aber kein Priester absolviert ihn. Er pilgert nach Rom, aber nach Anhörung der Beichte verweigert auch der Papst die Absolution. Eher werde der Stab in seiner Hand Rosen tragen — lautet des Papstes Bescheid — als daß der Ritter von Gott Verzeihung erlangen könne. Trostlos kehrt der Ritter heim. Aber wie er auf seine Burg hinaufreiten will, sieht er seitwärts den Eingang des Venusberges offen. Verzweifelt sprengt er hinein. Aber nach zwei Jahren trägt der Stab des Papstes unerwartet Rosen. Der Papst gedenkt des Ritters und sendet Boten auf seine Burg. Man stellt Nachforschungen an, gräbt im Venusberg und findet da den Ritter tot, auf seinem Roß sitzend. Aber den Saal der Frau Venus hat man nicht geschaut.

Diese Sagengestalt weiß nichts vom Tannhäuser. Wenn es eine alte gute Volkssage ist — man wünschte ältere Zeugnisse dafür — so wird es doch nur eine Übertragung der Tannhäusersage sein. Wie jene andern Venusberge, ist auch dieser im Breisgau nur eine sekundäre Lokalisierung. Und wenn wir hören wollen, wo der Venusberg eigentlich liegt, so müssen wir nicht seine neueren Namensvettern befragen, sondern das 15. und 16. Jahrhundert, die Blütezeit der Sage vom Tannhäuser im Venusberg.

Um die Wende jener beiden Jahrhunderte hat man überall bei uns vom Venusberg gesprochen und gewußt. Er war nicht bloß mit der Tannhäusersage verknüpft, er war in aller Leute Mund auch als die Herberge, die hohe Schule für Nekromanten und Schwarzkünstler. Und diese Doppelnatur des Berges muß scharf geschieden werden, auch wenn sie gelegentlich in eins verschwimmt. —

Der Venusberg der fahrenden Schüler wird zwischen 1450—1550 oft erwähnt, ohne daß dabei zugleich der Tannhäusersage gedacht würde. War der Venusberg der Tannhäusersage Gemeingut des ganzen Volkes, das gern von der alten Wundermär des Feenreiches sang und sagte, so war hingegen der Venusberg der fahrenden Schüler von

dem Volksliede ausgeschlossen, er war so übel beleumdet wie die fahrenden Schüler selbst. Überall, wo sie auftreten, haben sie im Venusberg die Magie erlernt[1].

Und dieser Venusberg — so hieß es allenthalben — liegt in Italien. Das wußte z. B. der berühmte Theophrastus Paracelsus, der Werke (1588) IX 345 davon spricht; vgl. auch Del Rio 1606 Disquis. Magic. I 413. Das wichtigste Zeugnis dafür ist ein undatierter Brief von Aeneas Sylvius, dem späteren Papst Pius II., an seinen Bruder (Epist. famil. 46); er wird in den vierziger Jahren des 15. Jahrhunderts von Deutschland aus geschrieben sein.

Ein kursächsischer Leibarzt — zugleich angesehener Astronom — hatte durch einen Boten bei Sylvius anfragen lassen, „an Veneris montem apud Italiam sciret; nam ibi magicas artes tradi". Sylvius denkt zunächst an Portus Veneris — das heutige Porte Venere — und dann an den im Altertum der Venus heiligen Berg Eryx in Sizilien, aber nie hat er gehört, daß man dort Zauberei lernen könne. Nun fällt ihm ein See unweit Nursia (Norcia) im Herzogtum Spoleto ein, „ubi praeruptus mons ingentem speluncam facit. Illic memini audisse, striges esse et daemones, ac nocturnas umbras — ubi, qui audaces animo sunt, specus vident allocunturque et artes ediscunt magicas". Aeneas Sylvius weiß nur durch Hörensagen von diesem Berge, sein Gewährsmann war ein Rechtsgelehrter namens Savinus, und jetzt bittet er seinen Bruder recht dringlich, sich womöglich mit diesem in Beziehung zu setzen, damit er den einflußreichen deutschen Arzt mit genauen Ermittlungen zufriedenstellen könne.

Leider ist des Bruders Antwort nicht erhalten. Aber wir dürfen zuversichtlich sagen, ihren Inhalt können wir nach allem, was uns das 15. und 16. Jahrhundert offenbart, vielleicht bis ins einzelne hinein vermuten.

---

[1] Vgl. darüber den Aufsatz über die fahrenden Schüler unten S. 62 ff.

Im Jahre 1893 hat A. Graf in einem Aufsatz 'Un Monte di Pilato in Italia' in seinen 'Miti, Leggende e superstizioni del Medio Evo' II 141—166 den Pilatussee der sibyllinischen Berge des Apennin zum Gegenstand eindringlicher Forschung gemacht und aus dem italienischen Schrifttum wichtige Zeugnisse für unsern Venusberg beigebracht.

Der erste, den er namhaft macht, ist der 1362 verstorbene Benediktinermönch Pierre Bersuire in seinem 'Reductorium morale'. Nach ihm liegt im Apennin bei Norcia ein See, nur den Nekromanten zugänglich, die hier ihre Bücher dem Teufel weihen. Den in dem See hausenden Dämonen wird jährlich von der Stadt Norcia ein Verbrecher zum Opfer dargebracht, damit sie Stadt und Land mit Unwetter verschonen. Bersuire hat dies von einem Bischof gehört, er weiß auch, daß der Zugang zum See mit Mauern verwahrt und von Wächtern gehütet wird, welche die Nekromanten von ihrem teuflischen Beginnen abhalten sollen.

Im 'Dittamondo' spricht Facio degli Uberti, der um 1367 starb, von einem Berg des Pilatus und einem dämonischen See, wohin diejenigen gehen, welche gleich Simon dem Magier ihre nekromantischen Bücher vom Bösen weihen lassen wollen, woraus Ungewitter entstehen; deshalb werden seine Zugänge bewacht. Daß unter dem Monte di Pilato der bei Norcia gemeint sei, bemerkt ausdrücklich der Kommentator des Dittamondo, Guglielmo Cappello (Graf II 151).

Der Prediger Bernardino Bernavoglia in Foligno, einem Städtchen bei Spoleto, schildert in einer Predigt eingehend den Unfug der Nekromanten auf einem bei Nursia (Norcia) gelegenen Berg, der hier Pilatusberg genannt wird. Nur findet der Unfug der Nekromanten nicht in einer Grotte, sondern in einem See statt: „Ad hunc lacum conveniunt homines de propinquis et remotis partibus et faciunt ibi aras cum tribus circulis et ponentes se cum oblatione in tertio circulo, vocant daemonem nomine quem volunt, legendo librum

consecrandum diabolo. Qui veniens cum magno strepitu et clamore dicit: 'cur me quaeris'? Respondet: 'volo hunc librum consecrare, id est volo, ut tenearis facere omnia quae in ipso scripta sunt, quoties te invocavero, et pro labore tuo dabo animam meam.' Et sic firmato pacto accipit librum diabolus et designat in eo quosdam characteres, et deinceps legendo librum diabolus promptus est ad omnia mala faciendum". Der Prediger fügt ein besonderes Ereignis zur Bestätigung seines Berichts hinzu, das für unsere Zwecke belanglos ist, nur dadurch vielleicht etwas Interesse beansprucht, weil sein Gewährsmann — Savinus de Campella — mit dem Gewährsmann des Aeneas Sylvius ein und dieselbe Person sein könnte.

Und so haben wir noch festzustellen: auf hohem Berge, am Pilatussee, der im Gebiet von Norcia liegt, finden nekromantische Beschwörungen statt, da schließen Schwarzkünstler ihre Pakte mit dem Teufel, verschreiben ihm ihre Seele, und der Teufel wird ihnen dann zu allem dienstbereit.

Mit einem Nekromanten, der so weitgehende Pläne hatte, macht uns Benvenuto Cellinis Autobiographie (Goethes Übersetzung I 189) bekannt. Es war ein sizilianischer Geistlicher, der sich auf die Formeln und Zeremonien der Geisterbeschwörung verstand. Er gewann den Künstler durch nächtliche Experimente, die gelangen, und plante nun zusammen mit Benvenuto Cellini „ein Buch zu weihen, das unendliche Reichtümer einbringen sollte. Denn die Teufel müßten uns die Schätze zeigen, deren die Erde voll sei, und auf diese Weise müßten wir die reichsten Leute werden und der geschickteste Ort dazu wäre — in den Bergen von Norcia"[1].

Das war der Venusberg unserer fahrenden Schüler. Nekromanten von nah und fern machten ihn zu ihrem

[1] Auf diesen Bericht des italienischen Künstlers bezieht sich die Anspielung im 2. Teil von Goethes Faust (4. Akt) V. 10439 „Der Nekromant von Norcia, der Sabiner, Ist dein getreuer, ehrenhafter Diener".

Reiseziel. Und sollte man im 16. Jahrhundert nicht auch unsern Dr. Faust mit dem Venusberg in Zusammenhang gebracht haben? Er nannte sich, wie wir wissen, in seiner prahlerischen Weise 'fons necromanticorum' (oben S. 6), und der berühmte Züricher Polyhistor Conrad Gesner rechnete ihn zu den fahrenden Schülern. Die Legende weiß, daß er in Rom und in Venedig gewesen ist. Und der Venusberg galt als die hohe Schule der Nekromanten. Man fabelte wirklich geradezu von einer Nekromantenschule am Nursiner See, die man der Schule von Salamanca gleichstellte; so bei Del Rio 1606 Disquis. Magic. I 235.

Und gern werden gerade deutsche Nekromanten als Besucher des Pilatussees bei Norcia genannt. In seiner Schilderung über die Mark Ancona erwähnt der Dominikaner Leandro Alberti (1550) eine Erzählung des Dominikaners Razzano von Palermo, daß einige in der Magie erfahrene Deutsche, welche, von der allgemeinen Sage angelockt, mit großen Kosten hergereist waren, um sich im See ihre Bücher vom Teufel weihen zu lassen, sich in ihren Hoffnungen schmählich betrogen sahen. Wir werden auch gleich von einem deutschen Edelmann hören, der von einem angeblichen Besuch auf dem Nekromantenberg allerlei zu berichten weiß. —

Aber nicht bloß den Venusberg der fahrenden Schüler suchten unsere Vorfahren in Italien, sondern auch den Venusberg der Tannhäusersage. Die heidnische Göttin wies nach Süden hin. Ein wertvolles Zeugnis, das mir Professor F. Pfaffs Gelehrsamkeit beigesteuert hat, bietet 1486 Bernhard v. Breitenbachs 'Reise gein Jherusalem'. Da lesen wir in einer Schilderung der Insel Cypern von einer Venusgrotte und einem hohen Berg, genannt Frau Venus Berg: „denn da hat sie gewohnt und das Land Tusciam genannt nie gesehen, da etlich Leut sie vermeinen in einen Berg verstoßen sein und große Lust und Freud darin haben, da es doch nichts ist". Der gelehrte Antiquar, der hier redet, bestätigt den verbreiteten

Glauben, daß in Tuscia, d. h. in Italien, unser Venusberg liege. Und dieser Venusberg, in dem die Göttin große Lust und Freude genießt, ist hier nicht der Berg der Nekromanten oder fahrenden Schüler — es ist der Berg, in dem nach unsern alten Volksliedern Tannhäuser weilt. Den Venusberg verlegte man aber nicht in dunkler Ahnung nach dem unbekannten Süden als dem Fabellande, das einst vom Preis der Göttin der Liebe widerhallte. Es war ein ganz bestimmter Berg, den man bei uns als den Venusberg ansah[1].

Im Jahre 1497 sehen wir einen Kölnischen Patrizier — Arnold v. Harff — auf einer Reise von Rom nach Venedig; einen angeblichen Abstecher auf den Venusberg von Nocera aus (das in seinem Bericht fälschlich Noxia genannt wird) schildert er mit folgenden Worten:

Hie zo Noxea hoirten wir sagen van vrauw Venus berch, dae sij in vnsen landen vil wonder wercken van saichten, beweechde ich mijn gesellen dae zo, dat sij mir zo lieue eyn mijle wolden trecken vss dem wege den berch zo besien. dat geschach. eirst quamen wir van Noxea ouer eynen berch zo eyme steetgen heyscht Arieet . . . . . .

Item van desem steetgen Arieet tzogen wir zo eynem kleynen steetgen heyscht Norde. hart dae by lijcht vrau Venus berch, an wylchen berch an deme eynde lijcht eyn berch sloss, daer off woent eyn castelleyn des pays, dem wir zo allen geluck in desem steetgen vunden. ich maicht balde kuntschaff mit yeme ind sacht yem in latine, wie wir dae in der meynonge weren den berch vrau Venus zo besiene, as man vns in vnsen landen vil wonders dae van seichte. der castelleyn waert mich an lachen ind dede vns des auentz gar gude geselschaff. des morgens vru reyt he mit vns an den berch. daer inne stund vil locher gehauwen, as vnder Valckenberch

[1] Man kann es als selbstverständlich ansehen, daß gelegentlich die Realität des Venusbergs geleugnet wurde. So erhebt Nider um 1450 in seinem 'Praeceptorium divinae Legis' I Cap. XI G die Frage „an veritas aliqua subsit his quae dicuntur de Monte Veneris, ubi cum pulcherrimis feminis dicuntur quidam frui luxuria et voluptate ad placitum. Respondet Guilelmus Parisiensis, quod fictitium est totum". Allerdings spricht Guilelmus Parisiensis 'De Universo' II cap. 21 nicht ausdrücklich vom Venusberg. Geiler v. Keisersberg in der 'Emeis' (G IIII b*) schließt sich an Nider an: „Was ist an Frau Venus' Berg, da sie hinfahren und so gut Leben da ist, so viel hübscher Frauen, so viel Tanzens und Springens?" Geiler leugnet mit Nider die Realität des Venusbergs.

ader vnder Triecht, dae man vss dat steetgen ind dat slos gebouwet hait. ich geynck mit yeme in die locher. ich koent dae anders nyet zo sien krijgen, dan etzliche locher waeren zo geuallen ind etzliche stunden noch offen. Item wir tzogen myt dem casteleyne den berch vss, doe loyt hee vnss zo gast off dat sloessgen, dae hee vns den myttaich gar gude tzier an dede. Item nae myttaghe reyt he mit vns oeuen off desen berch. daer off stund eyn kleyne staynde see. by deser see stunt eyn kleyn cappelgen wie eyn heyligen huyss. dae inne stunt eyn kleyn altair. dae van saicht he vns, dat vurtzijden doe die kunst der nigermancien in der werlt vmb gynck, doe lieffen dese seluigen off desen altair ind beswoeren dae den boesen geyst, drijuende dae yere nigremancie. Item as dat dan geschiet was hoyff sich off dat wasser des cleynen sees in eynen wolcken ind quam dan weder her aeff mit eyme donresslage, verdrenckende dat gantze lant dae vmbtrijnt drij off vier mylen, so dat dat jair geyn korn dae en woyss.

Item dit en wolde dat volck nyet me lijden ind claget dem castelangen dys sloss, der van stund an eyn upgereckde galge leyss settzen tusschen dat heyligen huyssgen in die see ind dede verbieden dat niemans me off dem elter nigermancie doyn en suyldt. der aber dat dede den seuldt man an die galge hangen. Item dit vertzalt vnss der casteleyn alsus ind saicht vns, dat hee van geynen anderen saichen off der stat nyet me en wyst. dae mit schieden wir van im ind tzogen zo Fossata off vnsen rechten weech. dit is eyn casteel van Noxea gelegen 6 mylie.

Soweit der uns interessierende Bericht, der uns in seinem wesentlichsten Teil wieder auf den uns schon bekannten Venusberg der Nekromanten führt. Aber sehen wir genauer zu: v. Harff beschreibt zwei Abstecher auf den Venusberg; beide Abstecher werden getrennt durch das Mittagsmahl auf dem Bergschloß (Castelluccio). Des Nachmittags wird der Venusberg der fahrenden Schüler besucht. Zuerst, am frühen Morgen, reiten sie auf einen Berg mit vielen Grotten. Sie wollten den Venusberg besuchen: dieser grottenreiche Berg ist wirklich ein Venusberg, er ist der Venusberg der Tannhäusersage.

Der deutsche Reisebericht, so dankbar wir ihn benutzen, ist leider nicht so erschöpfend, wie wir ihn wünschten. Wenn uns Arnold v. Harff sagt, daß sein Cicerone ihm keine weiteren Mitteilungen über den Berg gemacht hat, so haben wir daneben einen viel zuverlässigeren, viel ernsteren Reisebericht eines Franzosen, der den Venusberg der fahren-

den Schüler von dem Venusberg der Tannhäusersage weit schärfer scheiden lehrt, als es nach Harff möglich wäre[1].

Im Mittelpunkt der neuesten Untersuchungen über die Tannhäusersage steht ein früher kaum beachtetes Werk, das der Provençale Antonius de la Sale als Prinzenerzieher am Hofe des Königs René zwischen 1438—1442 unter dem Titel 'Der Salat' (La Salade) verfaßt hat. Er hat das Buch seinem Zögling, dem Prinzen Johann von Anjou, gewidmet. Den überraschenden Titel begründet er mit dem mannigfaltigen Inhalt, der einem kräuterreichen Salat an Schmackhaftigkeit entsprechen solle. Das Buch ist im Anfang des 16. Jahrhunderts zweimal gedruckt, zuerst ohne Datum, dann 1527. Aber es befindet sich — wie Gaston Paris gesehen hat — eine Handschrift aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf der königlichen Bibliothek in Brüssel, die Fehler der Drucke vermeidet, und nach dieser Handschrift unter Zuziehung der Drucke hat Professor Söderhjelm das 4. Kapitel „du Mont de la Sibille et des choses que je y ay veu et oy dire au gens du pais" abgedruckt. Der Inhalt des Kapitels ist in Kürze folgender:

Im Herzogtum Spoleto im Gebiet von Norcia ist ein Berg, genannt der „Berg des Sees der Königin Sibylle" oder der „Berg des Pilatussees". Es haften an ihm mehrere Pilatussagen, die uns hier nichts angehen; wir verweisen darüber mit Söderhjelm wie schon oben auf den sagengeschichtlichen Aufsatz Grafs in seinem Werk 'Miti, Leggende e Superstizioni del Medio Evo' (1893) II 141—166. Auf dem hohen unwirtlichen Berge, den oft Schnee bedeckt, liegt der Pilatussee oder Sibyllensee, und in dem See eine

[1] Ein genaueres Studium der Karte, die wir unserm Aufsatze am Schlusse unseres Büchleins beigegeben haben, macht es so gut wie sicher, daß Arnold v. Harff die beiden Berge in Wirklichkeit gar nicht besucht haben kann; die Ortsangaben seiner Reisebeschreibung sind in sich so widerspruchsvoll, wie mir Professor Pio Rajna in Florenz unter dem 7. April 1898 mitgeteilt hat.

kleine Felseninsel, die früher ummauert war, stellenweise bestand damals noch das alte Gemäuer des Fundaments. Ein kleiner Weg verband früher Insel und Land; die Leute der Gegend — so erzählte man unserem Berichterstatter — haben diesen Weg völlig zerstört, so daß man keine Spur mehr von ihm bemerkt — sie wollten den Besuch der Insel durch Nekromanten verhindern, die dort ihre Schriften weihten: man hütet und schützt die Insel gegen jeden Besuch. Man wußte zu erzählen: jedesmal, wenn ein Nekromant dort seine unheilvollen satanischen Werke geweiht hat, erhob sich ein gewaltiger Sturm über das Land und richtete große Verheerungen an. Wen man bei dem Versuch, auf der Insel Unfug zu treiben, ergreift, der ist dem Tode geweiht. So hatte man erst kürzlich einen Geistlichen und einen Laien zusammen bei einem solchen Versuch festgenommen; der Geistliche ist in Norcia verbrannt, der Laie in Stücke zerhauen und in den See geworfen worden.

Unser Berichterstatter hat diesen Pilatusberg mit dem Sibyllensee, der das Ziel so mancher Nekromanten gewesen ist, nicht selbst besucht. Ihn zog es zu dem benachbarten Sibyllenberg, der unmittelbar an den Pilatusberg anstößt; nur ein Bach trennt beide. Auf der halben Höhe des Sibyllenberges liegt das Städtchen Montemonaco. Man kommt noch durch Collina, ehe man die Spitze des Berges erreicht, den eine reiche Flora schmückt. Der Berg ist weniger hoch als der Pilatusberg, von dem aus man den Golf von Venedig und das Tyrrhenische Meer sehen kann. Unserem Entdeckungsreisenden fallen unter den Pflanzen zwei sonst unbekannte auf, die er uns beschreibt. Auf der Spitze angelangt, stieg er einen gefährlichen Pfad hinab an den Eingang der Sibyllengrotte; man muß auf Händen und Füßen hineinkriechen und gelangt in eine dunkle Kammer, die durch ein Loch etwas Tageslicht von oben erhält. An der Wand der Kammer, wo er Namen von deutschen und französischen Besuchern der Grotte eingehauen fand, ver-

ewigte sich auch la Sale mit seinem Namen und seinem Wahlspruch und dann trat er den Rückzug an. Er ist nicht in die weitere Höhle vorgedrungen. Aber Leute von Montemonaco haben ihm darüber berichtet. Kurz vor la Sales Besuch hatten fünf junge Burschen aus Montemonaco, mit Stricken, Laternen und Proviant ausgerüstet, von der ersten Kammer aus sich weiter vorgewagt in einen Gang tief hinein bis an eine Erdspalte, wo alle den Mut zu weiterem Vordringen verloren. Aber — so erfuhr la Sale — der Geistliche von Montemonaco, Don Antonio Fumato, wollte weiter vorgedrungen sein. Er hat den Gang passiert und ist dann an eine lange Brücke, unter der ein Sturzbach mit gewaltigem Getöse hinbraust, und schließlich auf einen geräumigen Weg gekommen, an dem zwei Drachenbilder mit flammenden Augen stehen. So gelangte er auf einen Platz vor zwei eherne Tore, die immerfort auf und zu schlugen. Man hätte sie nicht passieren können ohne gepackt und zermalmt zu werden. Dort machte der geistliche Herr auch kehrt und so ist die Höhle noch immer unerforscht. Leider mußte la Sale bald ermitteln, daß Don Antonio Fumato kein einwandsfreier Gewährsmann war. Derselbe aber wußte noch mehr zu erzählen: er hatte einst zwei Deutsche in die Grotte geführt, glücklich waren sie zusammen bis zu den ehernen Toren vorgedrungen, die beiden Deutschen wagten sich hindurch, kamen aber nicht wieder zum Vorschein.

So bliebe das Reich der Sibylle allen verschlossen und den Menschenkindern unbekannt, wenn es nicht einem beschieden gewesen wäre, hinein- und wieder zurückzugelangen.

Abermals ist es ein Deutscher, ein deutscher Ritter, der Wunderdinge vom Königreich oder Paradies der Sibylle vernommen hatte. Er gelangte mit seinem Knappen durch jene verhängnisvollen ehernen Tore vor ein großes Kristallportal, und auf sein Pochen fragt man von innen nach seinem Namen. Auf die Antwort hin wird der Königin Bericht erstattet, dann werden sie hineingelassen. Sie müssen ihre

Kleider mit neuen Prunkgewändern vertauschen. Unter Musik und Gesang führt man sie durch Säle und Gärten, zwischen reichgekleidete Frauen und Fräulein, Ritter und Knappen hindurch vor die Königin. Auf prächtigem Thron sitzend, empfängt sie die Ankömmlinge und begrüßt sie im heimischen Deutsch — wer 330 Tage im Paradies der Sibylle weilt, spricht alle Sprachen; wer 9 Tage dort geweilt hat, versteht sie, ohne sie zu sprechen. Die Königin eröffnet dem Ritter: „So wie wir jetzt sind, bleiben wir bis ans Ende der Welt.“ Aber auf des Ritters Frage, was dann mit ihnen geschehen werde, gibt sie ausweichende Antwort. Sie erschließt ihm die Geheimnisse ihres Paradieses. Er dürfe 8 Tage hier weilen und es am 9. verlassen; wenn er es nicht am 9. Tage verlasse, müsse er bleiben bis zum 30. oder dann zum 330.; wenn er es dann nicht verlasse, bleibe er für immer hier. Er wie sein Knappe dürften sich unter den Damen, die noch keine Gefährten hätten, eine Gefährtin wählen. Der Ritter nimmt sich den Zeitraum von 8 Tagen vor für sein Verweilen. Aber im Paradies der Sibylle verrinnt der Tag wie eine Stunde. So bleibt er über den zweiten Termin hinaus. Im Reich der Sibylle kennt man keinen Schmerz, man verfügt über alle Freuden, die der Sinn begehrt und die Sprache ausdrückt. Aber ein Schatten zeigt sich dem Ritter. Alle Freitage um Mitternacht verlassen die Frauen und Fräulein ihre Gefährten und schließen sich zusammen mit der Königin in besondere Kammern ein, wo sie bis Samstags um Mitternacht verbleiben — als Nattern und Schlangen. Zwar sind sie am nächsten Tage schöner als je zuvor. Aber dieser Gestaltentausch gibt dem Ritter böse Ahnungen. Sein Gewissen erwacht am 300. Tage, er weiß, daß er bei dem Teufel haust und in arger Sünde dahin lebt. Nun denkt er nur noch an den Abschied. Aber wie ihm zuvor der Tag wie eine Stunde verrann, so erscheint ihm jetzt die Stunde wie 10 Tage. Er teilt seine Reuegedanken dem Knappen mit,

der sich seinerseits nicht gern von dem Freudenleben trennen, doch auch seinen Herrn nicht verlassen mochte. So nehmen sie denn beide am 330. Tage von der Königin Abschied. Eine Gefährtin übergibt ihm im Auftrag ihrer Herrin noch ein goldenes Stäblein, das wunderbare Eigenschaften besitzt, und nachdem sie ihre früheren Kleider wieder angezogen, scheiden sie aus dem Paradies der Sibylle unter der Trauer ihrer Gefährtinnen wie aller Bewohner des Paradieses. Brennende Kerzen, die man ihnen mit auf den Weg gegeben, erleuchten ihnen den unterirdischen Rückweg hin bis zum Tageslicht, wo sie von selbst erlöschen; nie wieder hat man sie anzünden können.

Der Ritter wendet sich stracks gen Rom, um schleunig seine Sünde in wahrer Reue zu beichten. Aber der Beichtiger, an den er sich wendet, verweigert die Absolution eines so großen Frevels und verweist ihn an den Papst. Die Angaben über diesen schwanken — sagt la Sale; die einen nennen Innocenz VI. (1352), andere Urban V. (1362) oder Urban VI. (1377). Der Papst, dem der Ritter das goldene Stäblein aus dem Sibyllenreich übergibt, freut sich innig über des Sünders Reue und nimmt sich vor, ihm einen Tag der Absolution zu bestimmen. Aber um ein Exempel aufzustellen, erklärt er die Sünde als unsühnbar und in erzwungenem Zorn jagt er den Ritter von sich.

Der Ritter ist in Verzweiflung. Ein Kardinal verspricht ihm, den Willen des Papstes umzustimmen. Aber die Zeit vergeht, und der Ritter erhält keine Absolution. Mittlerweile hängt der Knappe in seinen Gedanken Tag und Nacht den Freuden nach, die er verlassen mußte, und jetzt sucht er seinen Herrn zur Rückkehr ins Paradies der Sibylle zu bestimmen. In seinem Frevelmut spiegelt er dem Ritter vor, man wolle ihnen den Prozeß machen und suche sie beide zu töten. Verzweifelt kehrt der Ritter nun geradewegs zurück zur Sibyllengrotte. Ehe er hineingeht, sagt er den Hirten, die auf der Höhe des Berges ihre Herden

hüten: „Wenn Leute einen Ritter suchen, der seine Sünde bereute, dem aber der Papst sie nicht hat vergeben wollen, weil er hier in der Sibyllengrotte geweilt hat, sagt, ich hätte das leibliche Leben nicht preisgeben mögen, nachdem ich das Leben meiner Seele nicht habe wieder erlangen können: will man mich finden, so findet man mich bei dieser Königin." Den Hirten gibt der Ritter noch einen Brief gleichen Inhalts für den Stadthauptmann von Montemonaco. Dann tritt er weinend — gefolgt von seinem Knappen, der nicht weint — in die Höhle ein, und niemals seitdem hat man wieder von ihm gehört.

Inzwischen hat der Papst sich entschlossen, dem Ritter die ersehnte Absolution zu erteilen, aber er muß leider hören, daß der Ritter Rom verlassen hat. Im Gefühl der eigenen Schuld sendet er Boten mit schriftlicher Absolution nach allen Richtungen, besonders nach dem Sibyllenberg. Aber diese hören nur noch den Bericht der Hirten und lesen den Brief an den Stadthauptmann von Montemonaco. Natürlich hatte auch unser gewissenhafter Berichterstatter — la Sale — den Wunsch, dies wertvolle Dokument einzusehen, um wenigstens den Namen des deutschen Ritters festzustellen. Aber er mußte leider hören, daß die päpstlichen Sendboten den Brief mit nach Rom genommen hätten, wo er auf Befehl des Papstes verbrannt worden sei. La Sale hörte weiter noch, daß der Papst den Zugang zur Sibyllengrotte unzugänglich machen ließ und den Besuch der Grotte streng verbot[1].

Wir sehen in der Darstellung la Sales den Nekro-

---

[1] La Sale hat seinem Reisebericht auch eine Zeichnung des Sibyllenberges beigegeben — so gewissenhaft ist er! Man beachte, daß auch Murner 1519 in der 'Geuchmatt' Kap. 56 ein Phantasiebild des Berges mit der Tannhäusersage zusammen entwirft. Als Abbildung aus dem Bereich der Tannhäusersage ist noch eine Zeichnung in einer alten 'Ars memorandi' der Münchener Handschrift Cgm 4413 fol. 176 (Schmellers Bayrisches Wörterbuch I 608) zu erwähnen.

mantenberg und den Berg mit dem unterirdischen Paradies der Liebe streng voneinander geschieden. Der Venusberg des deutschen Volksglaubens hat beide Berge unter einem Namen geeint, wie es ja auch benachbarte Berge sind und ihre italienischen Namen (Monte della Sibilla und Monte del Lago della Sibilla) einander nahe stehen. Dieser doppelte Ausgangspunkt der am Ende des Mittelalters bei uns zirkulierenden Fabeleien vom Venusberg ist ein erstes Ergebnis, das wir aus la Sales Werk entnehmen.

Wir lernen weiter daraus den Venusberg der Tannhäusersage und — wunderbar genug — die Tannhäusersage selbst eingehend kennen. La Sales Werk ist zwischen 1438—1442 entstanden, aber er erzählt uns selbst, daß er seine Forschungsreise auf den Monte della Sibilla im Mai 1420 gemacht hat, und wir dürfen annehmen, daß alles, was sein Bericht enthält, auf dieses Jahr zurückweist. Also 1420 lebte in Montemonaco am Monte della Sibilla die Sage von einem deutschen Ritter, der fast ein Jahr im Paradiso della Regina Sibilla gewesen, von Reue über die schwere Sünde getrieben es wieder verlassen, in Rom bei dem Papst vergebens Absolution nachgesucht habe und dann verzweifelt in die Sibyllengrotte zurückgekehrt sei. Das ist die Tannhäusersage, wenn wir auch den Namen des deutschen Ritters, den la Sale trotz seiner Bemühungen nicht hat feststellen können, in diesem ältesten und eingehendsten Sagenbericht vermissen.

Wir vermissen auch noch das Stabwunder. Aber die deutschen Sagenforscher, die sich um die Tannhäusersage bemüht haben, sehen schon lange in diesem schönen Motiv, das den Reiz der Sage im Volksliede des 16. Jahrhunderts erhöht, einen sekundären Zuwachs, der von andern Sagen aus an unsere Sage herangewachsen. Und la Sales Erzählung, die von dem Stabwunder nichts weiß, ist wohl eine willkommene Bestätigung für diese Auffassung. Aber sie lehrt uns auch vielleicht, wie das Motiv vom Stabwunder mit der Tannhäusersage verwachsen konnte. Wir haben

gesehen, daß unser Sagenheld beim Abschied aus der Sibyllengrotte auf den Befehl der unterirdischen Königin ein goldenes Stäblein von seiner Gefährtin überreicht bekommt. Und dieses Stäblein (verge d'or)[1] ist so klein, daß man es kaum sehen kann, und hat wunderbare Eigenschaften, die aber niemand mehr weiß. Solche Geschenke übergibt die Sibylle jedem bei dem Abschied aus ihrem Königreich. Und mit diesen Geschenken verbindet sich durch das ganze spätere Leben hindurch Glück und Reichtum. Aber der reuige Sünder hat die Schätze, die dem Bereich der bösen Mächte entstammen, dem Vertreter Gottes auf Erden auszuliefern, und so übergibt der deutsche Ritter das goldene Stäbchen in der Beichte dem Papst.

Es ist immer schon aufgefallen[2], wie der Papst im Volkslied dazu kommt, bei der Beichte einen dürren Stab in der Hand zu halten. Freilich in der ältesten Liedversion (bei Uhland, Volkslieder II 761) ist es durchaus ein Stäblein und kein Stab.

> Der Papst hätt ein Stäblein in seiner Hand
> Und das was also durre:
> „Als wenig das Stäblin grünen mag,
> „Kumst du zu Gottes Hulde."

Keine deutsche Sagenspur gibt eine Erklärung für das Stäblein oder den Stab (Stecken) in der Hand des Papstes. Löst der Bericht la Sales das Rätsel? Stammt des Papstes Stäblein im alten Volkslied aus dem von la Sale geschilderten Sibyllenreich?

Neben dem Stabwunder vermissen wir in der Erzählung des Südfranzosen noch den getreuen Eckart im Paradies der

---

[1] Gaston Paris faßt die vergette oder verge d'or als einen Ring. Wir werden später sehen, daß — nach Del Rio — der Schwarzkünstler Scottus einen Ring von der Sibylle erhalten haben wollte. Aus einem andern Bericht über die Sibyllengrotte — bei Leandro Alberti — hören wir, daß Glück und Reichtum im späteren Leben des von der Sibylle Beschenkten gewöhnlich ist.

[2] Vgl. Gräße, Der Tannhäuser und der ewige Jude S. 28.

Sibylle. In allen deutschen Quellen der Tannhausersage im 15. und 16. Jahrhundert — schon in der 'Möhrin' des Hermann von Sachsenheim und bei Hans Sachs, wie auch im alten Volksliede — ist er im Venusberg. Wie Tannhauser das Reich der Venus verlassen will, verlangt die Göttin: „Nehmt Urlaub von dem Greise.“ Die ehrwürdige Gestalt des treuen Warners haftete tief im deutschen Glauben: sie war eine mit dem Venusberg verwachsene Figur, aber mit der Tannhausersage selbst steht sie in keinem unmittelbaren Zusammenhange. Man hat jedoch auch Grund genug anzunehmen, daß der getreue Eckart nicht von Hause aus im Venusberg heimisch ist: er scheint durch Übertragung aus Bergsagen, die vom wütenden Heer erzählen, sekundär erst mit dem Venusberg verknüpft zu sein. Und dann dürfte immerhin la Sales Bericht als Beweis dafür gelten, daß in der ältesten Sagengestalt der getreue Eckart dem Venusberg noch fremd ist. Die poetische Gestalt des greisen Warners wäre von der Sage nicht leicht preisgegeben, sie hat zu viel Zauber, als daß die Volksphantasie sie fallen gelassen hätte, wenn sie einmal mit unserer Sage verwachsen war. Allerdings werden wir bald sehen, daß das Fehlen des getreuen Eckart im Paradies der Sibylle noch eine ganz verschiedene Erklärung zuläßt.

Noch bleibt uns ein wichtiger Unterschied der italienischen Sagenform bei la Sale gegenüber der deutschen Sagenform hervorzuheben — in der Auffassung des Papstes. Unsere Volkslieder enden mit seiner Verdammung: „Drum muß der vierte Papst Urban Auf ewig sein verloren.“ Er hat die Gnade Gottes verwirkt durch die Herzenshartigkeit, mit der er einem reumütigen Sünder die Vergebung der Sünden verweigert hat.

> Der Papst hat ein Stäblein in seiner Hand
> Und das war also dürre.
> „So wenig das Stäblein grünen mag,
> „Kommst du zu Gottes Hulde.“

Im Gegensatz zu der priesterlichen Überhebung kündet Gott selbst durch das Stabwunder, daß die Liebe von oben auch der Sünden Menge deckt. Dieser antipapistische Schluß gegen Urban IV. ist gewiß alt und echt, er ist notwendig. So dürfen wir wohl annehmen, daß die italienische Sagengestalt auf jüngerer Umformung beruht — das strenge Gericht über einen Nachfolger Petri ist beseitigt: der Papst stellt sich erzürnt, in Wirklichkeit freut er sich über die Reue des Sünders und verschiebt die Absolution nur. Diese papstfreundliche Version ist rein lokal, wir merken die Nähe Roms an diesem Schluß der Sage, wie sie am Monte della Sibilla galt. —

Den gelehrten Sagenforschern, die uns in la Sales Werk eine älteste Quelle der Sage vom Tannhäuser im Venusberg neu erschlossen haben, danken wir noch ein älteres Zeugnis für den Sagenberg. Wir werden abermals nach Italien gewiesen und hören von einem um 1400 entstandenen, noch heute viel gelesenen Prosaroman: er ist betitelt 'Guerino il Meschino' (über seinen Verfasser Andrea da Barberino vgl. Gasparys Geschichte der italienischen Literatur II 265). Schon Reinhold Köhler hat, wie wir nachher sehen werden, den Guerino-Roman in Sachen Tannhäusers zur Vergleichung zugezogen. Aber erst mit dem Bekanntwerden von la Sales Schilderung des Sibyllenberges ist die Beziehung des Romans auf die Sage in helles Licht gerückt.

Guerino durchzieht die Welt, um seinen Vater aufzusuchen. Nach langem, vergeblichem Mühen wird er an die Sibilla Cumana gewiesen: sie weiß alle Geheimnisse der Gegenwart und der Vergangenheit. Zuerst wendet sich Guerino nach Calabrien, dann zieht er auf den römischen Apennin — dort ist seit lange ihr Wohnsitz — und zwar nach Norcia, um den Monte della Sibilla, der hier auch Monte della Fata Alcina heißt, und seine Grotte aufzusuchen.

Guerino hört in Norcia genug des Abschreckenden über das nahe Gebirge von dem Wirt der Herberge, der vor dem Besuch des Sibyllenberges warnt; das Land rings um den Zugang zum Berge sei weithin öde; Raubvögel hausten dort; Einsiedler hatten dort eine Wohnung; von den Besuchern der Grotte seien nur wenige je zurückgekehrt. Ausländer, die Guerino auf dem Marktplatz ausforscht, wissen, daß von drei Besuchern der Grotte einer für immer dort zurückgeblieben sei; auch habe ein vornehmer Franzose namens Lionel versucht, in die Grotte zu dringen, aber er sei durch einen furchtbaren Sturm zurückgetrieben. Trotz aller Warnung macht Guerino sich auf den Weg, der Wirt der Herberge begleitet ihn über ein Bergschloß (Castelluccio) bis zur Einsiedelei. Die Einsiedler warnen den Jüngling, aber die Begierde, seines Vaters Schicksale von der Sibilla Cumana zu erfahren, siegt über alle Warnungen. Unter den Segenswünschen und Ratschlägen der Einsiedler setzt er allein die mühselige Reise fort. Er gelangt wirklich in die Sibyllengrotte und dringt vor bis zum ehernen Portal, das die Inschrift trägt: „Wer durch dieses Tor eingeht und bei Ablauf eines Jahres nicht zurückkehrt, wird erst am jüngsten Tage sterben und dann ewiglich verdammt werden." Guerino klopft dreimal an das Tor. Drei Fräulein öffnen und begrüßen den Ankömmling, den sie bereits erwartet hatten. Nachdem er seine Kleider mit neuen Prunkgewändern vertauscht hat, naht die Fee selbst, umgeben von fünfzig schönen Fräulein, selbst die schönste von allen. Ihre Schönheit wäre für Guerino verhängnisvoll geworden, wenn nicht die Weisheitslehren der Einsiedler sein Gewissen rege gehalten hätten. Die Fee führt den Ankömmling durch ihren paradiesischen Garten und zeigt ihm alle ihre Schätze. Von Liebe zu ihm entbrannt, entfaltet sie ihre Künste, den Jüngling zu bestricken. Aber standhaft entzieht er sich mit dem Namen des Erlösers ihren Reizen. Das wunderbare Obst, das er in der Grotte sieht, weckt in ihm den Verdacht, hier

liege Blendwerk vor. Und bald beobachtet er, wie die Bewohner des Feenreiches sich alle Samstage in Schlangen und Nattern wandeln und erst Montags früh, wenn der Papst in Rom seine Messe endet, wieder ihre menschliche Gestalt annehmen. Vergebens bemüht sich Guerino, von der Sibylle Kunde über seinen Vater zu vernehmen. Nur wenn er ihre Wünsche erfülle, verspricht sie Auskunft. Aber er bleibt standhaft und so schwindet das Jahr. Am letzten Tage nimmt er Abschied von den Bewohnern des Feenreiches und von der Sibylle. In seinen früheren Kleidern kehrt er ans Tageslicht zurück, besucht auf dem Rückwege mit dankbarem Herzen die frommen Einsiedler, deren Warnungen ihm Standhaftigkeit verliehen haben, und wendet sich über Norcia alsbald nach Rom, wo der Papst ihm in Anbetracht des Zweckes der Reise und weil er den Verführungskünsten der Sibylle nicht erlegen sei, Absolution für den Besuch der Sibyllengrotte erteilt.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Verfasser dieses Romans in dem Helden, der den Lockungen in der Feengrotte widersteht, ein Gegenstück hat schaffen wollen zu einem Helden, der in den Freuden des unterirdischen Paradieses aufgeht und schließlich dafür die ewige Seligkeit verwirkt. Die erbauliche Tendenz tritt mehrfach zutage: die wiederholte Einkehr bei den frommen Einsiedlern und vor allem die Standhaftigkeit Guerinos gegen die Verführungskünste der Sibylle, die reuige Beichte und die erzielte Absolution — das alles deutet auf einen stillen Kontrast gegen jene Sagengestalt, die wir durch la Sale kennen. Und wir gelangen somit für die Sage vom Tannhäuser im Venusberg zu dem Schluß: sie muß schon vor la Sale in Italien bekannt gewesen sein am Ende des 14. Jahrhunderts, und sie spielte schon damals in der Grotte des Sibyllenberges. Und wenn am Ende des 15. Jahrhunderts der Kölner Patrizier v. Harff die Tannhäusersage in seinem Bericht nicht ausdrücklich erwähnt, so dürfen wir wohl an-

nehmen, daß er an der Stelle seines Berichts, wo er den ersten, den morgendlichen Ritt auf den Venusberg mit den Grotten nur andeutungsweise konstatiert, gewiß an die Tannhäusersage gedacht hat. Er wird nicht weit in das Innere der Grotte vorgedrungen sein und nichts besonderes beobachtet haben als eben die Existenz der Grotten. Wenn er sich dann eingehender über den Venusberg der fahrenden Schüler geäußert hat, so konnte ihn ein aktuelles Interesse dazu bestimmt haben: A. v. Harff lebte eben in der Blütezeit der fahrenden Schüler. Jedenfalls haben wir kein Recht, Harffs Schweigen über die Tannhäusersage irgendwie gegen la Sale und den Guerino-Roman ins Feld zu führen.

Vergleichen wir den Bericht des italienischen Romans mit dem la Sales, so bemerken wir einen Unterschied in der Auffassung der Königin Sibylla. Im Guerino-Roman hat die Sibylle noch die nächste Verwandtschaft mit der alten Sibylle von Cumae: Guerino sucht sie auf, um Kunde zu erhalten, wo sein Vater weile — sie weiß um alle Geheimnisse der Gegenwart wie der Vergangenheit, sie heißt noch die Sibilla Cumana, mit welchem Namen sie auch später in einem 1885 von Reinhold Köhler angezogenen Ariostkommentar erwähnt wird. Aber mit diesem uralten Sibyllencharakter vereinigt sie schon im Roman den Sinnenreiz der Venus, ihr paradiesisches Reich hat mit der alten Sibylle von Cumae sonst nichts mehr gemein. Und wenn la Sale das unterirdische Paradies mit seinem Sinnenglück kennt, ohne von der Sibyllennatur der Königin zu wissen, so drängt sich uns die Frage auf: ob die Doppelnatur der Sibylle einmal auf die beiden Nachbarberge verteilt war, so daß an dem Monte del Lago della Sibilla, d. h. an dem Venusberg der fahrenden Schüler, die ältere Auffassung haftete, während der Monte della Sibilla die unserer Frau Venus entsprechende Sibylle mit dem unterirdischen Paradiese barg? So dürfen wir vielleicht auch annehmen, daß unsere Bezeichnung 'Venusberg' eigentlich nur dem grotten-

reichen Sibyllenberg zukommt; der Venusberg der fahrenden Schüler hat, wie es scheint, ursprünglich gar kein Anrecht auf diese Benennung.

Sind wir auf Grund von la Sales Darstellung berechtigt, den Venusberg der Deutschen aus dem Monte del Lago della Sibilla und dem Monte della Sibilla — beide zur Gruppe der Monti Sibillini auf dem römischen Apennin gehörig — abzuleiten, so muß doch auch anerkannt werden, daß in Italien wie in Deutschland beide Berge in der Volksphantasie verschmelzen konnten. Zumal bei uns drängte der einheitliche Name Venusberg auf eine Verbindung der nekromantischen Fabeleien mit dem unterirdischen Feenreiche. Arnold v. Harff will beide Berge bestiegen haben, aber sein Bericht klingt, als ob es nur ein Berg gewesen wäre. So ist der Venusberg der fahrenden Schüler zugleich der Venusberg Tannhäusers, wenn sich bei Hans Sachs (1550) im Fastnachtsspiel 'Der fahrend Schüler im Paradies' ein Schwindler einführt mit den Worten:

> Ich bin im Venusberg gewesen;
> Da hab ich gesehen manchen Buhler.
> Wiß, ich bin ein fahrnder Schuler
> Und fahr im Lande her und hin.

So hatte schon Murner die ursprünglich getrennten Vorstellungen miteinander vermischt, wenn er 1512 in der 'Narrenbeschwörung' 6, V. 51 ff. einen fahrenden Schüler als einen Buhler aus Frau Venus Berg bezeichnet, der viel vom Tannhäuser sagen kann.

Auch bei Paracelsus (Werke 9, 345 Basel) fließen die Anschauungen ineinander, wenn er „dem Venusberg in Italien“, in dem Tannhäuser und andere mehr gewesen seien, feenhafte Bewohner gibt, „die alle Menschen, die sie lieben, auch wieder lieb haben, aber der sie hasset, auch hassen; darum wer sich ihnen verbindt oder verschreibt, dem geben sie Kunst und Gelds genug; sie wissen auch unsern Sinn und Gedanken, damit wir sie leichtlich be-

wegen, daß sie zu uns kommen". Auch auf romanischem Boden sind beide Berge gelegentlich durcheinander geraten. Bei Del Rio (1606 Disquis. Magic. I 674), der übrigens den Bericht des la Sale unmittelbar neben dem Brief des Aeneas Sylvius mit Beziehung auf den Venusberg erwähnt, wird nach einer Schrift eines Crespetus 'de odio Satanae' (disc. 6) die aktenmäßige Darstellung eines in Paris sich abspielenden Hexenprozesses zugezogen, in welchem ein Angeschuldigter — Mirabellius natione Arpinas — aussagt: ein gewisser Scottus, der auch lange in Frankreich gelebt habe und als Schwarzkünstler vor Fürsten oft erstaunliche Proben seiner Kunst abgelegt und Schule gemacht habe, sei bei der Sibylle in der Nursiner Grotte gewesen: „hanc exiguae esse staturae, in sella humili sedere, capillitio soluto et in terram dependente"; er habe von der Sibylle ein Zauberbuch und, in einen Fingerring eingeschlossen, einen Dämon erhalten; mit Hilfe von Buch und Ring könne er sich an jeden beliebigen Ort bei günstigem Winde versetzen. Der Eingang zur Grotte werde auf päpstlichen Befehl bewacht, damit niemand zur Sibylle könne; jedesmal nämlich, wenn jemand — einerlei ob Magier oder nicht — mit der Sibylle verhandle, suchten gewaltiger Sturm und Donnerwetter die Gegend heim.

In diesem Bericht sehen wir die Anschauungen über den Sibyllensee verbunden mit denjenigen über die Sibyllengrotte, und wir erinnern uns, daß schon 100 Jahre früher Aeneas Sylvius, der allerdings nur vage Kunde hatte, in jenem Brief die Sibyllengrotte mit dem Sibyllensee verwechselt. —

Das frühe Auftreten der Sage vom deutschen Ritter im Sibyllenberg drängt uns nun zu der Frage nach der Heimat der Tannhäusersage. Sowohl der Guerino-Roman (um 1400) wie la Sales Bericht von seiner im Mai 1420 ausgeführten Besteigung des Monte della Sibilla könnten wohl den Verdacht erregen, daß die Tannhäusersage auf dem römischen Apennin zuhause sein möchte.

An dem rein italienischen Ursprung des Glaubens an das Paradies der Königin Sibylle haben wir keinen Grund zu zweifeln, auch wenn wir die Lokalisierung der Sibylle auf die beiden Berge nicht weit zurückverfolgen können. Grafs und Söderhjelms Nachweise gehen nicht über 1350 zurück; da hören wir zuerst in dem 'Reductorium Morale' des Pietro Bersuire von dem übel beleumdeten Gebirgssee bei Norcia, wo Geister hausen und Nekromanten verkehren; aber die Sibylle wird hier noch nicht erwähnt. Wir haben von der Zukunft zu erwarten, daß das Alter der Benennungen der Monti Sibillini, des Monte del Lago della Sibilla und des Monte della Sibilla genauer ermittelt wird. Wir wissen bis jetzt nur, daß die Sibylle am Ende des 14. Jahrhunderts hier fest lokalisiert war. Sind etwa die Grotten des Sibyllenbergs erst spät entdeckt, weil sie so spät in unsern Gesichtskreis treten? Das Altertum weiß hier noch nichts von einer Sibylle.

Die Sibylle ist vielleicht keine ererbte Sagenfigur aus dem altitalischen Volksglauben. Wenigstens ist das Wort 'Sibilla' selbst kein volkstümliches Erbwort; ein solches hätte vielmehr 'Sevella' oder 'Sevolla' zu lauten. Das Wort ist eine gelehrte Erneuerung aus dem Altertum.

Aber die Sage selbst wird doch echt volkstümlich sein. Die Sibylle ist Königin in dem unterirdischen Paradiese, in dem ihre Untertanen ein Freudenleben in unerschöpflichen Wonnen führen bis zum Ende der Welt, wo das jüngste Gericht sie der ewigen Verdammnis überweist. Pracht und Herrlichkeit, Naturschönheit und Frauenschönheit, Sinnenlust und Sinnenglück beleben das unterirdische Paradies. Dem deutschen Ritter bei la Sale schwindet im Genießen der Tag schneller als sonst die Stunde — „ein Jahr war ihnen eine Stunde", sagt das Tannhäuserlied, das um 1830 im Entlibuch (Kanton Luzern) gehört wurde. Aber dem ernsteren Beobachter muß sich allwöchentlich in diesem Glück die ahnungsvolle Gewißheit aufdrängen, daß alles Teufelswerk

sei. An jedem Samstag nach la Sale, an jedem Samstag und Sonntag nach dem Guerino-Roman, bleiben die Frauen von ihren Kavalieren getrennt und leben verwandelt als Schlangen und Nattern, um dann wieder um so schöner ihre frühere menschliche Gestalt anzunehmen. Von diesem Zug, der also um 1400 auf italienischem Boden fest haftete, hat das deutsche Tannhäuserlied in seinen älteren Fassungen nichts bewahrt — man weiß, wie schlagfertig und prägnant es den Stoff nur in seinen Höhen mit dramatischem Leben wiedergibt. Aber neuere schweizerische Fassungen bewahren den alten Zug mit bewunderungswürdiger Treue. Man höre den Anfang der St. Gallischen Liedversion nach L. Toblers Schweizerischen Volksliedern (1882) I 102:

„Tannhuser war ein wundrige Knab,
Groß Wunder geht er zu schauen,
Er geht wohl uf Frau Vrenes Berg
Zu den dri schöne Jungfraue.

Die sind die ganze Woche gar schön,
Mit Gold und Side behange,
Händ Halsgeschmeid an und Maienkron —
Am Suntig sind's Otre und Schlange."

Schon Reinhold Köhler hat zu dieser Liedgestalt in seiner umfassenden Gelehrsamkeit auf den Guerino-Roman hingewiesen[1] und noch dazu auf einen alten Kommentar zu Ariosts 'Rasendem Roland' (43, 98), wo es heißt: „Im Gebirge zu Norcia ist der Eingang zur Grotte, in der die Sibilla Cumana mit ihren zahlreichen Fräulein wohnt; sie verwandeln sich alle an jedem Freitag in Schlangen." Wir wissen zwar von Reinhold Köhler auch, daß gleiche oder verwandte Züge in manchen Feensagen wiederkehren. Aber

[1] Anzeiger für deutsches Altertum XI 78. Übrigens wußte schon Goethe von dem Guerino-Roman und, wie es wohl scheinen kann, auch von la Sale; im Anhang zur Cellini-Übersetzung II 399, wo Goethe über die Beziehungen des Künstlers zu dem sizilianischen Nekromanten spricht, kommt er darauf im Zusammenhang mit den Sibyllenbergen bei Norcia.

das Zusammentreffen des St. Gallischen Tannhäuserliedes mit dem erst jetzt wieder bekannt gewordenen Bericht des la Sale deutet doch wohl auf einen alten integrierenden Bestandteil der Sage vom Venusberg.

Wir kommen zu dem Schluß: die Liebesgrotte ist ein Werk der italienischen Volksphantasie; die glühende Sinnlichkeit des Südens hat sie geschaffen, im Süden lernen wir sie zuerst kennen. Und der deutsche Venusberg weist mit dem lateinischen Namen der Göttin der Liebe auch auf den Süden hin. Die deutsche Sage vom Sinnenglück der Liebesgrotte des Venusbergs ist gewiß aus dem Süden zu uns gedrungen.

Dann aber gehört der getreue Eckart, unser altdeutscher Sagenheld, gar nicht in den Venusberg. Man kann wohl noch erkennen, wie er mit der Sage verwuchs. Seit Tannhäuser in den Venusberg zurückgekehrt ist, sitzt der getreue Eckart vor dem Berge und warnt die Leute hineinzugehen, es möchte ihnen sonst ergehen wie dem Tannhäuser — so lautet Agricolas Sagenbericht in den 'Sprichwörtern' Nr. 669. Vor dem Venusberg hat der getreue Warner zunächst einen berechtigten Platz erhalten. Und dann erst hat man gelegentlich wohl gemeint, wenn er nun vor dem Berge sitze, müsse er zuvor im Venusberg gewesen sein. In der 'Möhrin' des Hermann v. Sachsenheim (um 1450) sehen wir ihn im Venusberg und, wie wir oben sahen, auch in den alten Volksliedern vom Tannhäuser.

Aber noch erübrigt uns die Frage: warum weicht der deutsche Name des Berges so auffällig ab von der italienischen Benennung? Fraglos ist unsere Bezeichnung treffender als ihr Vorbild (Monte della Sibilla). Der romanische Süden gibt uns bisher keinen Aufschluß über den Namenwechsel.

Venus ist aus der lateinischen Vagantenpoesie des Mittelalters in unsern Minnesang geraten. Es ist eine mittelalterliche Wiedergeburt der altitalischen Göttin in den Kreisen weltfroher Kleriker, und schon in der Mischpoesie der 'Car-

mina Burana' begegnen wir ihr. Eine der frühesten Schöpfungen aus den Kreisen der Kleriker, wohl um 1160 entstanden, zeigt uns die Göttin der Liebe noch umgeben von dem Latein, in das sie ursprünglich hinein gehörte:

Stetit puella	Dar chom Venus also fram;
bi einem boume,	caritatem magnam,
scripsit amorem	vil hôhe minne
an einem loube.	bôt si ir manne.

So begegnen wir auch in Liedern von Minnesängern bald der Venus, und ihr Lob ist seitdem nie wieder verstummt.

Durch die Venus der Vaganten und Minnesänger war der Import der Sage von der Venusgrotte vorbereitet. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß es ein fahrender Sänger gewesen ist, der eine südliche Lokalsage nach Deutschland verpflanzte. Manche ritterliche Sänger aus der Blüteperiode unserer mittelalterlichen Literatur treffen wir in Kaiserurkunden auf italienischem Boden, so Friedrich von Hausen, Bernger von Horheim, Diebold von Hohenburg u. a. Ein echter Repräsentant des höfischen Minnesangs ist Ulrich von Lichtenstein, der als Frau Venus verkleidet von Oberitalien bis an die böhmische Grenze zog. Und wenn es auch bei dem Marner heißt: „maneger saget maere von Rôme, die er nie gesach" — so war doch gewiß die Verpflanzung einer südlichen Sage nach Norden im Zeitalter der Hohenstaufen durch den regsten Verkehr mit dem Süden wohl ermöglicht. Aber angeeignet hat sich die deutsche Volkssage den Venusberg erst mit der Tannhäusersage.

In la Sales Bericht haben wir chronologische Angaben über den Helden der Sage vom Sibyllenberge angetroffen; seine Nachforschungen datieren das Abenteuer des deutschen Ritters zwischen 1352 und 1389: der Gewährsmann schwankte — wie wir sahen — zwischen den Päpsten Innozenz VI. (1352—1362), Urban V. (1362—1370) und Urban VI. (1378—1389). Aber unsere alten Lieder vom Tannhäuser nennen

Urban IV. (1261—1264) als den Papst, der dem fränkischen Ritter Tannhäuser die Absolution für den Aufenthalt im Venusberg verweigert hat.

Der Tannhäuser des Volkslieds und der Volkssage ist der Minnesinger Tannhäuser, ein Sänger, in dessen letzten Lebensjahren Papst Urban IV. das Statthalteramt Petri bekleidete. Als Kreuzfahrer ist er im Orient gewesen. Bei Kreta hat er Schiffbruch gelitten und wird über Italien heimgekehrt sein. Sein Leben füllt etwa die Jahre 1205 bis 1270. Seine Dichtung ist üppig in der Ausmalung sinnlicher Motive, in der realistischen Schilderung reizvoller Frauenschönheit und verliebter Schäferstunden. Er fühlt sich erhaben über den Minnedienst, der auf Genuß verzichtet. Er lebt im Genuß, bis Herr Seltenreich, Herr Mangel, Herr Schaden bei ihm einkehren. Heimatlos und sorgenvoll ist er umhergezogen, und in Reue über sein sündenvolles Leben wendet er sich an Gott und die hl. Jungfrau in brünstigem Gebet.

So wird die Verschmelzung des deutschen Minnesingers mit der italienischen Sage von der Venusgrotte (Caverna della Sibilla) doch wohl nicht zufällig sein. Hat der geschichtliche Tannhäuser den Deutschen zum ersten Male die Liebesgrotte des Venusberges bei Norcia in Liedern ausgemalt? Aber wir wollen die Ergründung der Tannhäusersage nicht versuchen[1] und nur noch feststellen: wie die italienische Sage von der Venusgrotte unsern einheimischen Sagen fest einverleibt worden ist, so ist umgekehrt die deutsche Tannhäusersage am Ende des 14. und im Beginn des 15. Jahrhunderts nach Italien verschleppt.

Die Sagengestalt, die wir im Guerino-Roman und in la Sales Werk kennen gelernt haben, ist nicht autochthon in Montemonaco, wo man sie erzählte. Deutsche Reisende

[1] Über die weitschichtige Tannhäuserliteratur vgl. jetzt den zusammenfassenden Aufsatz von Prof. Wolfgang Golther und die dazu gehörigen bibliographischen Anmerkungen in der 'Walhalla' III 15—67.

haben bei ihren Besuchen auf dem sagenberühmten Monte della Sibilla die deutsche Tannhäusersage dorthin getragen. Und bei den wiederholten Nachforschungen, die Deutsche dort anstellten, bürgerte sich allmählich, wenn auch vorübergehend, unsere Tannhäusersage dort ein. Was la Sale dort im Mai 1420 erzählen hörte, war die deutsche Sage, wie sie ja auch von einem deutschen Ritter handelt.

In der Tat sind die Deutschen am Ausgang des Mittelalters zumeist interessiert für den Monte della Sibilla. In der Eingangsgrotte zum unterirdischen Reich der Sibylle kopierte der sorgfältigste Geograph des Sagenberges, la Sale, die Inschrift: „Her Hans Wanbanbourg Borg intravit“; also ein deutscher Ritter hatte sich hier verewigt. In Montemonaco hörte derselbe la Sale von zwei Deutschen, die mit dem Geistlichen Antonio Fumato die Grotte besucht haben. Um die gleiche Zeit soll nach dem Züricher Chorherrn Hemmerlin in seinem um 1450 geschriebenen, aber erst 1497 gedruckten Dialogus 'de Nobilitate' (Bl. 94a) ein Schwyzer nahe bei Norcia und dem Kastell Montefortino den Sibyllenberg besucht und daselbst mit schönen weiblichen Geistern sich aufgehalten haben (Burckhardt, Kultur der Renaissance I 356ff.). Ungefähr um dieselbe Zeit, in die der Kölner Arnold v. Harff seinen allerdings mehr als problematischen Besuch des Venusbergs verlegt, berichtet das 'Evagatorium' des Ulmer Bruders Felix Fabri, der in den 80er Jahren des 15. Jahrhunderts zweimal zum gelobten Lande pilgerte, bei Gelegenheit der Insel Cypern und der daselbst lokalisierten Venusverehrung auch von dem Venusberg auf dem Apennin, unweit von Rom; er verknüpft das Tannhäuserlied damit[1] und weiß auch davon zu berichten, daß es

[1] Dieses ist wohl die früheste Erwähnung unseres Volksliedes, das dann auch schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts bestanden haben muß: „Unde de hoc carmen confictum habetur, quod manifeste a vulgo per Alemanniam canitur de quodam nobili Suevo, quem nominant Danhuser, de Danhusen villa prope Dünckelspühel.“

gerade Deutsche sind, die es dorthin zieht: „In tantum autem hac fama dementati sunt Alemanni, ut multi simplices ad hos famatos peregrinentur montes, et dum contingit aliquem mori, amici sui famant, eum raptum a Venere in montem; alii redeuntes dicunt se vidisse, quae a phantasticis auditu didicerunt.“ Wenn Bruder Felix dann angibt, daß unter Papst Nikolaus V. (1447—1455) scharfe Bestimmungen gegen den Besuch des Berges erlassen wurden und daß wütende Hunde den Zugang zu dem verdächtigen Bezirk bewachten, so scheinen ihm Tannhäuserberg und Nekromantenberg wieder zusammengeflossen zu sein (Evagatorium III 221).

Und vom Venusberg unserer fahrenden Schüler wissen auch die romanischen Quellen, daß es in erster Linie Deutsche sind, deutsche Schwarzkünstler, die ihn zu ihrem Reiseziel machen. In einer Beschreibung Italiens von Fra Leandro Alberti (Descrizione di tutta l'Italia, erschienen 1550) wird die Angabe des italienischen Bischofs Razzano aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erwähnt, daß deutsche Gelehrte mit großem Kostenaufwand den Pilatussee aufgesucht hätten, um ihre Schriften dort dem Teufel zu widmen, aber unverrichteter Sache zurückgekehrt seien.

Aber auch Franzosen waren für beide Berge interessiert. In der ersten Grotte des Sibyllenberges fand la Sale inschriftlich den Namen eines Thomin de Pons (Pous), worin er einen Franzosen oder Engländer vermutet; er erzählt ferner die Geschichte von einem Südfranzosen namens Seigneur de Pacs oder Pacques, die er in Montemonaco hörte. Im Guerino-Roman wird ein französischer Ritter namens Lionel als Besucher der Grotte erwähnt.

Das paradiesische Feenreich der Sibylle auf dem Apennin lebte aber nicht bloß in der Phantasie von Romanen und Germanen. Noch im 16. Jahrhundert weiß ein 1579 in Prag erschienenes, aber nur in einer Abschrift auf uns gekommenes Volksbuch in tschechischer Sprache davon zu erzählen, in einem wie schönen Orte die Königin Sibylle

ihre Wohnung hat und wie mühsam zwei böhmische Priester zu ihr gelangt sind. Vage Anklänge an den Guerino-Roman sind in diesem phantastischen Bericht über einen Besuch bei der Sibylle nicht zu verkennen, aber spezifisch deutsche Farben, die an unsere Frau Venus und an unsern Tannhäuser gemahnen, fehlen darin. An die Realität eines Sibyllenberges jedoch erinnert in dem tschechischen Bericht keine Spur mehr[1]. Und so verblaßte auch bei uns allmählich im 16. und 17. Jahrhundert das Wissen von dem wahren Venusberg.

Erwähnung verdient immerhin, daß ein in Sachen der Tannhäusersage viel zitiertes Buch — 'Mons Veneris, Fraw Veneris Berg durch Henric. Kornmannum', Frankfurt a. M., 1614 — von dem wahren Sachverhalt schon gar nichts mehr weiß. Aber im 'Promptuarium Germanico-Latinum' des Jesuiten Wolfgang Schönsleder 1681 findet sich unter der Überschrift 'Syllabus Locorum antiquis novisque verbis nuncupatorum' eine Fülle von Ortsbenennungen. In der Editio novissima 1688 steht auf der letzten Seite des vorletzten Blattes (LII 3a Spalte 2) die Glosse: „Venusberg Fiscellus mons unde Nar fl. oritur. Mons Sibyllae vulgo." Fiscellus ist der alte Name der Monti Sibillini, und Nar ist der heutige Nera, der dort entspringt.

In dem 'Viatorium' von Frölich (1644), II 114 finden wir folgende weniger genaue Ortsangabe: „In Apennino monte Marchiae Anconiae in Italia immane horribileque est antrum quod Sibyllae caverna vel Mons Veneris vulgo dicitur, de quo superstitiosi multa fabulosa recitare solent". Als der brandenburgische Prinz Christian Ernst auf seiner italienischen Reise die Grotte der Sibylle von Cumae besuchte, möchte

---

[1] Mitteilungen über die tschechische Version der Sibyllensage verdanke ich Herrn Prof. Söderhjelm in Helsingfors; derselbe wird im Anschluß an eine Veröffentlichung von Herrn Dr. Wenzel Tille in den Neuphilologischen Mitteilungen (Helsingfors) im Sommer 1908 eine deutsche Übersetzung des tschechischen Textes herausgeben und erläutern.

die fürstliche Reisebegleitung auch von dem Sibyllenberge auf dem Apennin hören; jedenfalls erinnert die Beschreibung dieser Reise auch an den Venusberg. Sigismund von Birken 1669 Brandenburgischer Ulysses S. 149 berichtet darüber: „Noch eine solche Sibyllen-Höle ist zu finden auf dem Gebirge Apennini unfern von dem Castel S. Maria in Gallo, welche von den Anwohnern der Venus-Berg genennet und viel Dings davon gefabelt wird."

So verklingt allmählich im 17. Jahrhundert die Sage vom Feenreich der Liebesgrotte.

Aber der poesieumwobene Berg des unterirdischen Paradieses ist nicht allein der Venusberg unserer Vorfahren. Für uns Deutsche hat der Venusberg jener fahrenden Schüler, zu denen auch Dr. Faust in seinen Erdentagen gehört hat, ein gleiches Interesse zu beanspruchen. Es ist der gewaltigste in der mächtigen Kette der Monti Sibillini — der Vettore (2449 m hoch) mit dem Lago di Pilato auf seiner Ostseite in einer Höhe von 1940 m. In den ältesten Berichten, die wir vorführen konnten, treffen wir den jetzigen Namen noch nicht, den wir in den von Söderhjelm zugezogenen Sagenzeugnissen zuerst in Trissinos Epos 'Italia liberata da' Goti' 1547 begegnen. La Sale nannte den Berg noch den Berg des Pilatussees oder des Sibyllensees, auch kurzweg den Pilatusberg. Jetzt gibt uns die italienische Generalstabskarte zum ersten Male ein genaues Bild von den Bergen bei Norcia, die für unsere Sagenkunde so bedeutsam sind. Die vier Kartenblätter No. 132 werden voraussichtlich bald manchen Pilger in das alte Fabelland begleiten, den es zum Venusberg hinzieht. Wen aber der Volksglaube des 15. und 16. Jahrhunderts dorthin führt, der ziehe auf der Spur Tannhäusers zum Monte della Sibilla, aber auch auf der Spur der fahrenden Schüler zum Lago di Pilato auf dem Vettore.

Die fahrenden Schüler.

Ist uns der geschichtliche Dr. Faust als Repräsentant des absterbenden Mittelalters verständlich, so gehören auch die Fabeleien vom Nekromantenberg und vom Sibyllenberg in das Zeitalter des ungezügelten Aberglaubens. Der Hexenwahn hat durch das 14. und 15. Jahrhundert immer weitere Kreise gezogen. Und so endet das Mittelalter mit der berüchtigten Hexenbulle 'Summis desiderantes' des Papstes Innozenz VIII. vom 5. Dezember 1484 und dem nicht minder berüchtigten 'Hexenhammer' (Malleus Maleficarum) von Heinrich Institoris und Jakob Sprenger (1487). Beide Veröffentlichungen richten sich hauptsächlich gegen Oberdeutschland, befestigen den Hexenwahn durch offizielle Lehre und entflammen die Scheiterhaufen der Inquisition. So gewinnt der Aberglaube kirchliche Sanktion, und in der Zeit um 1500 steigern sich seine Spuren in unserer Literatur. Aber alles, was sich auf Aberglauben bezieht, knüpft in dieser Zeit an die fahrenden Schüler an.

Wir kennen das Geschlecht der fahrenden Schüler aus Schilderungen des 16. Jahrhunderts. Es waren abenteuernde Schwindler und Landstreicher, die mit Erfolg auf die Leichtgläubigkeit und Dummheit des ungebildeten Volkes rechneten, mit Amuletten und Zauberformeln Wunderkuren versprachen, sich auf Schatzgräberei verstanden, gestohlenes Gut zurückschaffen wollten und mit Teufelsbannen und Prophezeiungen gequälte Seelen täuschten. Das arme, unwissende Volk um sein sauer erarbeitetes Geld zu prellen, das war ihr einziger Beruf. Unter zahlreichen Namen werden

sie in der damaligen Literatur erwähnt; sie heißen Landfahrer oder Landstreicher, Strichlinge, Stozenierer, Kuntzenspieler oder -jäger, wohl auch Bettelstudenten und zumeist eben fahrende Schüler.

Sie treten im Beginn des 16. Jahrhunderts besonders stark in der Literatur hervor. So schildert sie 1508 der berühmte Humanist Bebel in seinen 'Facetien' (Bl. A 5b): „Sunt quidam scholastici, qui cum nullius bonae frugis sint neque operis nec studeant nec laborare velint, vagantur hincinde mendicando variisque artibus et illusionibus atque praestigiis simplices rusticos circumveniunt dicentes se fuisse in Monte Veneris (nescio quae mentientes), ubi omnem magiam didicerint; pollicenturque mirabilia, de quibus multa in Triumpho Veneris scripsi". Ähnlich schildert sie Trithemius mit Merkmalen, die er an seinem Zeitgenossen Faustus beobachtet haben mochte: es waren alchimistische Gaukler, die unter dem Titel von Professoren der Nekromantie Gewaltiges versprechen und ankündigen; sie haben immer einige selbstverfaßte alberne Traktätlein bei sich, denen sie Plato oder Aristoteles als Verfassernamen vordrucken; arme Hungerleider wie sie sind, ziehen sie aus Schwindeleien ihren Lebensunterhalt. Sie hantieren mit alten Zauberbüchern, die schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts unter dem Namen des Albertus Magnus oder als 'Salomonis Schlüssel' (Clavicula Salomonis) oder als 'Crepusculum matutinum' (d. h. Morgenrot) im Schwange waren. So zog im Elsaß in der Mitte des 16. Jahrhunderts solch ein fahrender Schüler umher, der mit dem uralten Zauberwort 'Abracadabra' Fieberkranke mit Erfolg behandelte. Mehrfach wird überliefert, daß sie sich äußerlich durch Abzeichen (gelbes Band oder Mütze) als Glieder eines größeren Verbandes gaben und stracks vom Venusberg zu kommen vorspiegelten. Auch Hans Sachs schildert sie 1550 so in seinem Stück 'Der fahrend Schüler im Paradies', wo er ungebildete Bauersleute einem fahrenden Schüler zum Opfer werden läßt mit einer Schwin-

delei, die harmloser im Volksmärchen festgehalten ist. In einem andern Fastnachtsspiel 'Der fahrend Schüler mit dem Teufelsbannen' legt Hans Sachs 1551 folgende Selbstcharakteristik einem Vertreter dieser Menschenklasse in den Mund:

Es ist uns auffgesetzt allsandt
daß wir stetig im Land umwandern
von einer hohen Schul zur andern,
daß wir lernen die schwarze Kunst
und dergleich andre Künste sunst. —
Wo man einem etwas hat gestohlen,
das können wir eim wieder holen.
Wen Augenweh und Zahnweh kränken,
dem könn' wir ein Segn an' Hals henken,
Fürs Geschoß (Hexenschuß) Wundsegen wir auch haben.
Wir könn' wahrsagen und Schätz graben,
auch zu Nacht auf dem Bock ausfahren.

Einen andern Vertreter der fahrenden Schüler führt Hans Sachs 1556 in dem Schwank vom 'Unhuldenbannen' bei einem Bauern ein:

Eins mals an einem Pfinztag spat
ein farender Schuler zu im eintrat,
wie sie denn umgingen vor Jahren
und lauter Baurenbescheißer waren.
Der sagt her große Wunderwerk,
wie er käm aus dem Venusberg,
wär ein Meister der schwarzen Kunst;
macht dem Bauern einen blauen Dunst.

Diese zweifelhafte Gesellschaft war, wie wir den Versen des Hans Sachs entnehmen, um 1550 abgestorben. Und so bittet in Kirchhofs 'Wendunmut' 1562 ein Mitglied jenes „vor Jahren" weitverzweigten „Ordens böser fauler Betriegler und nichtsnutziger Buben" einen Wagner, ihm als einem Magister der sieben freien Künste, der im Venusberg gewesen wäre, etwas zur Zehrung zu schenken. Die schwäbische Chronik des Crusius schildert diese absterbende Gesellschaft zum Jahre 1544 mit den Worten: „fingebant apud rusticos et homines simplices, se in Monte Veneris fuisse, mira vi-

disse, scire quae essent, quae fuissent, quae ventura essent etc., se potestatem habere in furias vel exercitum furiosum".

Die Blütezeit der fahrenden Schüler war die Wende des 15.—16. Jahrhunderts. Und wenn der schwäbische Chronist Crusius zum Jahre 1544 über sie berichtet, so mag ihm das Ende des Hauptrepräsentanten derselben, unseres Dr. Faust, den Anlaß dazu gegeben haben. Das wichtigste Zeugnis für diese schlecht beleumdete Menschenklasse liefert bei Lebzeiten des Dr. Faust der um 1510 zum erstenmal gedruckte, nachher oft aufgelegte 'Liber Vagatorum'. Eine wertvolle Quelle für die Kultur- und Sprachgeschichte jener Zeit, bietet das Büchlein eine lebenswahre und anschauliche Schilderung vom Bettler- und Vagantenwesen; und die fahrenden Schüler werden mit behandelt. Da heißt es: „Vagierer sind Bettler oder Abenteurer, die ein gelb Garn tragen und aus dem Venusberg kommen und die schwarze Kunst können und werden genannt fahrende Schüler, wo sie in ein Haus kommen, sprechen sie: Hie kommt ein fahrender Schüler, der sieben freien Künste ein Meister, ein Beschwörer der Teufel für Hagel, für Wetter und für alles nicht geheure, darnach so spricht er etliche Zauberformeln und macht zwei oder drei Kreuze, dann glauben die Bauern, er könne zaubern, und sind froh, daß er gekommen ist, und sie haben nie keinen fahrenden Schüler gesehen und sprechen zu dem Vagierer: Das ist mir begegnet oder das; könnt ihr mir helfen, ich wollt euch einen Gulden oder zwei geben. So spricht er ja und betrügt den Bauern um sein Geld. Conclusio: Vor diesen Vagierern hüt dich" (Vgl. Rotwelsch I 42). —

Nach so manchen Zeugnissen, in denen die fahrenden Schüler mit dem Teufel im Bunde erscheinen, war der gotteslästerliche Unfug — an dem auch oft verkommene Kleriker beteiligt waren — den kirchlichen Organen ein Greuel. Die Kirche schloß von ihren Segnungen alle aus, die sich den fahrenden Schülern anvertrauten und anhingen. Eine alte Handschrift bei Schmeller II 405 gibt die Be-

stimmung: „die an farend Schueler Glauben haben und Sprich oder Seng von ihn gelert haben oder Brief von ihn genomen, sind von der Communion ausgeschlossen.“ Denn der Theologie setzte dieses zweifelhafte Geschlecht gefährliche Pseudowissenschaften entgegen. Das waren die sieben freien Künste, als deren Vertreter sie sich gaben. Ein Magister der sieben freien Künste war gar nichts anderes als eben ein Schwarzkünstler. Hochfahrende Wortzusammensetzungen, die das Latein zusammen mit dem Griechischen hergab, mußten den Schwindlern Ansehen und Gewicht verleihen: necromantia, pyromantia, hydromantia, chiromantia, aeromantia, scapulomantia, geomantia, das klang mit den gelehrten Namen wie hohe Weisheit und war doch nichts als abgefeimte Schwindelei, gegen die Staat und Kirche vergebens ankämpften.

Schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts blühte die Gilde der Nekromanten, und ihr Tun und Treiben hat in einem Werke von Dr. Joh. Hartlieb eine eingehende Schilderung erfahren. Er war mit den Wissenschaften und Pseudowissenschaften seiner Zeit hinlänglich vertraut, hatte Philosophie und Medizin studiert und erfreute sich als Schriftsteller eines guten Namens bei hohen Herren. Dem Markgrafen Johann von Brandenburg, den die Folgezeit mit dem Namen des Alchimisten gekennzeichnet hat, widmete er sein Buch von den verbotenen Künsten, worin die Nekromantie mit ängstlicher Vorsicht, aber zugleich auf Grund umsichtiger Nachforschungen behandelt wird. Er hat sich augenscheinlich bemüht, die Schwarzkünstler in ihrer eigenen Literatur kennen zu lernen. Was viele Zeugnisse des 16. Jahrhunderts bestätigen, das tritt uns auch in Hartliebs Darstellung entgegen: Zauberbücher, als deren letzter Ausläufer der famose Höllenzwang des Dr. Faust zu gelten hat, mußten mit ihren seltsamen Charakteren, Figuren und Symbolen den Nekromanten Ansehen und Gewicht verleihen. Da hören wir wie sonst so oft vom 'Claviculum Salomonis'; dazu tritt

das 'Sigillum Salomonis', als drittes 'Jerauchia', als viertes 'Stamphoras' (Kap. 24). „Es sind auch ettliche bücher in der kunst, die lernen wie man sol mit kreuttern, stainen und wurtzen die tiufel pannen und besweren; als das buch kyrannidorn, das lert wie man sol kreuter, stain und vischen und gefügel zu samen tun in ain mettal, das dann auch dar zü geaignet ist" (Kap. 26). Noch zahlreiche andere Bücher macht Hartlieb namhaft, in denen die schwarze Kunst gelehrt wird; auch er kennt ein derartiges Buch, das dem Albertus Magnus zugeschrieben wird, hält es aber nicht für ein echtes Werk des großen Weltweisen (Kap. 27). Eingehender verweilt er dann (Kap. 28) bei einem Haupt- und Grundbuch der Nekromanten: „Es ist noch ain buch in diser verpoten kunst, das haist man das gesegnet buch und weicht mans auff den hohen, wilden bergen da selb; mit dem buch werden all verlait und verfürt, die da mit umbgand; wann si müssen sich dem tiufel ergeben und yeglicher mit sein selbs plut dem tiufel sich zinßber verschreyben, und machen der selben ampt der tiufel sechs und viertzig. Also muß der maister yedem ampt sein besunder opfer geben. Das ist daz aller schnödest buch, daz in der kunst ist. Auch wie oft und vil wirt da got und sein hailiger nam geunehret und verschmächt; dasselb buch liber Consecratij hatt all list und auff sätz in Im, die man in der Nigramancia erdenken mag; die maister des buchs haben da von wes sie begern zu tun; daz tund si doch allain, wann es got verhengt. Es geben ir lebtag ain zeit, darnach sind si williclich ymmer und ewiclich, ir sünd und verzweyflung ist so groß, das selten erhört ist, das ir ainer wider zu gnaden kommen ist: so gar sind si an got verzweyflot; das ist der aller böst artikel aller Nigramancia. Wann man daz wort sol außlegen als yst derg spricht, so ist Nigramancia ain kunst, die da tut erwecken die toten, die dann künftig und vergangen ding sagen. Aber genennt diß wort Nigramancia ingemain und berürt gar vil stuck der ungelauben und zaubrey" etc.

Wenn Hartlieb im 28. Kap. ausdrücklich hervorhebt, daß die Nekromanten „auf hohen, wilden Bergen" ihr gesegnet Buch dem Teufel weihen, und dabei den Venusberg nicht namhaft macht, so kann er auch an einen Berg des deutschen Sprachgebietes denken. Der Pilatus — oder wie man im Mittelalter sagte, der Frakmont (lat. Fractus Mons) — mit dem kleinen See auf der Brundlialp teilte das Ansehen mit dem Venusberg. Da haftete unter dem Einfluß der Pilatussagen der Glaube, daß hier der Verkehr der dem Teufel zugetanen Menschen mit dem Urheber alles Bösen die größte Wirkung habe. Wer von Gott abfällt, findet hier Hilfe beim Teufel. „Am Sonntag nach S. Laurentius des Jahres 1387 mußten vor Schultheiß und Rat der Stadt Luzern die Kleriker Johannes Machofried von Gengenbach, Johannes Brunollwer von Überlingen, Nicolaus Bruder von Thurgau, Ulrich Gurtler von Lenzburg, Rudolf Nitwe und Johannes Rathsinger, beide von Luzern, Urfehde schwören wegen der Gefangenschaft, in die sie gelegt worden waren dafür, daß sie versucht hatten, den Gipfel des Frakmont und den Pilatussee zu ersteigen" (Ztschr. d. Vereins f. Volksk. 1907, XVII 52). Auch das Volksbuch von Pilatus kommt in der 1478 geschriebenen Sarner Handschrift auf diesen Nekromantenberg zu sprechen: „man hatt die selben gelegenheit gar in guoter huot, also das nieman dar uff komen getar by hocher buosse; wan so da ieman dar uff gienge dur wunders willen oder durch muottwillen, so wurde gar gros ungewitter von haglen und von tonren, das grosser schade da von keme, als dik beschechen ist" (ebd.).

Auf Bergeshöhen, wo man dem Weltgeist näher ist als sonst, vermutet das Volk überall den Verkehr der zum Übernatürlichen hinstrebenden Nekromanten mit den bösen Mächten. Öfter als vom Blocksberg (Fastn. Sp. 255, 20 die do sagen, das sie mit der Perchten und bilbissen oder truten farn auf den Pruckelperg) liest man im 16. und 17. Jahrhundert von einem Heuberg. Es wußte nicht jeder

Bescheid um diesen Heuberg, wie man vielfach auch nichts von der realen Existenz eines Venusberges wußte. Aber im neueren Aberglauben liegt der Heuberg in Schwaben. „Auf dem Heuberg bei Rottenburg a. N. kommen alle Freitagnacht die Hexen zusammen und tanzen unter einem großen Apfelbaum“ (Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben 1852, I 181). In einem Günzburger Hexenprozeß fahren die Hexen auf den Höwberg, einige Stunden von Günzburg (Birlinger, Sagen, Legenden, Volksaberglauben 1874, I 124). So weiß schon der berühmte Arzt Theophrastus Paracelsus, „wie die Unholden ihr Bulschafft haben auff dem Höberg, unnd da zusammen kommen, und erlangen von den Geistern Kunst, damit sie umbgandt“ (Libro V de origine morborum Invisibilium, Bücher und Schriften I 242). In dem 'Theatrum de Veneficis' 1586 (S. 313a) lesen wir in einer Schrift Lichtenbergs (Entdeckung der Zauberey): „es ist ihn not, daß sie zusammen kommen, das beschicht dann auff etliche Zeit, besonder auff Sambstag oder ander Fest, kommen sie zusammen durch ihre Pedellen berufft, an heimliche ort wie gesagt, auff den Hewberg, Laubenlinden, wo das ist.“ Gödelmann, Von Zäuberen (1592) S. 195 spricht von der Walpurgisnacht „auf dem Blocksberg oder Hewberg“. Vgl. Wolfhart Spangenberg, Mammons Sold (1613) V. 580 ff.: „Was ist das für ein Gauckelspiel? Greth was hast du für ein gezabel? Was thut ihr mit der Ofengabel? Wolt ihr beyd auff den Hewberg fahren.“ Auch bei Martin, New Parlement (1637) S. 601 geschieht der Zusammenkünfte von Hexen auf dem Heuberg Erwähnung.

Den fahrenden Schülern des deutschen Sprachgebietes entsprachen damals die italienischen 'Ceretani', die vor allem im Herzogtum Spoleto ihr Unwesen trieben. In ihrem Namen liegt vielleicht die Quelle des modernen 'Charlatans'. Die Schwindler vom Typus der fahrenden Schüler gehören Italien und Deutschland gleichmäßig wie der Venusberg an.

Und unser Dr. Faust, den das alte Volksbuch auch in Rom auftreten läßt, soll nach Melanchthons Bericht in Venedig einen Versuch in der Kunst des Fliegens unternommen haben.

Wir erwähnen zwei Italiener, die damals großes Aufsehen machten. Im Jahre 1503 starb im Alter von 34 Jahren ein italienischer Chiromantikus mit Namen Bartholomäus Cocles, ein Prahlhans mit dem weiten Repertoire unseres Faustus. Und Trithemius hat uns einen andern italienischen Schwarzkünstler, der im Jahre 1501 in Paris Aufsehen erregte, mit fast denselben Zügen geschildert wie den Sabellicus Faustus; der oben S. 14 erwähnte Heidelberger Astrolog Virdung scheint zu dem einen wie zum andern Beziehungen gehabt zu haben. Dieser Wundermann hieß Johannes, aber er ließ sich Mercurius nennen. Es war ein ebenso anmaßender wie ungebildeter Mensch, der durch seltsame Kleidung und maßlose Prahlereien Aufsehen zu erregen verstand. Obwohl des Lateins fast unkundig, prahlte er, daß er Latein, Griechisch und Hebräisch und die gesamte Wissenschaft völlig beherrsche und Philosophen und Theologen samt und sonders geringschätze. Alles, was er äußerte, waren hochtrabende Geheimnisse, Versprechungen und Prophezeiungen; ohne die Hilfe dämonischer Mächte konnte er mit seiner alchimistischen Geheimweisheit Erfolge aufweisen.

Wenn Italien und Deutschland schon durch das 15. Jahrhundert hindurch von fahrenden Schülern, d. h. von Nekromanten und Schwarzkünstlern, heimgesucht wurden, die mit ihrem Besuch auf dem Venusberg im Herzogtum Spoleto prahlten, so wird schon das 14. Jahrhundert Repräsentanten derselben Menschenklasse hinlänglich gekannt haben. In diese Zeit gehört noch ein mittelhochdeutsches Gedicht von 'einem wilden schulere', worin ein sonst unbekannter Johann von Nürnberg sein Leben als fahrender Schüler behandelt hat. Das von Wilhelm Grimm aus der Gothaer Handschrift Ch. 216 veröffentlichte Gedicht (Altdeutsche

Wälder II 49), das allerdings einem sicheren Verständnis erhebliche Schwierigkeiten entgegenstellt, möge hier einen Platz finden:

De Vita Vagorum.

Nu horet ein fremdes mere
von mir wilden schulere.
ich spranch in einen orden
von angest und von sorgen:
5 min kloster daz ist so wit,
daz ez daz mer umbegit.
swelich man sin kint woll morden,
der tu ez in unsern orden
und ist er frum, er wirt enwicht;
10 kein frummer der enfugt uns nit.
min wille der ist swere,
da mit ich daz bewere:
die munich die schern ab ir har,
so raufen wir uns all durch daz jar;
15 der gens als dick mocht raufen,
zuo eim bett geb man zuo kaufen
gnuk federn umbe ein brot:
wir sin als wert, als der tot.
min orden hat die gewonheit,
20 er git mir teglich nuwes leit,
daz ich des alten nit enklag.
man kleit die munich am ersten tag,
den wir den han enphangen,
umb des gewant ist ez ergangen:
25 er hat nit wann ein hemdelin
ein wint hebt's uf, der ander blast in;
min orden ist mir mere!
got ist ein wunderere,
er wundert wunderlichen:
30 er machet einen richen
und lat tusent dabie
gutes und aller selden frie;
der mak ich wol einer sin.
ich han kammern nach den schrin,
35 darin ich lege minen solt;
ich han silber nach daz golt:
die phennig sint mir ture.

wenn ich sitze zuo dem fure
so bleck [ich] allenthalben;
40 min fuzz, die mus ich salben,
hinden bin ich nach erfrorn;
die kint mich flihent als einen torn.
so ich gevazz, waz ich han,
so ist mir, als ich lere gan.
45 die fromden han, wez ich sol leben,
wann si mir daz dann sullen geben,
daz tuont si als linse,
daz ichs us einem flinse
als sanfte mocht gewinnen.
50 wolt ir noch werden innen,
welcherley min orden ste?
der ist noch swerer denne blie.
geswind ist sin geverte
und als ein stahel herte
55 und als ein ezzik saure.
min nester nachgebure
daz ist der hunger und der durst;
ich [hab] bachen nach die wurst.
wind und darzuo grozzer frost,
60 dunne kleider und kranke kost
[das] ist min ingesinde;
[und] stein und bencke linde,
sus darf ich nit herte ligen;
der federn wurde wol geswigen,
65 git mir der wirt ein haberstro,
so forcht ich nit des winters dro.
min orden ist ein fries leben,
den wir die regeln han gegeben:
dem sprich ich: „exue te veterem hominem
70 et indue novum ribaldum et lecatorem."
daz gewant git er den tafeln dar
und sprichet dann mit jamer gar:
„nudus egressus sum ex utero
et nudus revertar denuo."
75 gen und laufen ist min pfluk,
ein fremd man git mir genuk,
west ich auch, wo er were!
min orden der ist swere,
wer mit andacht treit die e,
80 dem geschiht wol und auch we,

so geschiht mir we und nimmer wol;
ich (en) weiz, wez ich mich frewen sol.
wer den grawen rock antreit,
dem ist tisch und bett bereit,
85 er endarf abent nach den morgen
umb deheine koste sorgen:
so hant schuler ein hus,
zuo tusent jar wurd ein mus
darinne nicht gefrewet,
90 so lit min kost gestrewet;
darzuo hat min hus daz recht,
er sie ritter oder knecht,
wil er darinn beliben,
den getar nieman uztriben,
95 doch muos er selben dannan varn,
wil er den lip vor hunger sparn:
daz hus daz ist der wite walt,
im sumer warn, im winter kalt.
wenn ich vor minem bette stan,
100 so han ich volleklich zuo gan
dry mile zuo refentere.
mir ist der wint gevere,
daz hemd er mir zuo den oren weut,
sne und regen darunder streut:
105 so stechent mich unsuzze
die stein in mine fuzze.
guter kleider bin ich bar,
denn zittern, so erfruor ich gar.
mir ist recht also wol
110 als eim geburn, der da sol
sim herren geben, waz er hat.
so ich kum denn an die stat,
da mir die kost sol sin bereit,
so spricht desselben phaffen meit:
115 „min herr hat iezzunt gezzen“;
so ist er erst ubergesezzen —
„min herr der pharrer an der stunt
heizzet mir tun mit wortten kunt,
er sie geritten uber velt.“ —
120 ob Got, daz im sin ophergelt
wer alle tag also bereit!
so sing ich hochclagende leit,
wenn mir die rede kumet fur,

dennoch so ist mir die tur
125 vil vaste vor beschlozzen;
so bin ich unverdrozzen,
ich bin der mere also fro,
als da ein diep in schergendro
get fur einen richter stan,
130 so gericht sol uber in ergan.
so ruwet mich min swinde vart:
ich schilt sin kunn und sin art,
sine kint und sine wip,
ich verfluch im sinen lip,
135 daz er innan fulen mus,
ich tun mir mit schelten buz,
daz er des hars mus werden kal:
daz dorf lauf ich hin zuo tal;
welchs hus das hochste mug gesin,
140 der wart ich und gen darin
uff den offen setz ich mich
und gehab mich gar weckerlich,
daz der wirt denn mus jehen,
mir sie nie kein leit geschehen
145 mich truß nit, mir (ist) sust kalt,
und het ich uff dem heubt den walt
gelaubet und geloubet gar,
er wurd von zittern laubes bar. —
vil schier kunt des wirtes meit,
150 sie klagt mir groz hertzeleit
uber Engelhares knecht,
sie spricht: „er was mir hur recht,
do er an miner hende trat
und er mich umb die minne bat;
155 er jach, er wolt wesen min,
daz ich tet den willen sin:
do traut ich in gar minneclich.
nun hat er gar versmehet mich
und wil mich nicht zuo wibe nemen.
160 her schuoler, nun lat euch gezemen,
daz ir mir gebent ewern rat." —
„Fraw, zurnt niht, und wer ich sat,
so riet ich euch noch wiser ler"
so bringet sie ein kes dort her
165 und einen grozzen laip damit,
das az ich nach der schuoler sit. —

mit wunderlichen sachen
ler ich sie denne machen
von wachs einen kobolt,
170 wil sie daz er ir werde holt,
und teuf ez in den brunnen,
und leg in an die sunnen,
und heiz widersins umb die kuchen gan.
daz begint sie dann furbaz san
175 iren gespilen gemeine;
darnach so kumt nit eine:
deu eine bringt fleisch einen schrot,
deu ander gelt, deu drit daz brot,
deu vierde flachs, deu funffte zwirn,
180 deu sechst ruben, deu sibent birn.
so bin ich den ein lieber lip,
so ler ich denn deu altten wip
die runtzeln gar vertriben;
so kan ich einer schriben
185 ein zigenhaup fur ein kalp,
daz ist in gut fur den alp.
ez ist wor, ich han's bekorn:
welch den magtum hat verlorn,
der mach ich eine salben,
190 davon si allenthalben
gantz wirt als min schuhelin:
da gent wol zehen locher in.
der wirret ditz, der andern daz,
der ist ir frawe gar gehaz,
195 so wil der rint nicht kelber tragen.
des muzzen si die wolfe nagen.
so begunn ich si den leren
den ars des nachtes beren
gen des lichten manes schin;
200 die ler ich da zuo velde sin,
die ler ich kolen waschen,
die bruntzen in die aschen,
die ler ich brant betrechen,
die ler ich morchen brechen,
205 die ler ich batonien graben,
die ler ich ungesprochen traben,
die ler ich nachtes nackent sten,
die erslingen gen dem fure gen.
als ich dann geraten han,

210 so muss ich aber furbas gan:
so mach ich mich alleine.
die gebur sprechen gemeine
ich sie ein schuoler varnde
sie sint die warheit sparnde,
215 ich gelauf vil me, denn ich gefar,
ein minnerbruoder durch daz jar
mer gefert, denn ich tuo.
den spot han ich denn darzuo
sin sol'n sin dicke, unden gantz,
220 so gant in min vil manik schrantz;
er treit den gurtel knottenvol,
damit er sich gurten sol:
so ist min hemd vol knotten gar.
so manigen tak hat nit daz jar,
225 min orden git mir armuot,
er tuot mir we und nimmer guot.
so izz ich als ein mader,
so trink ich als ein bader,
so ruof ich als ein wachter,
230 so var ich als ein springer,
so gilt ich als ein prediger,
so schab ich als ein spiler,
fluchen, schelten, ist min phluck,
da mit so gewinne ich selten gluk.
235 einer git mir kleider, der ander spise,
der dritte die fust, der vierde daz rise,
der funft ein halm, der sechst ein stoz;
ich wer der richen kramer genoz,
ward mir als manik bruchgurtel stark,
240 ich loste jars vil manik mark
als dann der abent siget zuo,
ich han nicht gezzen sider fruo,
ich han gelaufen allen tak
daz ich vor muode nits enmak,
245 so such ich einen frummen man,
dem sing ich allez, daz ich kan;
ich sig im nider uff den fuz,
daz er mich behalten muz.
so ist die erste wil dahin,
250 daz ich also ringe bin,
man mochte mit mir vogel jagen,
der mich zuo velde wolte tragen.

verdawet han ich den ersten kropf,
der wirt reicht mir den sinen kopf,
255 und ist er vol, ich mach in wan;
ich gedenck, duo bist allen alsan
unwert, duo trink es us gar,
nieman nach dir getrinken tar.
der wyn der schleht mir in das hirn,
260 so gen ich zuo des wirtes dirn,
die git mir licht zuo ezzen;
zuo hant han ich vergezzen
was mir zuo leide ie geschach,
mir ist denn zur verte gach,
265 welcher bank der lindest sie
und ist der ofen denn dabie
mit hitze, des han ich frummen.
ey! sumer, woltest duo kumen
und auch dem winter angesigen,
270 so wolt ich zuo velde ligen,
schaffen selb mir guot gemach,
do ist der walt min obedach;
und het ich nicht so ringen muot,
ich wer im orden nichtsnit guot.
275 sit wir nun han so swere zit:
ordo in personis deficit
et non est ordo, sed sempiternus horror:
min wild gemuot treit mich enbor,
kein sweres hertz mach ich getragen.
280 ich wil euch leren unde sagen:
welch man sim sun nicht guotes gan,
den sol er gerne spilen lan:
tribt er's ein wil on grozzen schaden,
ez kumt darnach mit leid geladen,
285 daz er rumt sins vater hof;
wirt er den nit ein bischof,
so werde er ein mesener
oder sust ein cappeller;
ist aber im der keinez liep,
290 so lern (er) steln, werd ein diep:
biz an sin end gewint er genuk,
er kan nit buwen nach haben den phluk
nach sewen, finden, treschen korn,
wie man im tuot, es ist verlorn!
295 im volget wenik guter werk.

Ich, Johann von Nurnberg,
han dirre not erliten vil,
der mir des nicht gelauben wil,
dem muoz das sin beschaffen,
300 daz er werd zeim lotterphaffen,
so geschiht im ach und we;
waz bedarf er dann unselden me?
er kond uff diser erden
feiger nimmer werden;
305 daz Got vor uns erwende,
und geb uns ein heilig ende!

Das Johannesevangelium.

Wenn Goethes Faust nächtlicherweile in der Stille der Osternacht in der einsamen Studierstube zum Johannesevangelium greift, um gleich beim ersten Satz, den er in sein geliebtes Deutsch übertragen will, gedankenvoll und skeptisch zu stocken, so hat das 16. Jahrhundert den weitbeschreiten Zauberer wahrscheinlich oft mit dem Johannesevangelium ausgestattet. Es scheint ein merkwürdiger Zufall zu sein, daß Goethe hier einen historischen Zug anbringt, der in das 16. Jahrhundert hineinpaßt. In der Bibliothek der Zauberer und Nekromanten, wie sie Hartlieb in seinem Buch von den verbotenen Künsten aufgezeichnet und gekennzeichnet hat, erscheint im 15. und 16. Jahrhundert wiederholt das Evangelium, das mit dem Satz beginnt: Im Anfang war das Wort.

Unter dem fahrenden Volk von Bettlern und Hochstaplern, die im 15. und 16. Jahrhundert den staatlichen Behörden so viel zu schaffen machten, war der Betrug mit Zauberformeln und Zauberbüchern an der Tagesordnung. Kurz vor 1450 gehen Basler Ratsmandate gegen dieses zweifelhafte Geschlecht vor: „es sint ouch etlich, die ein wenig gelert und doch nit gewihet sint, und sprechent, si sient Priester, und tund inen ein Blatten scheren als eym Priester, und wandelent umbe und umbe in den Landen und sprechent, sy habent verre heym zu iren Landen und sient ...beroubet, und nement ein Buch in die Hand, als ob si ire Zyt bettent. und wer inen das Almusen gitt, so sprechent sy, sye wellen inen sant Johanns Ewangelium oder ander

Gebett furderlich sprechen, und betriegent die Lute damitte" (Rotwelsch I 14). Es handelt sich hier um eine Art fahrender Schuler, in deren durftiger Halbbildung ein durchaus fragwürdiges Latein nie fehlt, und das 16. Jahrhundert hat unsern Dr. Faust den fahrenden Schulern zugesellt. Aber mit dem Johannesevangelium hat es im Bereich von Schwarzkunstlern und Teufelsbannern und uberhaupt im Glauben und Aberglauben jener Übergangszeit eine eigene Bewandtnis.

Gerade der Anfang des Johannesevangeliums diente den bosen Absichten der Schwarzkunstler: „Also wirdt viel Zauberey getrieben mit dem ersten Capitel deß Evangelisten Johannis, welches sie S. Johannis Evangelium nennen" — so heißt es 1587 in dem alten 'Theatrum Diabolorum' I 148ª. Wenn dann in anderen Zeugnissen schlechtweg vom Johannesevangelium die Rede ist, so haben wir an diesem Zeugnis des Theatrum Diabolorum einen Beweis dafur, daß unter dem Johannesevangelium fur Zwecke der Zauberei hauptsachlich das erste Kapitel gemeint ist. Auch werden vielfach nur die ersten Verse, oder, wie wir bald sehen werden, nur die ersten Worte des Johannesevangeliums einen festen Platz im Aberglauben beansprucht haben. Denn wiederholt ist nur von winzigen Aufzeichnungen die Rede in den mannigfachen Zeugnissen, die uns für das Johannesevangelium zu Gebote stehen. Vgl. Matthesius 1560 Postill III 33: „daß ein Truttenfuß an der Wiegen dem Kindlein helffen solte, oder S. Johannis Evangelion in ein Kiel gefaßt und der Kuhe ins Horn gesteckt, die blutige Milch vertreiben solle, das stehet nicht in Gottes Wort." — Sebiz 1580 Von dem Feldbau S. 8: „Etlich mittel, Hagel und Tonner abzuwenden: Sonst Hauß und Hof, Garten, Anger und Aecker für den Schawer oder Hagel zuverwaren, soll man an den vier Ecken deß Hauses, Hofes oder Ackers Beifuß und S. Johanskraut setzen. Solcher und dergleichen stuck haben die Heyden vil gebraucht, deren die Christen nicht groß achten sollen. Wie auch nicht deß aberglaubischen

Wetterläutens, Büchßenschiessens, und S. Johans Evangeli." — 1586 Theatrum de Veneficis (aus Lichtenbergs Entdeckung) S. 322[b]: „Es werden viel auch deren befunden, die Segen und Caracteren wunderbarlicher art auff Jungfrauwenpergament geschrieben, auch etwann S. Johanns Euvangelium darbey am halß gehenkt, lassend in die wort Adonay, Ananisapta tetragrammaton &c. auff gold, silber stechen." — 1587 Theatrum Diabolorum I 162: „Die Beschwerung ist dem Gebet ganz ungleich. Denn sie bittet nicht demütiglich sondern gebeut trotziglich, und will ihrer Anforderung kurtzum gewehrt seyn, es sey dem, welcher beschworen wird, lieb oder leid, und geschicht auf dreyerley Weis. Die ersten Beschwerer unterstehen Gott (welches fürwar schrecklich lautet) zu bannen, daß er für Schaden behüte und Schaden zufüge nach ihrem Gefallen, denn es sind die meisten, welche auff Wort so viel geben, in der Meinung, daß Gott an ihre Wort gebunden sey. Wenn sie dem Kindlein Agnus Dei, und S. Johannis Evangelium an die Hälse hängen, meinen sie stracks, Gott werde und müsse nun (verzeihe mir's, O Gott, daß ich so rede) die Kindlein vor Seuchen und andern Unfall bewahren. Und welche Segens-Brieff bey sich tragen, lassen sich düncken, es könne ihnen nicht fehlen, Gott behüte sie nun für allem Übel, und verleihe ihnen in allen Sachen Glück um solches Briefs willen." — Lorichius 1593 Aberglaub[2] S. 30 (Mißbrauch geweychter Dingen): „Letstlich soll hierher auch gerechnet werden aller Mißbrauch Heiliger Dingen, als S. Joans Evangelium, des H. Creutz Bildnuß, der Agnus Dei, etlichen Heiltumbs, Geweychter Kertzen und Wassers, Heiligen Tauffs, Heiligen Oels, Meßgewänder darin zu schlaffen, unnd dergleichen" — S. 114 (Nutzbarkeit geweychter dingen): „Andere Mittel so zu den obern gehören, seind das täglich Gebett, die Bezeichnuß mit dem Zeichen des H. Creutz, die Besprengung mit geweichtem Wasser, die Anzündung unnd Beräuchung der geweichten Palmen und Kreutern, beysich-

tragen der geweichten Agnus Dei, S. Joanns Evangeliums, eins Crucifix, des H. Triumphierenden Tituls am Creutz Christi". —

Gelegentlich, wenn auch selten wird die Wunderkraft des 14. Verses im 1. Kapitel besonders hervorgehoben. In dem famosen 'Hexenhammer' von 1487 spielt dieser Vers eine Rolle in dem Kapitel „Wem die Hexen nicht schaden können?" (II 9 der Überzetzung von J. W. R. Schmidt): Ein Knabe fürchtete sich, vom Blitz erschlagen zu werden; da hörte er Stimmen in der Luft: „Wir können ihn nicht töten, weil er heute 'das Wort ward Fleisch' gehört hat". Er merkte, daß er deshalb gerettet wurde, weil er die Messe gehört hatte und am Schlusse das Evangelium Johannis: „Im Anfang war das Wort"[1]. Und solche heilige Worte dienen nicht nur zum Schutze, sondern auch zum Heilen der Behexten. Als wirksamste Präservative für Orte, Menschen und Tiere dienen die Worte des Siegestitels unseres Heilandes, wenn sie nämlich an vier Teilen des Ortes in Kreuzesform geschrieben werden: Jesus † Nazarenus † Rex † Judaeorum †; oder auch mit Hinzufügung des Namens der Jungfrau Maria oder der Evangelisten oder der Worte des Johannes: „Das Wort ward Fleisch".

Eingehend berichtet uns ein protestantischer Prediger im 17. Jahrhundert über die Verwendung des Johannesevangeliums. Es war der Ulmer Superintendent Cunrat Dieterich. Seine Predigten, die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden, erschienen 1642 unter dem Titel 'Ecclesiastes, das ist: der Prediger Salomo, in unterschiedenen Predigen erklärt und außgelegt'. Da heißt es II 914: „Neben dem stellen sie 2) öffentliche Processionen und Walfarten an, da sie järlich in der Creuzwochen umb die Felder mit

[1] Auf diese Geschichte des 'Hexenhammers' geht auch eine Erwähnung bei Luther zurück; vgl. Luthers 'Tischreden in der Mathesischen Sammlung', hrsg. von Kroker (1903) S. 285.

Creuz und Fahnen gehen, besondere Götzenbilder umbtragen, die alte aberglaubische Litaney, wie auch den Anfang des Evangelii Johannis singen, damit das Wetter sie nicht beschedige. Haben ingleichen 3) das Evangelium Johannis, welches sie aufs allerkleinest, entweder mit roter Farb getruckt oder geschrieben in Federkeile oder silberne und guldene Creuzlein einschliessen, etliche Messen darüber halten lassen, mit dem Fürgeben, daß diejenige, welche solche bey sich tragen, vor Ungewitter, Donnerstral, Zauberei, Gespänst und Gefahr des Teufels befreyet. Dergleichen auch denen begegnen soll, welche es am Morgen nach der Meß lesen hören" (Alemannia XI 268).

Ein anderer protestantischer Prediger, der Straßburger Dannhawer, spricht 1667 ironisch vom Gebrauch des Johannesevangeliums in einer polemischen Schrift 'Scheid- und Absag-Brieff, einem ungenanten Priester aus Cöllen auff sein Antworts-Schreiben' S. 267 (Alemannia X 186[b]): „dann wann einer das gantze Evangelium St. Johannis über Eyer lese und bettete, daß es Aepfel würden, oder über ein angebrant Kraut, daß ihm der Geschmack vergienge, so wäre es doch alles nicht allein umbsonst, sondern ein aberglaubiger Mißbrauch u. lauter Narrenspiel."

Wenn das Unwesen der schwarzen Kunst das ganze Abendland beherrscht hat, darf man wohl auch erwarten, in romanischen Landen das Johannesevangelium im Dienste des Aberglaubens anzutreffen. Ein Zeugnis dafür treffen wir in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts auf dem Mittelländischen Meer. Der durch den Auftrag des großen Kurfürsten späterhin mit der berühmten Expedition nach Guinea betraute preußische Edelmann von der Gröben hat den Krieg gegen die Türken von Venedig aus mitgemacht und die Schilderung dieser Kriegsfahrt seinem Hauptwerk mit beigegeben. Da schildert er die Gefahren eines großen Seesturmes bei den ionischen Inseln und der Aberglaube fehlt nicht dabei: „sie warffen das Evangelium Johannis ins

Wasser und thaten viel Gelubde, an unterschiedliche Oerter Lichter aufzuopfern" (von der Groben 1694 Orientalische Reise-Beschreibung S. 361).

Auch noch zu unsern Tagen traut das Volk dem heiligen Text geheimnisvolle Krafte zu, wie Prof. Elard Hugo Meyer (Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert S. 40) zeitgenossische Zeugnisse aus dem Aberglauben des badischen Landes beibringt. Das Johannesevangelium dient da gegen das Verhexen von Kindern. So hatte auch Professor Adolf Wuttke in seinem wichtigen Werk uber den 'Volksaberglauben der Gegenwart', das in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden ist, fur protestantische und katholische Landschaften den Glauben an die Zauberkraft jenes Bibeltextes und zwar der ersten Halfte des 1. Kapitels noch verburgen konnen (S. 181).

Auf Erfahrungen aus der munsterländischen Heimat wird es beruhen, wenn Annette von Droste-Hulshoff in der Novelle 'Die Judenbuche' den Glauben an die Wunderkraft des Johannesevangeliums einflicht. Nachtlicherweile tobt ein furchtbarer Sturm, alles auf dem Gutshof ist in Angst und Sorge versammelt, da fordert die Frau des Gutsherrn auf: „Kommt, wir wollen das Evangelium Johannis beten". Alles kniete nieder, und die Hausfrau begann: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort".

Aber es waren nicht immer gedruckte Blätter oder beschriebenes Pergament, das den Zwecken des Aberglaubens diente. Aus den Zeugnissen, die wir auf diesen Blattern vereinigt haben, ergibt sich deutlich, daß unter der Bezeichnung 'Johannesevangelium' oft ein Amulet oder Talisman von bescheidener Größe verstanden gewesen sein muß. Wir wurden die Stelle aus v. d. Grobens 'Reisebeschreibung' 1694 nicht völlig verstehen, wenn wir bei seinen Worten nicht an Amulette denken wurden.

Durch ein solches Amulet glaubt sich eine Frau gegen

die Macht des Todes gefeit bei Wolfh. Spangenberg 1613 Mammons Sold Vers 927:

> Die Wurtzel an meim Halse schon
> Und Sant Jhans Evangelion,
> Das der Pfaff am Freytag thet weyhen;
> Wirdt mich von dem Gespenst befreyhen.

Aus der Zeit v. d. Gröbens und zwar aus Christian Frommanns 'Tractatus de Fascinatione' (1675) S. 314 entstammt die folgende Nachbildung eines am Halse auf der Brust zu tragenden Johannesevangeliums.



Unsere ältesten Hundenamen*.

„Kaiser Carolus hatt' einen Hund, Er gab ihm den Namen mit seinem Mund, Also hieß Kaiser Carolus sein Hund"? Wie alt die Überlieferung dieses weitverbreiteten Volksrätsels ist, weiß ich nicht. Aber so alte Hundenamen, wie sie das Rätsel voraussetzt, sind nicht nachweisbar. Während wir einen Roßnamen schon im lat. Waltharius-liede antreffen:

> de stabulis victorem duxit equorum;
> hunc ob virtutem vocitaverat ille Leonem (Walthar. 326f.),

beginnt unsere Kenntnis einheimischer, volkstümlicher Hundenamen wesentlich später. Zwar weiß die Dichtung unseres höfischen Mittelalters in den Dietrichsepen des 13. Jahrhunderts von manchem berühmten Sagenroß zu melden, deren überlieferte Namen aus altdeutscher Zeit überkommen sind. Aber späterhin gibt es weder berühmte Rosse noch berühmte Hunde. Und nur zufällig erfahren wir ganz am Ende des 16. Jahrhunderts die bald wieder verschollenen Namen, die in unserer Faustsage eine Rolle spielten: das Zauberroß des Schwarzkünstlers soll 'Pfeifering' und sein Hund 'Prestigiar' geheißen haben[1]. So treten nur höchst selten in Mittelalter und Neuzeit hervorstechende Repräsentanten der Hunde in unserer Literatur an bedeutsamen Stellen auf. Aber unter den frühesten Zeugnissen für einheimische, volkstümliche Hundenamen hebt sich deutlich eine Gruppe besonders ab, deren einzelne Glieder durch ganz Deutschland verbreitet sind. Die Zeugnisse für diese Gruppe sind räumlich

* Vgl. *Zeitschrift f. deutsche Wortforschung* VII 38.
[1] Vgl. Widmanns 'Faustbuch' (1599) II 33 und unten S. [illegible]

und zeitlich so verbreitet, und die Anschauung, die den einzelnen Namen zu grunde liegt, ist so altertümlich, daß der urdeutsche Charakter dieser ersten Gruppe unserer Hundenamen wohl in graue Vorzeit zurückreicht[1].

In niederdeutschen wie in hochdeutschen Landschaften ist 'Wasser' zumal für Schäferhunde ein weitverbreiteter Name. Im äußersten Nordosten bezeugt ihn Frischbiers 'Preuß. Wb.' II 457 für Alt-Pillau. In dem 'Wb. der altmärk.-plattdeutschen Mundart' von J. F. Danneil 1859 S. 86 werden als eigentümliche Hundenamen u. a. auch 'Wasser' und 'Strom' angeführt und zwar mit der wichtigen Bemerkung: „Hunde, die mit diesen neuhd. Namen gerufen werden, können nicht behext werden." Ebenso gilt 'Wasser' in Westfalen, wie uns Woestes 'Wb. der westfäl. Ma.' S. 109ª berichtet. Aus südlicheren Mundarten wäre noch auf Heilig 'Beiträge zu einem Wb. der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes' 1894 S. 16ª zu verweisen, wonach im Taubergrund Schäferhunde 'Rhein', 'Wasser' und 'Donau' genannt werden. Im äußersten Süden begegnet die leichte, aber seltsame Lautvariante 'Wässer' bei Titus Tobler 1837 Appenzell. Sprachschatz S. 400ª.

Derartige lexikalische Zeugnisse erhalten eine willkommene Bestätigung aus der schönen Literatur der Neuzeit. So wird für die Altmark 'Wasser' als „ein gewöhnlicher Name der Bauernhunde" gebraucht und in einer Anmerkung ausdrücklich erklärt bei Schmidt von Werneuchen 1796 Calender der Musen und Grazien zu dem Gedicht 'Bauernhof' Strophe 7, wo es heißt:

Lang unterm Erndtewagen streckt
Sich Wasser aus, des Hofs Gebieter;
Längst war, von keinem Dieb geschreckt,
Er nachts der Gans und Ente Hüter;
Die schnatternd auf des Teiches Flut
Voranschwimmt vor der gelben Brut.

---

[1] Zum Folgenden vgl. die Nachweise in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung VII 38.

Mit etwas überflüssiger Spekulation, die in die Ferne schweift und das Nächstliegende nicht sieht oder geringschätzt, kümmert sich Gutzkow um unsern Hundenamen in seinem Roman 'Blasedow und seine Söhne' (1838) I 107: „ein treues Tier, Wasser genannt (ein auf dem Lande üblicher Hundename, der entweder, wenn die Türken etwas tiefer nach Deutschland gekommen wären, von 'Vezier' abgeleitet werden müßte oder mit 'Azur' zusammenhängt)." Vgl. dann noch Goldammer 1858 Litthauen S. 126: „Packan, ein alter Wolfshund, gehorchte dem alten Swars, Wasser aber, ein unbändiger Bullenbeißer, knurrte fortwährend unter der streichelnden Hand seines Herrn" — S. 136: „Während Peter mit seinen Begleitern nach dem Stalle zuging, löste sie rasch die Kette der Hunde, zeigte ihnen ihre Beute und rief, ohne zu bedenken, was sie that: Faß, Packan! Faß, Wasser!" — Eggers 1875 Tremsen S. 104 in dem Gedicht 'Der Gast':

De makten nu Jidwer sin Staldör up,
Dat leeve Veeh kem na buten,
De Ossen un Kööh, de Kalver un Swin
Un de Hööner un Goos un Puten.
Dunn husst he Wassern und Sultan dorup,
Dat gaf en Hällenspektakel,
De Markgraf höll sik de Uren too
Un lacht dat de Buk em wackel.

Brinckman 1890 Voß u. Swinegel S. 7: „De Scheper hödd sin Schap hinner'm Aeuwer un Wasser hadd den Schwanz mank de Bein steken un seg nadenklich ball de Schap un ball den Scheper an" — Gedichte I 16: „Wasser dei jault, den Swanz manke Bein." — Seidel, Leberecht Hühnchen S. 308: „Wasser hieß nämlich ein ungemein böser Kettenhund, der einzig und allein nur vor dem Onkel und dem Manne, der die Kühe fütterte und auch ihn mit Nahrung versorgte, Achtung hatte" — 1901 Reinh. Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande I 43: „Mir wundert man bloß, daß unser großer Kettenhund Wasser ihn

so gerne leiden mag“ — I 255: „Unter furchtbarem Gebell stürzte Wasser, der Kettenhund, auf die kleine Landungsbrücke und benahm sich dort so sinnlos wütig, daß ich unwillkürlich ein wenig zurückruderte.“ — Löns 1907 Mein braunes Buch S. 134: „Fast immer stöberten Wasser oder Lord oder Widu oder Hektor oder ein anderer dieser scheußlichen Köter im Felde herum.“

Unter den vielfachen Zeugnissen für den Hundenamen 'Wasser' fällt auf, daß norddeutsche Schriftsteller und Mundartenforscher niemals und nirgends eine plattdeutsche Lautform (Water) angeben. Das kann irreführen und hat auch schon irregeführt. Aber wer möchte sich entschließen, den niederdeutschen Hundenamen 'Wasser' von dem gleichlautenden hochdeutschen zu trennen? Zudem spricht die gleich zu behandelnde Gruppe von Hundenamen wohl sicher für die Möglichkeit, daß eine hochdeutsche Gepflogenheit nach Norden vorgedrungen sein mag.

Zunächst zeugt für unsere Annahme der Hundename 'Strom'. Er begegnet uns zufrühst bei Burkhart Waldis 'Esop' II 3:

> Ein Schäfer het ein Hund, hieß Strom,
> Den hielt er züchtig und ganz from,
> Und auf in solchen Glauben baut,
> Daß er im all die Schaf vertraut.

III 5, IV 94 62:

> Der Schäfer bald vergißt das Pfeiffen
> Rufft seinem Strom, Trostrein und Greiffen.

Damit vgl. Fritz Reuter 'Die Reis' nach Belligen' Kap. I: „Un unner'n Aben liggt oll Strom, de snorkt un pust un güns't n Drom.“ — Danneil verzeichnet 'Strom' in seinem 'Wb. der altmärk.-plattdeutschen Mundart' S. 86 zusammen mit 'Wasser'.

Daß beide Hundenamen im gleichen Sinn zu deuten sind, ergibt sich aus der Tatsache, daß überall bei uns Flußnamen auch als Hundenamen auftreten können. W. Wackernagel

(Germ. III 146) erwähnt 'Birs' als Hundenamen für den Kanton Basel. In gleicher Eigenschaft ist mir 'Neckar' bezeugt für die Umgegend von Hechingen im Hohenzollerschen und für die Umgegend von Kehl. Ein literarisches Zeugnis dieser Art begegnet bei Otto Ludwig 'Zwischen Himmel und Erde' (Leipzig, Grunow 1891) I 183: „Er ging leise durch die Hinterthür, an dem freundlich knurrenden Moldau vorbei." Öfters wird 'Donau' bezeugt, z. B. bei Schmeller I 517, wo aber weder 'Rhein', noch 'Strom', noch 'Wasser' in gleicher Verwendung angeführt werden, und in Heiligs 'Wörterbuch der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes' S. 16[a], wo 'Rhein', 'Wasser' und 'Donau' nebeneinander begegnen. Dazu vgl. Karl Heinr. Ritter v. Lang 1842 'Memoiren' I 71 (mit Beziehung auf eine Beratung in Öttingen-Wallersteinischen Landen): „Die Deliberation begann über sämtliche in den Ötting-Ötting und Ötting-Spielbergischen Landen befindlichen Hunde, worüber alle Ämter ausführliche Tabellen eingesendet hatten. Diesen Tabellen folgend segelten gleichsam die Beschlüsse unter den günstigsten Winden rasch vorüber an Melac, Donau, an Blaß, an Gibacht, an Faßan, nebst vielen anderen; etwas unruhiger ging es doch noch über die Beißerl hinweg; so wie es aber an einen gewissen Zwackerl im Amt Aufkirchen kam, geriet der ganze Rat in die heftigste Bewegung."

Schon im 14. Jahrhundert treffen wir den Hundenamen 'Rin' in Sîbotes 'Vrouwen Zuht' 505: „Ich nante sînen hunt Rin". Am Schluß des 15. Jahrhunderts treffen wir denselben Hundenamen auch im 'Reinecke' V. 1770, 2517, wo es in Übereinstimmung mit der älteren niederländischen Quelle (Reinaert V. 2678, 2681) heißt: „Wackerlôs de kleine, ok de grote hunt Rin" — „wan ik in noden lopen moste vor Rine deme hunde, de mi was hart".

Im 19. Jahrhundert bezeugt das 'Schweizerische Idiotikon' VI 997 unsern Hundenamen nach schweizerischen Quellen: „Ich und min Hund Rhyn und min Chue Brändli und mine

Katryn müessen ewig uf Klariden syn", seufzt der wegen schlechter Behandlung seiner Mutter verwunschene Senne (J. R. Wyß 1815, 327). Ähnlich jammert Hans Strutzi auf Blüemlisalp, den seine Mutter verflucht hat mit den Worten: „Mein Suhn, der Hans, sin Magd Katrin, sin Chue Bluem, sin Hund, der Rhyn, süllend uf ewig verfluechet sin!" (Erz. 1856, 191). Dann ist 'Rhein' auch für den ostfränkischen Taubergrund bezeugt, wie wir gesehen haben.

Es kann gewiß nicht Zufall sein, daß so manche Flußnamen in dieser Weise durch fünf Jahrhunderte in ganz Deutschland als Hundenamen vorkommen. Wenn Danneil für die Altmark angab, daß Hunde mit dem Namen 'Wasser' und 'Strom' nicht behext werden können, so bezeugt auch W. Wackernagel für die gleiche Landschaft die volkstümliche Anschauung, „daß der Name 'Wasser' den Hund gegen die Erdmännchen schütze, gleichsam Element gegen Element". Und Bartsch erinnert Germ. XXXI 246 an die Bemerkung des Mecklenburgers Nerger (zu Eggers Tremsen S. 379[b]): „Hunde, die vom Fließenden den Namen haben ('Wasser', 'Strom'), sind geschützt gegen Hexerei." Anderseits beachte auch die Bemerkung von C. Walther im Ndd. Korrespondenzblatt (1878) III 4: „Man behauptet, die Bauern und Schäfer gäben ihren Hunden den Namen Wasser, damit sie durch denselben vor der Wasserscheu bewahrt blieben." Auch gegen die Tollwut scheint die Benennung von Hunden nach dem Fließenden als wirksam zu gelten. So versichert der Groninger Professor Densing (1662) in seinem 'Sympathetici Pulveris Examen' S. 584 „Ita prophylacticum contra canum rabidorum venenum familiare est atque usitatissimum, at superstitiosum, in hac regione [Groningiana] ut canis, ne morsu ab alio inficiatur, vocetur Vloet, vel Stroom (appellatione scilicet ab aqua desumpta) unde passim rusticorum canes majores hisce nominibus appellantur".

Demnach gibt es eine stattliche Gruppe von Hundenamen, die auf alten Aberglauben hindeuten. Im Grunde

genommen braucht es gar nicht auffällig zu sein, daß sich so alte Namen und Anschauungen so lange haben halten können. Aber man ist doch immer wieder überrascht, wenn man die Zähigkeit und Festigkeit unserer Sprachmaterialien in so unscheinbaren und abgelegenen Kleinigkeiten beobachten kann. Der erste deutsche Hundename, dessen ich mich aus meiner Kindheit erinnere, ist 'Wiedu'. Wie hat es mich überrascht, diesen auf Neckerei abzielenden Hundenamen im 16. Jahrhundert wieder zu treffen! Kaspar Scheidt 1551 in seiner 'Grobianus-Übersetzung' V. 2881 gibt einem Junker den Rat, seinen Hund mit zur Tafel zu nehmen: „auch gib ihm einen groben Namen, nenn ihn, wie du, und frag ihn drumb, daß man zu lachen überkumb." Vgl. damit Fischart im 'Gargantua' Neudr. S. 164: „Und war des Pomposians Knecht darumb köstlicher und größer, weil er Hannibal heißt, und der Hund, wie du?" Ich glaube, daß in diese Stellen ein wirklicher Sinn nur hineinkommt, wenn man ein Wortspiel mit dem Hundenamen 'Wiedu' annimmt. Zur Bestätigung dessen sei erinnert an ein verwandtes Zeugnis bei Richey 1755 Idioticon Hamburgense S. 6: „Den Namen Asdu geben einige ihren Hunden, um demjenigen, der fraget, wie der Hund heisse, mit der Antwort einen Possen zu spielen." Dieses selbe 'Asdu' als Hundename begegnet schon um 1700 in einem ndd. Glossar aus dem Kloster Reinbeck bei Piper, Zeitschr. VIII 203. Modern literarische Zeugnisse für 'Wiedu' fehlen nicht: Löns 1907 Mein braunes Buch S. 134: „Fast immer stöberten Wasser oder Lord oder Widu oder Hektor oder ein anderer dieser scheußlichen Köter im Felde herum." — Franzisk. Mann, Kinder S. 68: „Ein kleines borstiges, kohlrabenschwarzes Ungetüm knurrte unter dem Geburtstagstische; Wiedu — feierlich wurde das Hündchen sogleich am Geburtstage getauft — gab nichts auf Reinlichkeit und anscheinend nichts auf Liebe."

Fausts Zauberroß*.

Schon Dr. Fausts Zeitgenossen war das Roß des Zauberers umheimlich. Der Baseler Pfarrer Gast 1548 hat in ihm den Teufel gewittert. Spätere Sage wußte zu berichten, daß der Schwarzkünstler es sich selbst geschaffen habe. Wie der magische Hund (oben S. 85), so ist das Zauberroß für Dr. Faust charakteristisch. Die breite Ausgestaltung und das umfassende Repertoire der Faustischen Zauberanekdoten, die in dem Spießschen Volksbuch (Frankfurt 1587) zur Darstellung kommen, haben für Fausts Zauberroß einen Namen gehabt, der bald in Vergessenheit geraten ist, weil diejenige Stelle, die ihn überliefert, zu einem Mißverständnis Anlaß geben mußte. In dem Frankfurter Volksbuch von 1587 wird die bekannte Geschichte erzählt, wie D. Faustus einen Roßtäuscher betrügt (Neudruck S. 83): „D. Faustus richtet ihme selbsten ein schön herrlich Pferd zu, mit demselben ritte er auf einen Jahrmarkt, Pfeiffering [1] genannt, und hat viel Käufer darumben, letztlich wird ers um 40 Fl. los."

Man erinnere sich, wohin die alten Faustanekdoten uns führen — nach Wittenberg, Zwickau, Anhalt, Erfurt, Salzburg, Braunschweig usw. Alle Faustgeschichten spielen an bekannten Orten, in Zentren des geistigen Lebens oder in fürstlichen Residenzen. Nur die Roßtäuscheranekdote führt

* Aus der Zeitschrift f. vergleichende Litteraturgeschichte (1897) X 349.

[1] Die von Milchsack herausgegebene handschriftliche Version des Volksbuches gibt S. 83 die abweichende Lautform 'Pfeffering'.

uns nach einem obskuren Ort, den noch niemand auf der Landkarte gesucht oder gefunden hat. Aber dem Nachforschen nach einem solchen Ort ist ein Kommentator des Faustbuches enthoben: 'Pfeiffering' ist nicht ein Ortsname, so hat vielmehr Fausts Zauberroß geheißen. Es sind keine neuen Sagenquellen, aus denen wir dies entnehmen. Auffällig ist, daß der Beweis dafür unbeachtet geblieben ist, obwohl er für die Intensität der Sagengestaltung gewiß nicht gleichgültig ist. Und diesen Beweis finden wir in der gereimten Umarbeitung, die das Frankfurter Volksbuch noch im Jahre 1588 durch Tübinger Studenten erfahren hat. Die dortige Paraphrase des oben ausgeschriebenen Wortlauts der Frankfurter Vorlage lautet:

Nun hat er ihm selbs zugericht
ein herrlich, schön und listig Pferd,
als man möcht finden auf der Erd.
Dasselbe ritt er in stetem Lauf
auf ein Jahrmarkt, daß ers verkauf.
Das hat er Pfeiffering genannt.

Alter und Name des Salamanders*.

Worte haben ihre Geschichte. Aber es wäre eine unmögliche Aufgabe, wenn man den Versuch wagen würde, den ganzen Wortschatz geschichtlich zu behandeln. Ein solcher Versuch würde ebenso sicher scheitern, wie wenn ein Geschichtsforscher in einer 'Geschichte der Deutschen' Biographien aller Angehörigen unsres Volkes liefern wollte. Unsre großen Wörterbücher unternehmen eigentlich immer die unmögliche Aufgabe. Nicht jedes Wort hat eine Geschichte; und wie wir uns unmöglich für die Geschichte zu vieler Mitmenschen interessieren können, so verdient auch nur ein kleinerer Ausschnitt unsres Wortschatzes eine geschichtliche Behandlung.

Aber unter der immerhin noch beträchtlichen Zahl von Worten, die eine Geschichte haben, fallen einige besonders auf, deren Geschichte der Gegenstand des allgemeinsten Interesses ist, ohne daß die Sprachwissenschaft die Neugier und den Wissensdrang von Tausenden und Abertausenden befriedigte.

Wie oft erhebt sich die Frage nach der seltsamen Benennung des Salamanders, ohne dessen Übung kein Fest heute mehr gedacht werden kann! Wie oft wird der Etymologe, der Sprachforscher nach dem Wort ausgefragt! Und noch immer lautet der Bescheid so unsicher wie der Bescheid unsrer Wörterbücher: Ursprung dunkel.

Wenn der Etymologe die Aufgabe hat, Sache und Wort in Einklang zu bringen, so sträubt sich unser Wort ent-

---

* Aus der Deutschen Rundschau (1906) XXXII 286—89.

schieden, sich eine Verbindung mit dem zoologischen Salamander gefallen zu lassen. Da zieht sich der Wortforscher mit einer bequemen Skepsis zurück; aber der Nichtfachmann hält sich nunmehr für berechtigt, die Hilflosigkeit und Verzagtheit der Sprachwissenschaft mit schönen Mutmaßungen auszufüllen, und Mythenbildung bekommt freie Bahn.

So ist es unserm Worte in reichem Maße ergangen. Es gibt mehrere Erklärungen, die immer von neuem wieder als neue Weisheit auftauchen. Schon oft sind Zeitschriften und Tagesblätter voll von unmöglichen Theorien über das Wort gewesen.

Von all den Theorien sind diejenigen völlig abzulehnen, die den Namen des Kommersritus von dem Tiernamen losreißen wollen. Der Gleichklang ist nicht äußerlich oder zufällig, sondern muß als feste Basis für jede Deutung behandelt werden.

Während heute keine Stadt so klein und unbedeutend ist, daß nicht in ihren Mauern das Exercitium Salamandri bei feierlichen Anlässen geübt würde, kannten in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts noch nicht einmal alle Universitätsstädte die Übung. Ja um 1850 herum wurde nur in den Studentenkreisen einiger weniger Hochschulen Salamander gerieben. Wenn so der Salamander noch um 1850 in weiteren Kreisen fast unbekannt war, so treffen wir bei Schriftstellern vor 1850 unser Wort nicht an. Nur ein einziges Mal ist es bezeugt in dem Machwerk eines verbummelten Pseudo-Studenten. Wir besitzen aus dem Jahre 1846 ein umfängliches Wörterbuch der Studentensprache, das den Salamander zum ersten Male anführt und mit Namen nennt. Der Verfasser des Wörterbuches nennt sich Vollmann, aber wie neuerdings der beste Kenner der studentischen Literatur, Herr Bibliothekar Fabricius in Marburg, festgestellt hat, verbirgt sich hinter dem Pseudonym ein verbummelter Gymnasiast, der sich 1840—1842 studierenshalber in München aufhielt, nachdem er es vorher bis zur

Tertia des Wetzlarer Gymnasiums gebracht hatte ohne zu absolvieren. Das Ganze ist ein elendes Machwerk, aus dem nur der Sprachforscher dann und wann eine brauchbare Tatsache entnehmen kann. Wir dürfen demnach wohl vermuten, daß ein schweizerischer Verfasser namens Gräßli etwa um 1840 Wort und Sache, sei es in Wetzlar, sei es in München, vielleicht allerdings auch an einem andern Musensitze, kennen gelernt hat. Dieses früheste Wortzeugnis, über das hinaus sich bisher kein älterer Beleg hat beibringen lassen, eröffnet die Geschichte unsres Wortes mit folgender eingehender Erörterung:

„Beim Salamander, der zu Ehren eines Studio gerieben wird, werden die Burschen an den Tafeln in Kränze geteilt und diesen Aufseher oder Exerziermeister vorgesetzt, hierauf die Gläser gefüllt und sodann auf dem Tische unter Aussprechung der Worte „Salamander Salamander" gerieben, bis vom Senior das Kommando 1 ertönt. Nach diesem ist eine kleine Pause und sodann wieder fortgesetztes Reiben bis zum Kommando 2, nun nochmals Pause und Fortsetzung bis 3. Nach diesem Kommando wird das Quantum bis auf die Nagelprobe geleert, die Gläser aber erst mit dem Kommando 4 auf den Tisch gesetzt. Während des Reibens müssen die Deckel der Gläser offen und in den Pausen bei Strafe geschlossen sein; wer sich dagegen verfehlt oder zu spät trinkt, muß von den Aufsehern verzeigt und nachexerzieren, d. h. den Akt wiederholen, bis er vom Senior für legal erklärt ist."

Zu dieser Stelle fügt sich ein weiterer Bericht desselben Buches:

„Der Biersalamander ist ein Bierspiel in 3 Tempos, bei welchem die ganze Gesellschaft die Gläser reibt, auf das Kommando 1 und 2 des Seniors einhält und endlich auf das verhängnisvolle 3 trinkt bis auf die Nagelprobe, sodann wieder reibt und mit dem Kommando 4 aufhört. Jeder, der nicht nach dem Kommando oder zu früh reibt, muß

nachexerzieren und zur Strafe das Duplum reiten. Der Salamander wird nur zu Ehren und bei Ehrenanlässen gerieben."

Dies sind unsere frühesten Belege für das Wort 'Salamander'. Aber die Sache muß doch schon früher angesetzt werden. Wir treffen nämlich in einem Wörterbuch der Studentensprache von 1831 folgenden Eintrag:

„Reiben ist eine Zeremonie, die fast einzig und allein bei dem Schnapstrinken Sitte ist. In der Regel kommandiert jemand aus der trinkenden Gesellschaft, worauf dann alle Mittrinkenden die Gläser ergreifen, auf dem Tische damit reiben, nach geschehenem Reiben das Glas an das linke und rechte Ohr, dann an die Nase setzen und endlich, nachdem dieser edle Stoff alle benannten Teile wenigstens mit seinem Geruche erfreut hat, kann der Trinkende das Glas leeren, muß aber dasselbe sogleich, nachdem er es ausgetrunken hat, mit einem derben Klopfen auf den Tisch stellen. Diese Erfindung schreibt sich erst aus den neueren Zeiten her." So auffällig es ist, daß das Wort 'Salamander' in dieser Definition völlig fehlt, so kann man doch die Verwandtschaft des Schnapssalamanders mit dem Biersalamander nicht leugnen. Aber auch so kommen wir chronologisch doch nicht erheblich von der Stelle. Es ist in sich sehr unwahrscheinlich, daß erst im Beginn des 19. Jahrhunderts eine Trinkzeremonie auf unsern Hochschulen entstanden sein könnte. Je weiter wir in der Neuzeit voranschreiten, um so mehr verliert der Saufteufel an Herrschaft, und je weiter wir von der Gegenwart aus rückwärts schreiten in der Geschichte unserer Universitäten, um so allmächtiger ist die Herrschaft des alten Erblasters. Eine derartige allgemeine Erwägung spricht entschieden dafür, daß die Sitte des Salamanderreibens schon Jahrhunderte alt ist. Woher dann eine so neue Benennung, wie es der Name Salamander tatsächlich ist? Dieses seltsame Wort war von Hause aus sicher nicht der Name der Zeremonie, es war nach dem Bericht Vollmann

Gräßlis ein gemurmeltes Zauberwort innerhalb der Zeremonie. Diese Zeremonie selbst aber hatte den Anstrich von Zauberspuk und sieht einer Geisterbeschwörung ähnlich. Wir alle kennen nun eine klassische Beschwörungsformel, in der das Wort 'Salamander' die am meisten hervorstechende Stelle einnimmt:

> Salamander soll glühen,
> Undene sich winden,
> Sylphe verschwinden.
> Kobold sich mühen.

Das ist der Zauberspruch, mit dem Faust den dämonischen Pudel bannt, der sich ihm auf dem Osterspaziergang angeschlossen hat. Kann das mehrmalige Murmeln des Wortes 'Salamander' (bei Vollmann) nicht eine Andeutung eines solchen Zauberspruches sein, der mit einem so charakteristischen Worte beginnt? Alles dreht sich jetzt um das Verhältnis der verblaßten Zauberformel bei dem Salamanderreiben zu dem „Spruch der Viere" in Goethes 'Faust'. Es ist völlig unmöglich, Goethes Beschwörungsformel als den Ausgangspunkt der studentischen Benennung anzusehen. Die Wahrscheinlichkeit spricht umgekehrt dafür, daß Goethe seinerseits den „Spruch der Viere" irgendwoher übernommen hat. Es ist der Forschung bisher nicht gelungen, den Ursprung der Beschwörungsformel festzustellen. Aber eine andere Beschwörungsformel im 'Faust' deutet uns doch auf eine wichtige Spur. In Auerbachs Keller zaubert Mephisto mit seltsamen Gebärden den Studenten den Wein aus dem Tisch und murmelt dabei die Formel:

> Trauben trägt der Weinstock,
> Hörner der Ziegenbock.

Man weiß schon lange, daß Goethe diese Verse bekannten Kinderreimen entnommen hat, die am Mittelrhein überall geläufig sind („Troß, troß, trüll, der Bauer hat ein Füll'"). Goethe hat hier aus dem bunten Wechsel von kurzen Reim-

paaren zwei dazu geeignete Kurzzeilen zu einer Zauberformel gestempelt, aber jedenfalls hat er die Verse entlehnt. Und sollte er nicht so auch den „Spruch der Viere“ entlehnt haben? Es war gewiß keine Zauberformel, die er einem Höllenzwang der Schwarzkünstler verdankt. Fausts Beschwörungsformel wird aus einem harmloseren Bereiche stammen, der allerdings wohl nicht überall bekannt war. Der studentische Bereich einer solchen Zauberformel läßt sich nur vermuten, aber nicht beweisen. Wir begründen den Verdacht damit, daß die Szene des Salamanderreibens in den ältesten Zeugnissen durchaus den Eindruck einer Beschwörungsszene macht. Die Zeremonien, wie sie beim Salamanderreiben in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts beim Schnapssalamander üblich waren, reichen gewiß weit zurück über die Entstehungszeit von Goethes 'Faust', gehen wohl in das 16. Jahrhundert zurück. Wir dürfen vielleicht den Zechritus unter einem andern Namen in der Trunkenlitanei von Fischarts 'Gargantua' wieder erkennen. Im 16. und 17. Jahrhundert hört man oft von einem Zechritus, der den seltsamen Namen 'Kurl-Murl-Puff' hat. Mit seltsamen Gebärden, wie sie vielleicht Mephisto in Auerbachs Keller anwenden möchte, vollzog sich der Ritus; er bestand aus viel seltsamen Schnaken und Possen, wie ein alter Komment von 1633, allerdings ohne Details, versichert. Wir werden uns unter diesen Possen wohl die Faxen zu denken haben, wie sie beim Schnapssalamander 1831 bezeugt sind. Sie spielen auch im Studentenlied eine Rolle:

Ich nehm mein Gläschen in die Hand
Und fahr damit ins Unterland,
Ich hol das Gläschen wieder hervor
Und halt's ans recht' und linke Ohr.

Wenn derartige seltsame Faxen weit in die Vergangenheit zurückgreifen, so hat auch ihr alter Name 'Kurl-Murl-Puff' eine lange Geschichte. Er klingt wie eine Begleitung zum

Schlußakt der Zeremonie, zum Aufstoßen der Schnapsgläser. Aber der Ritus selbst sollte eine Beschwörung travestieren. Man kann dies noch insbesondere schließen aus der seltsamen Tatsache, daß ein abgekürztes 'Kurle-Murle' auch als Zauberformel auftritt. Wir lesen in dem 'Sonnenwirt' von Hermann Kurtz (1855) S. 107: „So kann ich auch hexen; ich sag' nur: Kurrle, Murrle, dann muß der Krug dort auf dem Schrank tanzen." So steht neben dem alten Zechritus des Kurl-Murl-Puff eine Zauberformel, wie neben dem Ritus des Salamanders Zauberformel und Zauberspruch. Der ältere Schnapssalamander, der dem Biersalamander vorausgegangen ist, war von Hause aus gewiß nichts anderes als der Kurl-Murl-Puff; die Sache selbst ist alt, sie hat nur ihren Namen gewechselt.

Der auffällige Name des Salamanders als eines Zechritus gehört gewiß nicht der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. Er muß zurückweisen auf die Zeiten der Alchimie. Am Ausgange des Mittelalters noch in den Werken des berühmten Theophrastus Paracelsus herrscht der Glaube an überirdische Elementargeister, die im Feuer hausten. Eine Parodie des alchimistischen Zauberunfugs scheint sich in das Trinkerzeremoniell des 16. Jahrhunderts gerettet zu haben. Nehmen wir an, daß mit Branntwein eine Art Libation veranstaltet, der Stoff entflammt wurde und seltsame Gesten dem Trinken vorausgingen, so hat man wohl eine Parodie auf den verbreiteten Unfug von Alchimisten und Schwarzkünstlern. Wie ließe sich im 19. Jahrhundert aus dem Begriffe des tierischen Salamanders, aus dem Namen der bekannten Eidechsenart, der neuere Zechritus und sein auffälliger Name herleiten?

Wir wollen einen Papst erwählen*.

(Goethes Faust I V. 2098).

Alles was in der klassischen Literatur Reflexe jenes Zeitalters bietet, verdient Erklärung. Denn wie vielfach sticht unser heutiges Leben ab gegen Sitte und Brauch, die noch am Ende des 18. Jahrhunderts im Schwange waren! So manche intime Anspielung wird erst nach und nach klar, und der Zufall spielt uns oft Quellen in die Hand, die zu unserer klassischen Literatur in schroffem Gegensatz stehen und doch ein Blatt daraus wertvoll illustrieren. So ist neuerdings die Beschäftigung mit der studentischen Literatur des 18. Jahrhunderts für die Studentenszene in Auerbachs Keller mehrfach bedeutsam geworden, und Prof. Erich Schmidt hat die dort vorgeschlagene Papstwahl, die von den Faust-Kommentaren oft mißdeutet worden ist, zuerst durch eine Stelle aus Laukhard erklärt. Was dieser berichtet, genügt allerdings zur Kenntnis des studentischen Brauches nicht, genügt auch nicht zur Erklärung der Goetheschen Formel „Wir wollen einen Papst erwählen“, da in der von Laukhard geschilderten Zeremonie keine Stelle für die „Wahl“ eines Papstes ist. So sei es mir gestattet, weiteres zur Kenntnis dieses Studentenbrauches mitzuteilen.

Das „Papstspiel“ gehörte zu den Bierspielen der akademischen Jugend, und es ist nicht zu begreifen, daß ein Kenner wie Gödeke die Verse „Ihr wißt, welch eine Qualität

---

* Aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ 1895, Nr. 137, S. 5—6.

den Ausschlag gibt, den Mann erhöht“ so arg hat mißverstehen können. Immer und zu allen Zeiten hat auf studentischen Kneipen nur eine Qualität, nur eine Eigenschaft den Ausschlag gegeben, und die Bierspiele sind das Ziel so vieler Vorübungen, sind die Probe auf das Exempel gewesen.

Zu diesen Bierspielen gehörte damals die Promotion zum Doctor Cerevisiae et Vini, die den Promovierten berechtigte, als Zeichen seiner Würde die Buchstaben D. C.: n. e. b. (Doctor Cerevisiae: nunc est bibendum) seinem Namen anzufügen. Die Bierfakultät hatte ihren eigenen Dekan, der sämtliche Doctores Cerevisiae et Vini zur Promotion zusammenrief. Der Kandidat, der sich um die Würde bewarb, wählte sich, nachdem er ein Maß Bier auf das Wohl des Dekans und der Bierfakultät geleert und die anwesenden Doktoren sich mit seiner Aufnahme einverstanden erklärt hatten, drei oder vier Opponenten. Diese opponierten der Reihe nach mit beliebigem Quantum, und der Doktorand mußte nachtrinken, was diese vortranken, nach jedem Gang von dem „bene“ oder „optime“ des Dekans und dem Jubel der Zuschauer und der Doktoren begrüßt.

Ein zweites Bierspiel hieß „Lustig meine Sieben“: zwei gegen zwei spielen Karten, man spielt auf 60; wer nicht 60 zählt, muß trinken; wer unter 30 bleibt, muß das doppelte Quantum trinken und auf seinen Platz wird unter lautem Gesang eine Schere gemalt (man sieht, daß unser Kartenspielausdruck ‘Schneider’ damit im Zusammenhang steht). Erhält eine Partei keinen Stich, so muß das dreifache Quantum getrunken werden, und ein Galgen wird auf ihren Platz gemalt. Jedes Spiel wird durch einen Kreidestrich angemerkt, und mit dem fünfzigsten wird ein Jubiläum gefeiert. Das Ende des Spieles ist Betrunkenheit.

Zu diesen Bierspielen gehört nun auch das „berühmte“, das „große“ Papstspiel. Es wird ins 16. Jahrhundert zurückreichen, aber wir hören von ihm erst kurz vor 1750, und

mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts stirbt es aus, so daß unsere Faust-Kommentatoren nichts mehr von ihm wissen[1].

Es blühte, von den akademischen Behörden verpönt, wie die übrigen Bierspiele auf den „Bierdörfern" der Universitätsstadt. Nach dem Mittagessen zog der Schwarm hinaus und füllte den Nachmittag mit dem Spiele aus. Man setzt sich um einen runden Tisch. Ein auf dem Tisch mit Kreide gezogener Kreis wird in so viel Abschnitte geteilt, als Teilnehmer da sind. Im Mittelpunkt des Kreises wird eine Nadel eingesteckt und ein leichtes Stück Holz, das sich umdrehen läßt, wird an dieser Nadel befestigt. Es ist also eine Art Roulette. Nun dreht der Jüngste, und auf wessen Felde die Spitze des Holzes stehen bleibt, der avanciert vom Philister — das sind im Anfang des Spieles alle Mitspieler — zum Soldaten. Wer Soldat geworden, wird das nächste Mal, wo das Holz auf sein Feld deutet, Korporal. Wer zuerst einen höheren Grad erreicht, übernimmt das Kommando und kommandiert: „turne, Philister", oder „turne, Soldat", „turne, Korporal" usw. Worauf der jüngste Philister, resp. Soldat usw. antworten muß: „turnabo, Soldat" resp. „turnabo, Korporal" usw. Jeder muß sich die Würde des andern merken, und hat er sie vergessen, muß er zur Strafe trinken. Zunächst steigt man durch alle Stufen des Militärstandes, und wenn das Drehholz oft in ein und demselben Felde ruht, wird der Betreffende dann auch bald Baron, Graf, Fürst, König und Kaiser. Aber jede neue Stufe, die man erreicht, kostet ein Maß Bier. Der erste „durchs Holz erwählte" Fähndrich darf seinen Hut

[1] Daß der Papst auf den studentischen Kneipen der Vergangenheit eine Rolle gespielt hat, ergibt sich übrigens nicht nur aus dem bekannten Studentenliede „Der Papst lebt herrlich in der Welt"; vgl. Kantzsch 1685 Bier-Glas S. 73 „Auf Vater Pabsts Gesundheit zu trincken, soll keinem christlichen Biedermann erlaubet seyn, denn wir achten den, der an seinem gantzen Gemüthe niemahls gesund, auch nimmermehr gesund werden kan, nicht werth, daß man ihm an seinem Leibe ein gesundes Andencken wünschen soll."

aufsetzen und seine Pfeife rauchen; die übrigen bleiben, bis sie so weit avancieren, ohne Hut und ohne Pfeife. An Stelle des „turne“ hat der erste Offizier mit dem Worte „commando“ weiter zu leiten.

Von der Kaiserwürde aus wird man Student, und sobald einer es geworden, erschallen Burschenlieder. Vom Studenten wird man Kardinal, und endlich steigt einer durch vier Eminenzen auf den päpstlichen Stuhl. Sobald einer Papst geworden, verlassen alle ihre Plätze. Die vier Kardinäle heben den „durchs Drehholz erwählten“ Papst mit dem Stuhle auf den Tisch. Sein ehrwürdiges Haupt wird mit einem Bettuch bedeckt, und er singt das zwölfstrophige Lied „O lector lectorum“, nach jeder Strophe ein Maß Bier leerend. Während er trinkt, halten Alle ihre brennenden Pfeifen unter das Laken und blasen, so stark sie können, den Tabaksrauch von sich, daß Papst und Kardinäle unsichtbar werden. Gewöhnlich endigt die Kurzweil damit, daß alle Teilnehmer wegen der vielen Chargen, die jeder bekleidet hat, betrunken sind, und der Papst unter lautem Jubel vom Stuhl sinkt.

So ist nach einem Jenischen Bericht vom Ende des 18. Jahrhunderts, an den wir uns meist wörtlich angeschlossen haben[1], der Verlauf des „großen“ und „berühmten“ Papstspieles gewesen, das Brander in Auerbachs Keller seinen Kumpanen als Unterhaltung vorschlägt: „Wir wollen einen Papst erwählen; ihr wißt, welch eine Qualität den Ausschlag gibt, den Mann erhöht.“

Dieser Jenische Bericht verträgt sich im ganzen und großen mit den weniger detaillierten Schilderungen Laukhards, und wir dürfen vermuten, daß Goethe so oder ähnlich die Papstwahl mittelbar oder unmittelbar kennen gelernt hat. Im Anfang des 19. Jahrhunderts hat das Papstspiel schon ganz andere Formen angenommen, indem die aka-

---

[1] Vgl. Zeichnung der Universität Jena (1798) S. 173.

demischen Behörden bemüht waren, die Roheit älterer Sitten zu mildern oder zu unterdrücken.

Aus dem Wahlaktus entwickelt sich ein neues Bierspiel, in dem das Groteske und Parodistische fehlt. Die „Bieruhr" kommt auf. Man schlägt einen Nagel in die Mitte des Tisches, hängt einen Schlüssel daran und macht ebensoviel numerierte Felder als Spieler sind, dazu noch ein „pro patria-Feld". Der Schlüssel wird gedreht, und die Nummer, auf der er stehen bleibt, singt Solo und trinkt ein Halbes oder Ganzes. Bleibt der Schlüssel im pro patria-Feld, so trinken Alle. So beschreibt 1846 ein burschikoses Wörterbuch das moderne Bierspiel, das seine Verwandtschaft mit dem berühmten Papstspiel nicht verleugnet.

Eine andere Abzweigung desselben ist ein Bierspiel, das auf das Wählen ganz verzichtet und nur den Schlußakt — die Erhebung des Papstes — beibehält. Eine Schilderung der Papstzeremonie, wie sie um 1810 in Jena üblich war, bietet Friedrich Försters Nachlaß 'Kunst und Leben' (herausgegeben von H. Kletke, Berlin 1873), worauf mich Dr. A. Fresenius in Berlin hingewiesen hat. Fr. Förster, der um 1810 in Jena studierte, schildert in den autobiographischen Aufzeichnungen von seiner Studentenzeit den Hergang in der Kürze so: Wer an einem Abend zehnmal gesiegt hatte, wenn ein „Doktor" gestürzt war, wurde zum Fürsten von Thoren ausgerufen und bestimmte dann einen späteren Krönungstag. Nach der Krönung hatte er Anspruch darauf, zur Würde eines Papstes gelangen zu können. Er schrieb hierzu ein Konklave der Kardinäle aus und bestimmte Zeit und Ort zur Ausführung der großen Messe. Inmitten der versammelten Genossen bestieg er den auf einem Tisch unter einem Baldachin aufgestellten Thron und gab mit einem über die Anwesenden ausgegossenen Glase Bier das Zeichen zum Beginn der Feier. Dann begann die „Biermesse". Der Chor sang: „O pater Bacche, fac o fac quod talem diem habeamus

quam plurimam“. Dann wurde eine Litanei gesungen, in der zwölf Fragen des Kardinal-Rektors durch den Chor beantwortet wurden: „Quot sunt apostoli?“ Die Antwort: „Duodecim apostoli, duodecim menses anni, duodecim planetae!“ und so gingen alle Fragen und Antworten herab zu den neun Musen — sieben Kurfürsten, sieben Tagen der Woche, sieben Wundern der Welt — fünf Sinnen, fünf Fingern an jeder Hand — vier Evangelisten, vier Elementen, vier Himmelsgegenden — drei Patriarchen, drei Grazien — zwei Augen, zwei Ohren, zwei Nasen. Den Schluß machte „unus est oeconomus qui regnat in culina supra ancillas nostras“. Während der Litanei mußte der Aspirant zwölf bis zum Rande gefüllte Paßgläser geleert haben; er durfte dabei dreimal den Vorhang des Baldachins zuziehen, und dann mußten die Kardinäle ihm aus zwölf unter den Vorhang gesteckten Tonpfeifen Weihrauch mit Tabaksqualm zudampfen. Wer alles glücklich überstand, wurde als Papst proklamiert.

Man sieht, bei diesem für den Anfang des 19. Jahrhunderts bezeugten Bierspiel ist die Wahl ganz in Wegfall gekommen. Auch diese Zeremonie hat die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht erreicht, sie wird durch die Wiedergeburt unseres Studententums nach dem Freiheitskrieg zugleich mit so manchen anderen derben, ja rohen Bräuchen verschollen sein.

Aber das Alter der Wahlzeremonie können wir einigermaßen erhärten durch eine ältere Aufzeichnung der auch in Kindlebens ‘Studentenliedern’ 1781 gedruckten lateinischen Katechisation. Sie liegt vor mir in einer Version von 1699, die folgendermaßen lautet:

O lector lectorum, dic mihi: quid est unum?
Unus est oeconomus qui regnat in culina.
O lector lectorum, dic mihi: quae sunt duo?
Duae tabulae Mosis: unus est oeconomus qui regnat etc.
O lector lectorum, dic mihi: quae sunt tria?

Tres patriarchae: duae tabulae Mosis: unus est etc.
O lector lectorum, dic mihi: quae sunt quatuor?
Quatuor evangelistae: tres patriarchae: duae tabulae Mosis: unus est etc.
O lector lectorum, dic mihi: quae sunt quinque?
Quinque libri Mosis: quatuor evangelistae etc.
O lector lectorum, dic mihi: quae sunt sex?
Sex hydriae positae in Cana Galilaeae: quinque libri Mosis: quatuor
evangelistae etc.
O lector lectorum, dic mihi: quae sunt septem?
Septem sunt artes: sex hydriae etc.
O lector lectorum, dic mihi: quae sunt octo?
Octo sunt partes: septem sunt artes etc.
O lector lectorum, dic mihi: quae sunt novem?
Novem sunt Musae: octo sunt partes: septem etc.
O lector lectorum, dic mihi: quae sunt decem?
Decem praecepta: novem sunt Musae etc.
O lector lectorum, dic mihi: quae sunt undecim?
Undecim discipuli: decem sunt praeceptae etc.
O lector lectorum, dic mihi: quae sunt duodecim?
Duodecim apostoli: undecim discipuli etc.

Diese Version stammt aus Wagenseils Werk 'Belehrung der Jüdisch-Teutschen Red- und Schreibart' (Königsberg 1699) S. 97, wo sie als ein altes Trinklied auftritt. Der Schwellrefrain, der den gesangmäßigen Vortrag des Liedes kompliziert gestaltet, scheint ein jüdischer Zug zu sein, wie denn auch das berühmte jüdische Osterlied „Ein Zicklein, ein Zicklein, das hat gekauft das Väterlein, um zwei Schilling Pfennig" (Wagenseil S. 109) durch den Schwellrefrain ausgezeichnet ist. Der bekannteste Typus eines solchen Schwellrefrains ist das schon bei Fischart im 'Gargantua' Kap. 25 bezeugte Lied „Der Bauer schickt sein Jockel aus", über dessen weite Verzweigung Reinhold Köhler (Kleinere Schriften III 355) gehandelt hat. Das von Heinrich Heine im 'Rabbi von Bacharach' (Werke IV 472) verwertete Osterlied vom Zicklein ist schon lange der Gegenstand gelehrter Nachforschungen gewesen, weil es vom 16. Jahrhundert an eine internationale Verbreitung gefunden hat; vgl. Gaston Paris, Romania I 222. So scheint

auch jene lateinische Katechisation auf jüdischer Grundlage zu beruhen. Es war nämlich jüdische Sitte, am Abend des Passahfestes folgende Sprüche von den 13 heiligen Zahlen in hebräischer Sprache zu beten (vgl. Wagenseil S. 106):

Eines das weiß ich, einig ist unser Gott, der da lebt, und der da schwebt im Himmel und auch auf der Erd'.

Zwei und das ist aber mehr, und dasselbig weiß ich, zwei Tafeln Mosis, einig ist unser Gott, der da lebt, und der da schwebt im etc.

Drei und das ist aber mehr, und dasselbig weiß ich, drei sind die Väter, zwei Tafeln Mosis, einig ist unser Gott, der da lebt etc.

Vier und das ist aber mehr, und dasselbig weiß ich, vier sind die Mütter, drei sind die Väter, zwei Tafeln Mosis, einig etc.

Dreizehn und das ist aber mehr, und dasselbig weiß ich, dreizehn sind die Sitten, zwölf sind die Geschlechter, elf sind die Sterne, zehn sind die Gebote, neun sind die Gewinnung, acht sind die Beschneidung, sieben sind die Feierung, sechs sind die Lehrung, fünf sind die Bücher, vier sind die Mütter etc.

Erfuhr der jüdische Text zunächst eine ernsthafte Christianisierung, so konnte eine burschikose Nachahmung auf den Kneipen nicht ausbleiben. Es greift also ein wichtiger Bestandteil der studentischen Papstwahl weit zurück ins 16. Jahrhundert und zwar auf jüdische Vorbilder.

Ergo bibamus*.

Dieser Refrain Goethes (Gedichte I 144) erhält Licht aus der Farbenlehre (Weimarer Ausgabe 2. Abt. II 192, 208, 242, 261, 294), wo er als Lieblingssatz Basedows eine seltsame Wendung erfährt: „Es fällt uns bei dieser Gelegenheit ein, daß Basedow, der ein starker Trinker war, und in seinen besten Jahren in guter Gesellschaft einen sehr erfreulichen Humor zeigte, stets zu behaupten pflegte: die Conclusion ergo bibamus passe zu allen Prämissen. Es ist schön Wetter, ergo bibamus! Es ist ein häßlicher Tag, ergo bibamus! Wir sind unter Freunden, ergo bibamus! Es sind fatale Bursche in der Gesellschaft, ergo bibamus! So setzt auch Newton sein ergo zu den verschiedensten Prämissen." Und dann wendet Goethe „das Basedowsche ergo bibamus" wiederholt auf Newtons Schlußfolgerung an, die nach Goethes Urteil zu seinen Prämissen in einem ebenso fragwürdigen Verhältnis steht. Wenn es nun auch nach dieser Stelle der Farbenlehre sicher ist, daß Goethe sein „ergo bibamus" wohl auf der denkwürdigen Lahn- und Rheinreise von Basedow gelernt hat, so hat doch die Formel ihre weitere Geschichte. Basedow wird sie wohl aus dem studentischen Hospiz übernommen haben, denn schon im 17. Jahrhundert (1664) lernen wir es in einer Art Studentenkomment kennen in der Schrift 'Philosophia Salustiana' von Janeser Potorianus, hinter welchem Pseudonym sich der bekannte Joh. Prätorius verbirgt. Unter den Bl. H 12 aufgeführten

* Aus dem Goethe-Jahrbuch XXV 226.

'Regulae Bursales' finden wir den Satz: „Qui bene bibit, bene dormit; qui bene dormit non peccat; qui non peccat, est beatus: ergo ut fiamus beati, bibamus!" Wir haben es hier offenbar zu tun mit einem schulmäßigen Beispiel für Trugschlüsse. So findet sich 1597 in des Goclenius 'Ratio solvendi vitiosas argumentationes' S. 21: „Qui bene bibit, bene dormit; qui bene dormit, non peccat; qui non peccat, erit beatus: ergo qui bene bibit, erit beatus." Die Anwendung des „ergo bibamus" auf den Newtonschen Trugschluß wie auch der Liedrefrain, der als Trugschluß hier seine Erklärung findet, weisen also über Basedow hinaus in die ältere Logik.

Die Heimat des Christbaums*.

Noch heute ist der Weihnachtsbaum nicht überall in unserem Vaterlande heimisch. Durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch kann man beobachten, wie er sich allmählich in verschiedenen Landschaften einbürgert. Heute bedarf es keines Beweises mehr, daß der Lichterbaum keiner altdeutschen Sitte angehört. Werther und Lotte beim Weihnachtsbaum sind ein frühestes klassisches Bild der Sitte, aber Luther und seine Familie um den Christbaum versammelt, ist eine geschichtliche Unmöglichkeit. Erst im 17. Jahrhundert beginnen die leisesten Ansätze der Sitte in ganz spärlichen Zeugnissen. Ein schönes Buch von Alexander Tille[1] hat mühselige Ermittlungen angestellt, um das Umsichgreifen des Weihnachtsbaums im 18. und 19. Jahrhundert klarzustellen. Vielleicht ist es bisher niemals beachtet worden, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Indien die Heimat des Weihnachtsbaums ist. In einem alten Reisewerke des 16. Jahrhunderts, das einen Italiener namens Vartoman zum Verfasser hat, findet sich eine Schilderung von Lichterbäumen, die in Indien am 25. Dezember alljährlich bei großen Wallfahrten zu leuchten pflegten. Die Übereinstimmung des festen Datums mit dem Brauche selber kann nicht Zufall sein und drängt uns zu der Vermutung, daß Missionare von Indien her die Sitte zu uns gebracht

---

* Aus der Kölnischen Zeitung vom 18. Dezember 1905.

[1] Geschichte d. deutschen Weihnacht 1893.

haben. Es wäre eine der merkwürdigsten Erscheinungen, daß unser germanisches Christentum in dem Weihnachtsbaum ein Abbild aus einer Religion Indiens hätte. Aber das Zeugnis ist kaum anders zu deuten. Man höre den Wortlaut:

„Nit ferr von Calicut ligt ein Tempel mitten inn eim Wassertheich, gebawt auff den alten sitten, nit fast ungleich der Kirch S. Johans im brunnen zu Rom, zu beiden seiten Seulen; mitten im selben Tempel ist ein Altar von stein gemacht, darauff man die Opffer vollbringet, und zwischen jeglichen den Seulen des undern Zirckels stehn kleine Schiflin von steinen gehawen, zweier schrit lang, gefůllet mit einem ŏle; dasselbig heissen sie Enna, und zu rings umb am gestat des Wassertheichs stehn viel Baum all in einer gestalt; daran hencken sie Lichter und ampeln solcher menig, das es nicht zu zelen ist, desgleichen auch umb diesen Tempel so viel angezůnter Ampeln unnd Liechter, unglaublich zu sagen. Auff den 25. tag Decembers helt man dieses Feste also, das alles Volck biß in 15 meil wegs darumb gelegen, Pfaffen, Edel und Bawers leut komen gmeinlich zu dieser Opfferung; zum ersten, ehmal sie eingehn zu vollbringen das Opffer, so wåschen sie sich alle in dem gedachten Teich; darnach die fůrnemsten Priester des Kŏnigs steigen also rheitend auff die gemelten Schiflin, darinnen das ŏle ist, unnd nachmals all das Volck geht zu den Pfaffen, welche eim jeden das Haupt salben von demselben ŏle; darnach thun sie das Opffer auff dem Altar, darzu geordnet, unnd auff dem mittel deß Altars stehet ein ubergrosser Teuffel, zu welchem sie gehen, so viel ir darkomen, knien fůr in nider und beten in an. Nach dem so kert sich ein jeder wider dahin, von dannen er komen ist, und ein jeder hab ubelthat auff ihm was er wŏll, so hat er dieselbige zeit sicherheyt und geleyt daselbst, und in warheit so hab ich nie mehr volck bey einander gesehen als an diesem orth, und da ich zu Mecha gewesen bin."

Der Titel des Buches, aus dem wir dieses wichtige Zeugnis für die Geschichte des Weihnachtsbaumes genommen haben, lautet:

„Die Ritterliche unnd Lobwirdige Reyß des Gestrengen und über all ander weit erfarnen Ritter und Landtfahrer Herrn Ludouico Vartomans von Bolonia, welche sagt von den Landen Egypto, Syria, von beiden Arabia, Persia, India und Ethiopia, von deren Gestalt, Sitten, Leben, Pollicey, Glauben und Ceremonien; auch von mancherley Thiern, Vögeln und anderen seltzamen Dingen. Das alles er selbs erfahrn und gesehen hat" (Bl. Q IIa).

Die deutsche Übersetzung ist 1556 in Frankfurt a. M. erschienen. Die behandelten Reisen haben im Jahre 1503 stattgefunden, der Berichterstatter ist ein guter Beobachter, und seine Angaben machen durchaus den Eindruck der Glaubwürdigkeit. Freilich bleibt es zunächst unklar, auf welche Sekte sich seine Mitteilungen über die Lichterbäume in Calicut beziehen. Für den Weihnachtsbaum gilt also derselbe Satz wie für das Weihnachtsfest: ex oriente lux!

Ostern*.

Der Name des christlichen Osterfestes hat bei uns keinen christlichen Klang. Aber über die heidnische Deutung, welche er verlangt, herrscht leider immer noch keine Einigung. Denn die Annahme einer germanischen Frühlingsgöttin Ostara wird von unsern Mythologen vielfach in Zweifel gezogen und dann weiterhin auf eine Deutung des Wortes verzichtet. Keine deutsche, sondern eine angelsächs. Quelle ist es, die von einer germanischen Frühlingsgöttin für die Benennung des Osterfestes ausgeht: Beda Venerabilis in seiner Schrift 'De ratione temporum' (mein angls. Leseb. 3. Aufl. S. 12). Dort kommt Beda in einer Erörterung der angls. Monatsnamen auf den éastormónath: „a dea illorum quae Eostrae vocabatur et cui in illo festa celebrabant nomen habuit". Beda hat als durchaus glaubwürdiger Zeuge zu gelten, wie denn auch die christliche Benennung des Weihnachtsfestes (mhd. ze wîhen nahten) aus seinen Angaben aufgehellt wird. So hat Bedas Angabe auch für die deutsche Benennung des Osterfestes Bedeutung.

Nun ist bekannt, daß die vergleichende Sprachwissenschaft die Wesensgleichheit der hypothetischen Ostara mit der lat. Aurôra und der griech. Ἕως und der ind. Ushâs feststellt. Vom Standpunkt der Sprachvergleichung gibt es nur wenige Deutungen von gleicher Sicherheit und Glaub-

---

* Aus der Zeitschrift für deutsche Wortforschung II 42.

würdigkeit. Denn formell stellt sich lit. auszrà und ind. usrá 'Morgenröte' als Mittelglied zwischen jene Worte. Lautlehre und Wortbildungslehre garantieren jenen Zusammenhang, aber für die Bedeutungslehre blieb eine Schwierigkeit übrig: wie verhält sich die german. Frühlingsgöttin zu der Göttin der Morgenröte? Diese Schwierigkeit gab den Mythologen einen Schein von Berechtigung zu ihrer Skepsis. Aber durch eine neuere Untersuchung zur ind. Mythologie wird nunmehr dieser Skepsis der Boden völlig entzogen.

Hillebrandt hat in seiner Ved. Mythol. II 26 durch eindringliches Studium des altind. Opferrituals die sichere Entdeckung gemacht, daß die vedischen Hymnen an die Morgenröte einen festen Platz in der Frühlingsfeier eingenommen haben als Jahresanfangslieder, die den wichtigsten der Tage begrüßten: „Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir in diesen Ushâs-Hymnen der Rigveda, die die Morgenröte preisen, Neujahrslieder sehen, die den Anbruch des wichtigsten Tages im neuen Jahre preisen, gleichviel ob man dessen Anfang in den Frühling oder in die Winterszeit verlegt." Hillebrandt hat den schwerwiegenden Nachweis nicht weiter verfolgt, aber wir entnehmen S. 7 des Bandes die Gewißheit, daß auch ihm der Gedanke an den Ostertag gekommen ist. Ist nämlich der Ushâs die erste Morgenröte der Frühlingsfeier gewidmet, so liegt die Identität mit der hypothetischen Ostara und Bedas Eostrae klar zu Tage. Unsicher würde der weitere Schluß sein, daß in der indogerm. Urzeit der Jahresanfang die erste Morgenröte der Frühjahrsfeier gewesen sei. Wir müssen es weiteren Forschungen überlassen, diese Gleichung zu verfolgen und verweisen noch auf die Resultate Hillebrandts, der selbst die klimatische Möglichkeit von Morgenröten für die Frage nach der Urheimat der Indogermanen erwägt. Ich will meinerseits hier nur eine Frage aufwerfen, die wohl bisher noch nicht aufgeworfen ist: wie verhält sich formell der Name der Göttin zu dem Namen des Festes? Wenn man

lat. Bildungen wie Saturnalia und Vulcanalia oder griech. Διονύσια vergleicht, erwartete man für den Namen des Festes ein deutliches Ableitungselement. Und ein solches fehlt. Leider kennen wir unsere heidnische Nomenklatur nicht, um völlige Klarheit zu schaffen. Aber eine Vermutung mag gewagt werden. Könnte die Pluralform Ostarûn nicht eigentlich Genet. Sing. des Götternamens sein, so daß etwa 'Festtag' oder 'Festtage' zu ergänzen wäre?

Tuisco deus et filius Mannus*.

(Tacitus, Germania Kap. 2.)

In der Fülle des Reichtums an wertvollen Aufschlüssen über unsere Urzeit liefert die 'Germania' des Tacitus besonders in Kap. 2 bedeutsame Zeugnisse, von denen die germanische Überlieferung sonst nichts weiß, über „originem gentis conditoresque". Aber gerade diese Stelle, die zu manchen Streitigkeiten und Vermutungen Anlaß gegeben hat, gibt auch der Wortforschung zu tun. Und diese hat schon lange festgestellt, daß der Mannus als Stammvater der Germanen der Namensvetter des altindischen Manu ist. Dieser aber ist der Stammvater der nachsündflutigen Menschen. Die indische Flutsage ist gewiß nicht semitischen Ursprungs — das hat neuerdings Usener in seinen 'Religionsgesch. Forschungen' nachgewiesen. Und wenn im Germanischen für uns mit dem Mannus-Namen nicht auch eine Flutsage verknüpft ist, so bürgt doch die Identität des germ. Eigennamens mit dem ind. Eigennamen, sowie die Funktion beider mythischen Gestalten als Stammvater dafür, daß schon die indogerman. Urzeit von dem Urtypus Manu's als Stammvater etwas fabulierte. Vielleicht steht die german. Fabel, wonach Mannus der Stammvater der Germanen gewesen, dem Ursprünglichen ebenso nahe wie die indische Anschauung, die den Manu zum nachsündflutigen Urmenschen, dem nicht-semitischen Noah macht. Dem indogermanischen Urvolk war Mensch-sein und Indogermane-sein vermutlich eins. Man weiß, daß bei Völkern auf einer primitiven Kulturstufe nur der Stammesgenosse Mensch war,

* Aus der Zeitschrift für deutsche Wortforschung II 43.

aber der Nicht-Stammesgenosse ein Unmensch. Wir haben aber keinen Grund, den Taciteischen Urgermanen Mannus zu verdächtigen, nur gestattet uns die Wortforschung, den Urmenschen Manus für älter zu halten als den Urgermanen Mannus. Denn dieses ist, wie man mit Recht allgemein glaubt, unser Wort 'Mann', und das bedeutet in Übereinstimmung mit ind. manu zunächst nur 'Mensch'; vgl. jemand, niemand sowie engl. woman aus angls. wíf-man (eigtl. 'Weibmensch'). Daraus folgt mit Notwendigkeit, daß der Taciteische Mannus einmal als Urmensch gegolten haben muß, ehe er zum Urgermanen wurde.

So klar das Verhältnis beider mythischer Gestalten ist, so schwer ist das Wort 'Mensch' in seinem Verhältnis zu 'Mann' (= Mensch) zu bestimmen. Es eignet schon dem Hochdeutschen und Niederdeutschen der ältesten Denkmäler (mennisco aus mannisco), fehlt aber bei den übrigen Germanen. Es kam in die Höhe, je mehr 'Mann' für 'vir' statt für 'homo' üblich wurde. Aber der Heliand gebraucht es nur in der Formel 'menniscono barn', die gewiß über das 9. Jahrhundert zurückreicht. Das altdeutsche 'mennisco' läßt sich aber wohl kaum als eine Substantivierung zu got. mannisks, angls. mennisc 'menschlich' fassen — es würde dann 'der Menschliche' bedeuten; diese zu abstrakte Benennung widerstrebt einer volkstümlichen Wortschöpfung der Urzeit. Geben wir dem Suffix 'iska-' die Bedeutung der Abstammung, die sich zumal in Ableitungen aus Eigennamen zeigt — so liegt es nahe, die Menschen als die Mannus-Nachkommen zu fassen. Ich glaube nicht, daß man für solche patronymische Bildung vielmehr Suffix '-ing' (Stammbildungslehre § 26) erwarten sollte. Die Möglichkeit, daß die Stammheroen der Ingaevones, Herminones und Istaevones die ersten und eigentlichsten Manniscones gewesen sind, wird man wohl nicht leugnen können.

Hier ist nun auch der Ort, über den Tuisco des Tacitus eine Vermutung zu wagen. Oder richtiger, eine schon längst

aufgestellte Vermutung zu erneuern. An 'Tuisco', wie die beste Überlieferung bei Tacitus ist, scheitert alle Wortforschung; wer sich dabei beruhigt, dessen Gewissen plagen keine sprachlichen Skrupel noch Zweifel. So hat man an ahd. 'zwisc(i)' gedacht, das in unserm 'zwischen' fortlebt. Dieses Etymon bedarf keiner Widerlegung. Demgegenüber hat man schon längst 'Tivisco' vermutet (vgl. Baumstarks Kommentar). Müllenhoff (Altertumsk. IV 113) verwirft diese Vermutung, die einen doppelten Schreibfehler — 'Tuisco' für 'Tiusco' und dies für 'Tiuisco' — annehme. Aber warum einen doppelten Schreibfehler? Es kann einfacher Schreibfehler — 'Tiuisco' für 'Tuisco' — vorliegen. Gerade 'iui' ist in älteren Handschriften leicht verlesbar. In der Tat glaube ich mit Zeuß an 'Tivisco', weil ich mit 'Tuisco' nichts anzufangen weiß. Und zu Gunsten unserer Deutung spricht nunmehr auch der Parallelismus Mannus: Mannisko = Tiwas: Tiwisko. Die Hauptgottheit 'Tiwa-s', die dem ahd. 'Zio', angls. 'Tiw', anord. 'Tyr' entspricht, deckt sich formell nach Bremers richtiger Deutung mit lat. 'deus', ind. 'dêva-s'. So würden wir einen 'Tiuus' (Tivus), für den die germ. Zeugnisse erst viel später einsetzen, den Germanen des Tacitus und den Urgermanen beizulegen haben. Wenn aber Tacitus den Tuisco als einen 'deum terrâ editum' bezeichnet, so ist Tuisco als ein Sohn der Terra mater (vgl. angls. folde fira môdor) doch gewiß unzulänglich charakterisiert. Metronymika spielen bei den Germanen eine kleine Rolle. An der Spitze der germ. Genealogien pflegen Götter zu stehen, nicht Göttinnen. Wenn in den Veden die pṛthivî mâtâ neben dem Dyaus pitâ steht, so wird die Mutter Erde mit dem Gott des Himmels den Tiwisko als Sohn erzeugt haben. Tiwas (aus idg. deivos) ist der german. Himmelsgott. So weist uns Mythologie und Wortforschung auf die Genealogie Tivos — Tiviskô — Mannus — Manniskones.

Sippennamen und Sippensiedelungen*.

Die Bedeutung der Ortsnamenkunde für Zwecke der Landeskunde ist seit Arnolds 'Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme' (Marburg 1875) immer mehr erkannt worden. In der Tat können Arbeiten der Sprachwissenschaft der Geschichtsforschung zuweilen erhebliche Dienste leisten, und manche neuere Anschauungen auf geschichtlichen Gebieten beruhen auf sprachwissenschaftlichen Ermittelungen. Von selbst drängt eine Fülle von Ortsnamen zu einer geschichtlichen Auffassung, wenn wir Personennamen so vielfach in Ortsnamen antreffen (Karlsruhe, Ludwigshafen, Friedrichsroda, Petersburg, Christiania). So hat sich in den Kreisen der Forscher, denen einzelne Länder und Landschaften die Probleme stellen, die Untersuchung alter Typen von Ortsnamen aufgedrängt, weil die Besiedelungsgeschichte eines verhältnismäßig spät besetzten Gebietes von den Ortsnamen her vielleicht Aufschlüsse erhoffen dürfte.

Wiederholt ist neuerdings der gemeingermanische Typus der Ortsnamen auf '-ingen' in der geschichtlichen Erörterung der Siedelungen germanischer Stämme im 5. und 6. Jahrhundert verwertet worden. Wenn das bisher wohl ausschließlich in den Kreisen der Historiker geschehen ist, so darf nun auch wohl ein Sprachforscher dazu Stellung nehmen; denn die Wortbildungslehre ist ein sehr wichtiger

---

* Aus der Vierteljahrsschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte 1908 S. 73.

Teil der deutschen Grammatik, und gerade die Patronymikalbildung auf '-ing', die für jenen Ortsnamentypus in Betracht kommt, spielt in alter Zeit eine wichtige Rolle[1]. Auch der Sprachforscher muß sich darüber Rechenschaft ablegen, ob Patronymikalbildungen wie 'Merovingi', 'Carolingi', 'Agilolfingi' mit der Bildung von Ortsnamen wie 'Ihringen', 'Ebringen', 'Löffingen' in einem ursachlichen Zusammenhang stehen.

Der Typus der altdeutschen Patronymika ist bekannt aus der 'Lex Baiuariorum', die uns in den Familiennamen der Agilolfingi und Hahilingi die ältesten Zeugnisse liefert[2]. Aber höheres Alter dürfen einige Dynastiennamen aus dem altenglischen Beowulfepos beanspruchen, das aus der Wende des 7. und 8. Jahrhunderts stammt, aber auf geschichtlichen Verhältnissen von der Wende des 5. und 6. Jahrhunderts beruht. Da ist 'Waegmundingas' der Name der adligen Familie des Hauptheldén, der mit der königlichen Familie der Hrethlingas und deren zeitgenössischem Haupt Hygelác verwandt ist. Dann treffen wir in derselben altenglischen Quelle den Namen der dänischen Dynastie der Scyldingas, der schwedischen Dynastie der Scylfingas, einer friesischen Häuptlingsfamilie der Hocingas.

[1] Vgl. meine Stammbildungslehre der altgerm. Dialekte (2. Aufl.) § 22—27, S. 11—15. Außer den in diesem Aufsatz zitierten Arbeiten wäre hier noch weitere Literatur namhaft zu machen: Flechia, Di alcune forme dei nomi locali dell' Italia Superiore S. 94—101; Philipon, Le suffixe burgonde -inga dans la formation des noms de lieux in der Revue de Philologie française et de littérature, herausgeg. von Clédat XI 109; Hellquist, Om de svenska ortnamnen på -inge, -unge, och -unga in Göteborgs Högskolas Årsskrift XI 1—262; Oechsli 1891 Die Anfänge der Schweiz. Eidgenossenschaft S. 188.

[2] Lex Baiuariorum M. G. LL. tom. III (XV) p. 289, 10—14 (III. De genealogiis et eorum compositione): „De genealogia, qui vocantur Hosi Drozza Fagana Hahiligga Anniona: isti sunt quasi primi post Agilolvingas, qui sunt de genere ducali; illis enim duplum honorem concedamus et sic duplam compositionem accipiant. — Agilolvinga vero usque ad ducem in quadruplum componat, quia summi principes sunt inter vos."

Ungefähr in derselben Zeit, die den Ereignissen des Beowulfepos zugrunde liegt (es ist das Zeitalter der fränkischen Merovingi), herrschte bei den Ostgoten die Dynastie, die unser mittelhochdeutsches Volksepos als 'Amelunge' bezeichnet. Wir kennen diese Dynastie durch 10 Generationen, deren Ahnherr spätestens in den Anfang des 3. Jahrhunderts zu versetzen ist, durch keinen geringeren Gewährsmann als Cassiodor (Var. XI, 1): „Enituit Amala felicitate, Ostrogotha patientia, Athala mansuetudine, Vinitharius aequitate, Hunimundus forma, Thorismundus castitate, Valamir fide, Theodemir pietate, sapientia inclitus pater (Theodoricus)." In unsern mittelhochdeutschen Quellen, in denen die Amelunge auftreten, ist 'Wülfinge' der Familienname des alten Hildebrant, dessen Vater in unserm Heldenliede des 8. Jahrhunderts Heribrant heißt; aber von dem Stammvater dieses Geschlechts weiß unsere alte Überlieferung nichts als den Namen. Später nennt uns Bedas altenglische Kirchengeschichte die kentische Dynastie der Oescingas (Oeríc cognomento Oesc a quo reges Cantuariorum solent Oiscingas cognominare II 5) und die ostanglische Dynastie der Wuffingas (Vuffa a quo reges orientalium Anglorum Vuffingas appellant II 15). Dann hören wir von Paulus Diaconus in der Langobardengeschichte I 12 den Namen der langobardischen Dynastie der Lithingi. Und sein Zeitgenosse Einhard nennt die Nachkommen Karls des Großen Carolingi. Nur flüchtig wollen wir hier noch daran erinnern, daß dieser Wortbildungstypus bei fürstlichen Familien innerhalb der altnordischen Überlieferung öfters begegnet, z. B. heißt die Dynastie Knuts Knytlingar.

Aber diese Zusammenstellungen beweisen etwas, das im Grunde von niemand angezweifelt worden ist, nämlich die Existenz von fürstlichen Familiennamen. Ich habe absichtlich ein leidlich erschöpfendes Material hier vorgeführt, damit man sich ein Urteil darüber bilden kann, wie dieser Wortbildungstypus in erreichbarer Zeit doch nur bei adeligen

und insbesondere fürstlichen Geschlechtern bezeugt ist; für die westgermanischen Sprachen stimmt dies jedenfalls uneingeschränkt[1]. Damit ist noch nicht der Beweis erbracht, daß auch jeder freie Deutsche der Völkerwanderungszeit in einen Geschlechtsverband gehört, der einen eigenen Familiennamen gehabt hatte. Es war die Zeit der Einnamigkeit. Man liebte es, die Glieder einer Familie in dem Namen durch die Alliteration zu verbinden: Heribrant, Hiltibrant, Hadubrant im alten Hildebrandsliede; Gibica, Gundaharius, Godomares, Gislaharius in der 'Lex Burgundionum'; die Brüder Hengist und Horsa bei Beda[2].

Diese Alliteration war das herrschende Kennzeichen der Familienzugehörigkeit für eine Zeit, in der eigentliche Familiennamen gefehlt haben. Und wir dürfen die Beschränkung jenes Wortbildungstypus auf fürstliche Häuser doch nicht für einen bloßen Zufall halten. Dürfte man da nicht in den zahlreichen Urkunden des 8. und 9. Jahrhunderts, die uns so vieles Namenmaterial aus urdeutscher Zeit übermittelt haben, Beweise für altdeutsche Familiennamen erwarten? Nie steht bei den vielen Zeugen der Urkunden und den Namenlisten von Verbrüderungsbüchern u. dergl. irgend ein Zusatz in der genannten Richtung (etwa 'Hadumar ex genealogia Ottingorum')[3]; und doch kommen oft

[1] Im Altnord. allerdings ist der Typus auch darüber hinaus verbreitet.

[2] Bekanntlich liefert die Königsfamilie der Cherusker die frühesten Zeugnisse für dieses Gesetz der Namengebung: Segestes, Segimerus, Segimundus, Segithancus. Der Typus dieser Bildung wiederholt sich im 7. und 8. Jahrhundert bei den ostsächsischen Königen Altenglands: Sighere, Sigberht, Sigefugl, Sigemund, Sigehard, Sigered, Sigeric, Sigebald, Sigeferth (Sweet, Oldest English Texts S. 179). Das früheste Zeugnis für die Verschmelzung der Siegfriedsage mit der Burgundersage liefern in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts die Namen Sigismundus und Sigiricus in der Familie des Burgunderkönigs Gundobad.

[3] Das würde auf altdeutsch durch den bloßen Gen. Plur. ausgedrückt werden, wenigstens zeigt das Beowulfepos solche genetivische Zusätze mit ethnographischem Inhalt, wenn es den dänischen und den gautischen Beowulf unterscheidet als Beowulf Scyldinga V. 53 und Beowulf Geata V. 676, 1191.

identische Namen in der gleichen Quelle bald hintereinander vor, wo eine Unterscheidung nahe gelegen hätte.

Der Zusammenhang solcher Patronymikalbildungen mit dem Typus von Ortsnamen wie Eßlingen, Tuttlingen, Reutlingen, Hechingen, Ettlingen, Löffingen liegt auf der Hand. Und doch muß man sich hüten, dem Anklang zu viel Beweiskraft zuzugestehen. Denn fällt es nicht schwer ins Gewicht, daß die Ortsnamen sich nur in den seltensten Fällen bequem auf gute germanische Personennamen zurückführen lassen? Unter guten germanischen Personennamen verstehen wir in erster Linie zweigliedrige Namen, die vom Standpunkte unserer älteren Sprache aus auch relativ durchsichtig sind: Sigifrid (sigi 'Sieg' + fridu 'Friede'), Hadubrant (hadu 'Kampf' + brant 'Schwert'), Guntheri (gund 'Kampf' + heri 'Heer'), Diotrîh (diot + rîh), Gêrhart (gêr + hart), Hadumâr (hadu 'Kampf' + mâr 'berühmt'). Das ist der überwiegende Typus unserer alten Personennamen aus der Völkerwanderungszeit, die viele Hunderte von Namen bei allen Germanen für das erste Jahrtausend unserer christlichen Zeitrechnung allerorten erweisen. Aber entschieden geringer an Zahl sind Ortsnamen auf '-ingen', die auf solchen zweigliedrigen Personennamen beruhen, wie Leoprechting in Bayern, Sigmaringen, Anselfingen, Gundelfingen, Reiselfingen, Leipferdingen (778 Liutfridingas), deren Grundlagen leicht deutbar sind. Man denke daneben an alte Ortsnamen wie Waltershausen, Guntershausen, Wolframshausen, Hildburghausen, Albrechtshausen, Ludolfshausen, Radolfshausen, Wolbrandshausen, Wolbrechtshausen, Landolfshausen, Lippoldshausen, Sieboldshausen, und man wird vergebens auf eine gleich große Anzahl von durchsichtigen Namen auf '-ingen' fahnden, in denen zweigliedrige Eigennamen bequem erkennbar wären[1]. Und wie schwierig ist die etymologische Deutung

---

[1] Vgl. Leo Meyer 'Über den Namen Göttingen' in den Nachrichten von der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1906 S. 334,

von Namen wie 'Tübingen', dessen Grundwort (ahd. tuwo) Hermann Fischer noch kürzlich im Schwäb. Wörterbuch II 436 als völlig rätselhaft bezeichnen mußte!

Es sind also zunächst zwei Bedenken, die gegen einseitige Deutung der Ortsnamen auf '-ingen' zu erheben wären: 1. Die ausschließliche Verwendung der deutschen Patronymikalbildung für Dynastien, sowie das Fehlen von sonstigen Familiennamen, und 2. der überwiegende Zwiespalt der auf einsilbigen Wortstämmen beruhenden Ortsnamen gegenüber der Zweigliedrigkeit der germanischen Personennamen. Aber sind diese beiden Bedenken so gewichtig, daß sie eine Theorie gefährden, die sich vielfacher Anerkennung erfreut? Der Begründer und Hauptvertreter dieser Theorie, Professor Sigmund Riezler, hat 1887 im Oberbayrischen Archiv für vaterländische Geschichte 44, 33 die Ortsnamen aus der Umgebung Münchens untersucht und aus dem Ortsnamentypus auf '-ing' schließen zu müssen geglaubt, daß die altgermanischen Geschlechterverbände bei der Besiedelung Bayerns noch in örtlichem Zusammenhang bestanden und ihren Siedelungen die Benennung (auf -ing) gegeben haben. Wir dürfen es der feinsinnigen Untersuchung nicht verargen, daß sie von der Patronymikalbildung ohne weitere Bedenken ausgeht, wie sie sich dem Sprachforscher von selbst aufdrängen. Zunächst legt zwar die Apfelsorte der gôzmâringa und gêroldinga in den Cap. Reg. Franc. I 91 Bedenken nahe[1]. Denn es ist nicht sehr wahrscheinlich,

---

338 Übrigens zieht die Größe der Siedelungen nicht notwendig den Ortsnamentypus auf '-ingen' nach sich; denn auch Ortsnamen wie Waltershausen (ahd. Guntheresshusun, Alahfrideshusun) weisen durch die Mehrheitsform des zweiten Wortgliedes deutlich auf umfangreichere Niederlassungen hin. Vgl. noch besonders Oechsli S. 20.

[1] Mon. Germ. LL. Sectio II 1, Karoli Magni Capitularia. 32. Capitulare De Villis. Cap. 70 p. 90: „De arboribus volumus quod habeant pomarios diversi generis, pirarios diversi generis, prunarios diversi generis, sorbarios, mespilarios, castanearios, persicarios diversi generis, cotoniarios, avellanarios, amandalarios, morarios, lauros, pinos, ficus, nucarios,

daß diese Namen mit hypothetischen Ortsnamen derselben Lautgestalt geradezu identisch wären. Man nimmt wohl allgemein an, daß die Apfelnamen vielmehr auf Mannesnamen 'Gôzmâr' (Grundtypus 'Gautomêrus') und 'Gêrold' (Grundtypus 'Geisowaldus') zurückweisen und eigentlich die Äpfel des Gôßmâr oder Gêrold bedeuten.

Es muß nämlich mit aller Entschiedenheit betont werden, daß unser Suffix eigentlich jede beliebige Art der Zugehörigkeit bedeutet. Das älteste deutsche Zeugnis aus einem deutschen Sprachdenkmal, das in dieser Richtung völlig beweisend ist, steht im Anfange des alten Hildebrandsliedes (8. Jahrhundert): „Ich hörte das sagen, daß als Kämpfer sich einzeln begegnet wären Hiltibrant enti Hadubrant untar heriun tuêm sunufatarungo, zwischen den zwei Heeren der Kriegsleute von Vater und Sohn". An dieser Deutung der allerdings vereinzelten Wortbildung auf '-ung' zweifelt heute wohl niemand mehr. Denn es lassen sich zahlreiche Beweise dafür erbringen, daß Zugehörigkeit im allgemeinen und geographische Zugehörigkeit im besonderen die Bedeutung unseres Suffixes ausmachen. Und wer möchte für das Wort des Hildebrandsliedes an patronymikale Funktion denken?

Die germanischen Stämmenamen auf '-ing' wie Thuringi, Silingi, Salingi setzen im allgemeinen einer inhaltlichen Deutung erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Aber einwandfrei läßt sich der Name der Greutungi deuten als 'Strandleute', denn 'greut' (unser 'Gries') bedeutete Ufersand[1]. Im Altnordischen sind 'Islendingar' die Bewohner

---

ceresarios diversi generis. Malorum nomina: gozmaringa, geroldinga, crevedella, spirauca, dulcia, acriores, omnia servatoria et subito comessura; primitiva."

[1] Der Name der 'Greutungi' lebt vielleicht fort im Namen Stadt der Graudenz; vgl. Rozwadowski 1907 in den Materialien und Arbeiten der sprachlichen Kommission der Akademie der Wissenschaften in Krakau II 347.

von Island. So heißen die Einwohner der englischen Stadt York (angelsachs. Eoforwic) in der alten Sachsenchronik 'Eoforwicingas', d. h. Leute von York, und die Einwohner von Kent 'Centingas'[1]. Der aus dem Gudrunepos vom Beginn des 13. Jahrhunderts bekannte Wulpensand hieß ursprünglich 'Wulpia', und seine Bewohner heißen in einer alten flandrischen Urkunde 'Wulpingi' (homines de Wulpia); vgl. Jacob Grimm in Haupts Ztschr. II 4. Die Leute vom nördlichen Ufer der Unterelbe sind die 'North-Albingi'; der Poeta Saxo zum Jahre 798 ist das früheste Zeugnis für die Benennung (hos North Albingos patrio sermone vocamus). Im deutschen Norden hießen Völker und Leute des Ostens im Mittelalter 'Osterlinge'. So nennt man noch gern die Einwohner Westfalens 'Westfälinger' und im Norden die Einwohner der Insel Föhr auch 'Föhringer'. So redet Luther von den 'Harzlingen' als seinen Landsleuten[2], und im Flämischen heißen die Einwohner von Brugge, Mecheln und Yper noch heute 'Bruggelinge', 'Mechelinge' und 'Yperlinge'[3]. Dieser Wortbildungstypus zur Bezeichnung für Einwohner von Landschaften, Städten und Inseln ist im Angelsächsischen besonders geläufig. Daß derselbe aber auch im Skandinavischen einmal gegolten hat, lehren inselschwedische Mundarten des finnischen Meerbusens: da heißen die Bewohner von Harrströms, Tojbo und Nampnäs 'Harvungar', 'Tojbungar' und 'Nampungar' (Tidskr. 21, Nr. 3, S. 37). In alten Geschichtsquellen des Festlandes trifft man ein scheinbares Patronymikum in einer ausgesprochen ethnographischen Verwendung. Nach dem Urheber der Lex Burgun-

[1] Eine verwandte Bildung zeigt sich im Litauischen, wenn neben 'Lietuvà' (Litauen) die Weiterbildung 'Lietùvininkas' (Litauer) steht; über das Suffix vgl. Leskien, Die Bildung der Nomina im Litauischen S. 520 und Brugmann, Grundriß II 254.

[2] „Daher haben meine Landsleute, die Harzlinge, ein Sprichwort, ich habe je weile gehört, wer schlägt, wird wider geschlagen" Luther III 154b.

[3] Vgl. Vercoullie, [illegible] v. 16. Nov. 1901.

dionum heißen alle, die unter diesem Volksrecht stehen, 'Gundbadingi'. So bezeichnet man im Mittelhochdeutschen mit 'Kerlinge' (= lat. 'Carolingi') das westliche Frankenreich zufrühst ums Jahr 1000 bei Notker von St. Gallen in der deutschen Bearbeitung des Boethius im Prologus: „Franci, tîe wir nû héizên Chárlinga". Rein geographisch ist bekanntlich auch 'Lothringen' zu verstehen. Man kann in diesen drei Fällen nicht eigentlich von Patronymikalbildungen reden. Unser '-ing' ist ein schlichtes Suffix für jede beliebige Zugehörigkeit, das auch außerhalb des Eigennamenbereichs klar vorliegt. Man denke an den westgotischen Namen des Palastbeamten als 'Gardingus', eigentlich 'Palastmann', eine Bildung, verwandt mit dem späteren 'Kämmerling'. — Schon im frühesten Angelsächsischen (um 730) begegnet die Glosse „wícing pirata", und die nachmals berühmt gewordene Bezeichnung der Wikinger geht sicher zurück auf ein altes 'wíc' (Hafenplatz), dasselbe Wort, das in der Sprache Otfrids 'wîch' lautet (vgl. unser Weichbild) und auf lat. 'vicus' zurückgeht[1]. Hier erklärt sich auch Otfrids 'heimingi' (Vaterland), das als neutrale Kollektivbildung eigentlich 'Heimgenossenschaft' bedeutet und ein unbezeugtes 'heiminga' (Heimleute, Heimgenossen) voraussetzt. So wird man auch die westgermanische Bezeichnung des Königs (kuning für vorauszusetzendes kunjing) am sichersten aus der Geschlechtszugehörigkeit verstehen müssen (vgl. got. kuni Genet. kunjis 'Geschlecht'), wobei das Grundwort in prägnantem Sinne zu verstehen wäre.

Nach alledem liegt gar kein Zwang vor, Ortsnamen auf '-ingen' als Sippennamen aufzufassen. Denn wenn wir auch die Existenz der fürstlichen Familiennamen zugeben, so ist dies doch nur als eine Spielart der allgemeineren Bedeutung des Suffixes aufzufassen. So können im angelsächsischen

---

[1] Umgekehrt ist lat. 'portus' bei den Angelsachsen und Niederländern in die Bedeutung 'Stadt' überhaupt übergegangen.

Beowulfepos die Scyldinge ebensogut die Untertanen des Scyld (d. h. die Dänen) sein, wie die Dynastie, deren Stammvater Scyld ist. In demselben Heldenepos sind die Merovinger (Merewioingas) die Franken. Was steht denn nun im Wege, 'Sigmaringen' und 'Gundelfingen' als die Leute des Sigmar und Gundolf schlechthin aufzufassen, so daß der Begriff der Sippe nicht notwendig in der Wortbildung steckte?

Wir kommen noch zu einem vierten Einwand. Wir haben die vielen Ortsnamen auf '-hausen' und auf '-heim' und '-hof'. Mußte da nicht auch, wenn Sippensiedelungen etwas Gewöhnliches waren, in der Fülle der Ortsnamen ein zweites Wortglied in Ortsnamen auftreten, das den Begriff der Sippe unmittelbar zum Ausdruck brächte? Diesen Einwurf hat sich Riezler auch selber gemacht; er hat zu seinen Gunsten an den schwäbisch-bayerischen Ortsnamen 'Neufarn-Neufra' erinnert, worin das alte 'fara' (Sippe) zu erkennen sei: „hier heißt der Name nichts anderes als die neue fara, die neue Sippe, d. h. eine Sippe, die sich hier niedergelassen hat, nachdem die Umgegend schon von älteren Sippenansiedelungen besetzt war". Mußten nun nicht — die Richtigkeit dieser Erklärung vorausgesetzt — Ortsnamen auf '-fara' auch sonst auf bayerisch-schwäbischem Gebiete nachweisbar sein? Mußten nicht neben den vielen Ortsnamen auf '-heim' auch sonst hie und da ein paar Ortsnamen auf '-fara' vorkommen? Mag immerhin das Wort im 8. Jahrhundert bei uns abgestorben sein, so muß es doch in der Zeit der Völkerwanderung, wo die Sippe und die Sippensiedelung so bedeutsam gewesen sein soll, so breiten Raum eingenommen haben, daß es sich für die Namengebung der neugegründeten Siedelungen wenigstens vereinzelt festgesetzt hätte. So muß man nicht bloß Riezlers Deutung der Ortsnamen 'Neufarn-Neufra' in Zweifel ziehen, man sieht sich auch vergebens nach andern Ortsnamen um, in denen der Begriff der Sippe klar wäre. Und doch begegnen uns z. B.

in Bedas Kirchengeschichte angelsächsische Ortsnamen wie 'Tiouulfingacaestir', 'Waetlingacaestir', 'Godmundingaham'; aber meines Wissens begegnet kein Ortsname etwa eines Typus 'Godmundinga mægth'; denn im Angelsächsischen war 'mægth' (d. h. Magschaft) die Bezeichnung für Sippe.

Neben solchen durch Aneinanderrückung von zwei Bestandteilen gebildeten Ortsnamen von urdeutschem Alter vermissen wir also überall einen Typus, in dem der Begriff der Sippe klar und deutlich erkennbar wäre. Und so erhebt sich nach allen diesen Einwendungen schließlich die Frage: bleibt denn für die Theorie der Sippensiedelungen bei einer sprachlichen Betrachtung gar kein Raum? Nun hat Riezler auch seinerseits zur Erklärung der Ortsnamen auf '-ingen' die Theorie der Sippensiedelungen gleich eingeschränkt, wenn er S. 54 die Möglichkeit zugibt, daß „nicht schon die erste Ansiedelung, sondern erst die im Laufe von Generationen vergrößerte" für die Namengebung der Siedelungen bedeutsam wäre, so daß 'Sentilinga' etwa auf die Nachkommen des ersten Siedlers (Sentilo) hinwiese. Das würde aber die Existenz der Patronymikalbildung wieder entschieden zu nahe an das 8. Jahrhundert als die Zeit unserer ältesten Sprachdenkmäler heranrücken. Und für die Lebenskraft der Patronymikalbildung im 7. Jahrhundert fehlen, wie bemerkt, ausreichende Zeugnisse. Vorurteilslose Betrachtung der sprachlichen Tatsachen kann Ortsnamen wie 'Sigmaringen' und 'Sentilingen' wohl kaum anders deuten als „bei den Leuten des Sigimar oder Sentilo", ohne daß der Begriff der Familie oder gar Sippe darin das wesentlichste wäre, so wenig wie in althochdeutsch 'sunufatarunga' „Leute von Sohn und Vater" der Begriff der Sippenzugehörigkeit durchschimmert. Ich spreche hier natürlich nur von dem sprachlichen Argument zugunsten der Sippensiedelungen. Die sachliche Berechtigung der Sippensiedelung, für die immer die Ansiedelungen der Langobarden bei Paulus Diaconus angeführt werden, ist eine andere

Frage, die ich nicht zu erörtern habe. So fest ich nun davon überzeugt bin, daß sich die Sippensiedelungen sprachlich nicht erweisen lassen, muß ich nun noch die einzige und sehr winzige Stütze erwähnen, die man sprachlicherseits zugunsten von Riezlers Theorie anführen könnte.

Während nach den obigen Auseinandersetzungen eigentliche Sippennamen für die urdeutsche Zeit nicht nachweisbar sind, glaubt Baumann (Forschungen zur schwäbischen Geschichte S. 412 Anm. 2) noch für das 13. Jahrhundert für die Urschweiz (Kanton Uri) den Geschlechtsnamen der Izelinge anführen zu können. Es handelt sich um eine Urkunde des Grafen Rudolf von Habsburg (1257), welche die Feindseligkeiten beilegen will „under den lûten die man da heißet Izelinge und ir geschlecht ein halb und die lûten die man da heißet von Grûba und ir geschlecht anderthalb; dieselbe sone ist allso gesetzt, das in jetwederme geschlechte XX man die sone gesworen hand in deme geschlechte, das man heizzet Izelinge; so hat geschworen Izeli und Ul usw. usw." (1886 Geschichtsfreund der fünf Orte 41, S. 19). Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob für Izeli und die Izelinge weitere urkundliche Zeugnisse vorliegen. Allem Anschein nach kann es sich hier nicht gut um einen alten Geschlechtsnamen nach Art der oben besprochenen Dynastienamen handeln: noch lebt Izeli, der den Sühnevertrag beschwört im Kreise seiner Izelinge. Leider vermißt man jede Bestätigung der Wortbildung 'Izelinge' durch weitere Materialien in Adolf Socins großem Werk 'Mittelhochdeutsches Namenbuch nach Oberrheinischen Quellen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts' (Basel 1903). Wenn auch die Beweiskraft eines vereinzelten Falles aus dem 13. Jahrhundert an und für sich gering wäre, so hat er doch eine Stütze an einem neueren Zeugnis aus schweizerischen Gebirgsmundarten: in der Mundart von Kerenz (Winteler, Kerenzer Mundart S. 177) sind 'Mentsig', 'Chammig' „die Leute vom Geschlecht der Mentzi, Kamm"

und ebenso in der Brienzer Mundart 'Schildega', d. h. Schildinge „die Sippe derjenigen des Namens Schild" (vgl. Schild, Brienzer Mundart I 96). Wenn die Interpreten dieser mundartlichen Erscheinung den Begriff der Sippe in ihre Bedeutungsangaben hineinbringen, so ist das sicher sprachgeschichtliche Voreingenommenheit; denn nur ein einfacher Familienname steckt darin, wie wir von Müllers und Meiers reden und ein einzelnes Haus und eine einzelne Familie meinen. Wenn von diesen Zeugnissen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch möglicherweise die Auffassung des Familiennamens (nicht eines Sippennamens der Izelinge) in neue Beleuchtung tritt, so hat man doch auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß auf dem Gebiete schweizerischer Mundarten unter lokalen Umständen das Suffix '-ing' eigene Schicksale erfahren hat. Während es sonst in Abgang gekommen ist, kann gelegentlich — etwa unter Einfluß der vielen Personennamen auf '-ing' — eine neue Spielart entstanden sein. Man weiß schon lange, daß nicht alle Ortsnamen, die heute auf '-ingen' enden, auf alte '-ing-'Bezeichnungen des 6. und 7. Jahrhunderts zurückgehen müssen. Schon Riezler (Oberbayerisches Archiv XXIV 51) erinnert daran, daß es unechte '-ing' gibt, d. h. solche, die erst in späterer Zeit, wie urkundlich nachgewiesen werden kann, aus andern Formen zu '-ing' verdorben wurden (Cholbing aus Cholbaren, Sattling aus Satlaren, Winning aus Winden, Kreuzing oder Kreuzling aus Kreuzen). So erwähnt Baumann S. 398 die Tatsache, daß der badische Ortsname 'Mühlingen' 1365 Múlinen lautet, also „bei den Mühlen" bedeutet. In einer Gegend, wo die Ortsnamen auf '-ingen' vorherrschen, kann der Typus leicht lebenskräftig werden. Und so treffen wir in Kellers 'Leuten von Seldwyla' I 254 Marseille im Munde einer Schweizerin umgeformt zu 'Marseilingen'.

Es gibt also keine sprachlichen Stützen für die Theorie der Sippensiedelungen. Das Suffix '-ing' ist kein Suffix zur

Bezeichnung der Sippe oder Großfamilie, sondern vielmehr ein Suffix der Zugehörigkeit. Es kann zwar in alter Zeit eine Familienzugehörigkeit anzeigen, speziell die Zugehörigkeit zu einem fürstlichen Hause. In den Dynastiennamen der Merovingi, Carolingi liegt unmöglich der Begriff der Sippe; der Inhalt der Zugehörigkeit kann hier nur als Familienzugehörigkeit aufgefaßt werden: Zugehörigkeit und Angehörigkeit — diese beiden Begriffe gehen ineinander über. Daher wird der Begriff der Sohnschaft durch unser Suffix ausgedrückt. Aus den zahlreichen Stammbäumen der altenglischen Sachsenchronik kennt man den Typus 'Wödening' (Sohn des Wodan), 'Athulfing' (Sohn des Adolf) usw.[1]. Aus dem Suffix läßt sich also nicht herauslesen, daß Sippe und Familie sprachlich strenge zu scheiden wären. Vorurteilslose Betrachtung wird 'Sigmaringen' nicht auf die „Sippe eines Sigimar" zurückführen, sondern auf „Sigimar und seine Leute" oder „die Zu- oder Angehörigen des Sigimar". So hat schon Baumann 'Forschungen zur schwäbischen Geschichte' S. 401 den badischen Ortsnamen 'Pfaffingen' gedeutet: „Pfaffingen will sagen, daß dieser also benannte Ort

[1] Die Beurteilung des Wortes 'Pfennig' ist noch unsicher. Im Angels. bedeutet pending Pfennig und Pending Sohn des Penda. Der mercische König Penda regierte im zweiten Viertel des 7. Jahrhunderts, und seine Söhne und Nachfolger hießen Peada Pending und Wulfere Pending (Sachsenchronik 654, 656). Könnte engl. penny auf den altengl. Eigennamen Penda zurückgehen und eigentlich „Geldstück des Penda" bedeuten, dann müßte die kontinental-deutsche Benennung 'Pfennig' von England herübergekommen sein. Andererseits wäre auch denkbar, daß Penda und pending auf das gleiche Grundwort zurückgingen, wofür sich unser 'Pfand' (niederdeutsch pand) von selbst darböte. Aber mehrere Lautvarianten in der Wortgruppe erschweren die Entscheidung der schwierigen Frage. Ebenso schwierig ist die Beurteilung des Münznamens 'Schilling' im Verhältnis zu dem altdeutschen Personennamen 'Schilling'. — Wenn Osdahl S. 21 aus schweizerischen Mundarten 'Schmidig' und 'Landammanig' für „Sohn eines Schmieds, Landammanns" angibt, so möchte man gerne weitere Zeugnisse für so vereinzelte Patronymikalbildungen beigebracht sehen.

von Angehörigen der Pfaffen, d. i. in diesem Falle wohl von Leibeigenen der um Pfohren, in dessen Bann dieser Ort aufgegangen ist, reich begüterten Mönche von St. Gallen bevölkert war."

Aus den Ortsnamen auf '-ingen' ergibt sich also kein sicherer Beweis für Sippensiedelung.

Notschreie*.

Notschreie des Typus 'mordio' gab es früher und gibt es mundartlich noch heute mehrere. Schmeller-Frommann I 10 kennt noch 'stillio', 'fuirio', 'helfio'. Vilmar berichtet 'Hess. Idiot.' 186: „Diebejo habe ich zuletzt im Jahre 1829, Feuerjo noch in den 40er Jahren gehört, jetzt aber scheint auch dieses letztere auszusterben, wenigstens hört man in den Städten jetzt (1865) nur noch das mißtönende feuër bei entstandenem Feuer und soll feurijo auch auf den Dörfern nicht mehr ganz allgemein sein. Helfio und mordio werden auch vom Volke jetzt nur im halben Scherz gebraucht; gemeinhochdeutsch ist mordio nur Scherzwort und Spottwort." Damit hat Vilmar das Endziel einer großen Wortgruppe richtig hervorgehoben. Zahlreiche Notschreie der gleichen Bildung sind nach und nach ausgestorben. Was Jacob Grimm in den 'Rechtsaltertümern' und in der 'Grammatik' beibringt, läßt sich durch reichere Materialien belegen; vgl. auch Petersen in den Forschungen z. d. Gesch. VI 286.

Gern treten solche Notschreie im 16. und 17. Jahrhundert gehäuft auf. Nicht bloß bei Fischart Garg. S. 401: „da schrei und rufet einer hilffio rettio schelmio diebio" — S. 312: „mordio schelmio"! — Auch bei Moscherosch I 572: „mordio helfio rettio"! — Ayrer 258a: „o rettio! o mordio"! — Satiren und Pasq. III 143: „o morde jo, o rette jo"! — Faustbuch S. 92: „mordio helffio"! — Aventins Chron. 190a: „mordio rettio"! — Oft bei Hans Sachs: „o mordio, o rettio". — Belege des 16. und 17. Jahrhunderts für 'diebio', 'feurio'

* *Aus der Zeitschrift für deutsche Wortforschung* II 47.

und 'mordio' sind überall zu finden; wir verzichten auf eine Zusammenstellung von Belegen für sie.

burgerio bei Lessing XI 668. — Dreyer, Vom Nutzen des Gedichts Reinecke S. 83.

diebio im Decamer. I 248b dibi jo. — Geiler, Bilgersch. 19b diebyo. — Hans Sachs dibigo.

feindio Hans Sachs, Fabeln 4, 543, 33. — findio im Eulensp. Kap. 72. — findajo vigendio Konst. Chr 1388 (bei Mone, Quellensammlung I 309). — Haltaus 1035.

felchio: mit diesem Ruf werden in Konstanz die Felchen in den Straßen zum Verkauf ausgerufen.

feurio: vgl. das DWb.

gerichtio in den 'Straßburger Zunft- und Polizeiordnungen des 14. und 15. Jahrhunderts' hrsgeg. v. Brucker, Straßburg 1889 S. 24: „so sollen alle burger, die doby sind oder es hörent oder merken . . . nacheilen und offentlich mit luter Stimme schreyen und rufen gerichtjo und helfio über die getäter der bösen geschicht" etc. — S. 25 „so ist geordnet, daß der ammeister . . . one Verzug sol heißen den wächter uf dem münster offenlich schreien und ruofen drii mol gerichtjo, gerichtjo, gerichtjo und solichen ruof tuon zuo den vier orten uf dem münster und donach balde die groß glock klencken ouch dreiimol und danach wider hinauf gon und aber drii mol schreyen gerichtjo, als vorgemeldet ist" — S. 26 „so balde man also uf dem münster gerichtio oder fürio schreyet und stürmet". Vgl. Elsäss. Wb. I 133. 401.

helfio Moscherosch, Philander I 572. II 351. — helfenio Manuel 1548 Weinspiel S. 54. — Wickram III 64.

mordenio Geiler, Postill. II 73a. III 17b. — mordajo Hugo von Montfort 9b. — mordigau Wackernagels Leseb. 965^{9}. — mordigo Fastnachtssp. 50^{21}. — morde io Murner Narrenbeschw. V. 7528.

nachbarjo Hilferuf bei einer großen Gefahr, bes. bei der Entdeckung eines nächtlichen Einbruchs: Spieß, Henneb. Idiot. 168; Regel, Ruhl. Ma. 187; Vilmar, Hess. Idiot. 185.

rettigo Aventin Chron. I 838 — rettio 190a. — retta jo Boccaccio I 104a (I 28). — rettio oft bei Hans Sachs.

richtio als richta jo Hätzlerin II 30. 52. — Dreyer zu Reinecke S. 83.

schelmio bei Fischart S. 44. 312. 401.

stillio Schmeller I 10. — stillaho Moscherosch, Philander II 279. 423. 742.

verrathenio belegt Vilmar, Hess. Idiot. 185 aus der hess. Reimchronik des Pfarrers Ratz (in Kuchelbeckers Analecta Hassiaca VI 287)

> aber ufthet sein Fensterlein
> der Pförtner und da war gewahr
> des Hauffens, der vorhanden war,
> rieffe Feindt jo, verrathenio.

waffenio Wolframs Parzival 675[18] wâfenô (vrô). — Hätzlerin 3b wafeno jo. — Schmeller I 10 „nach der reform. peinl. Halsger. Ordnung Art. 237 soll der Kläger über den Thäter dreymal schreyen waffnach jo oder mörder jo über mein und des Landes Mörder“. — Fastnachtssp. 197[19]. 503[20] wâfen io. — Eine Nebenform waffnat jo im Bamberger Recht (Forschungen z. d. Gesch. VI 287).

zenthio in der Gißigkheimer Zenthordnung von 1569 (Zscht. f. d. württemb. Franken VII 77): „wenn jemandt — es wäre gleich ein fremder oder ein Zentman — von einem oder mehr angetast und der betrangt . . . umb hielff und beistandt ermanen oder allein Zenthio schreyen würde, so sollen alle . . . zu lauffen.“

Eine Reihe solcher Rufe finden sich, worauf Petersen verweist, in einer alten Thüringer Quelle aus Königshofen auf dem Grabfeld (bei Bechstein, Sagen des Frankenlandes I 233), worin wir zugleich eine besondere Verwendung dieser Notschreie kennen lernen. In Königshofen wurde der Verbrecher an den Pranger gestellt, und dabei schrie des Nachrichters Knecht dreimal ihn und sein Verbrechen aus: „Waffen, Waffen über mein und dieses Landes Dieb Dieb ja“ (resp. Mörder Mörder ja, Brenner Brenner ja, Räuber Räuber jo, Fälscher Fälscher ja, Verräther Verräther jo, Ketzer Ketzer ja, Kindsmörder Mörder ja).

Beim Ruf ist Anfügung eines Vokalelements an den konsonantischen Auslaut weit verbreitet. So bemerkt Goetzinger zu 'furio', 'mordio' bei Hebel: „so ändert sich der Frauenname Lisette, Babette, wenn seine Trägerin aus der Ferne gerufen wird, in Lisettâ, Babettâ.“ Und so wird im kärntischen Lesachtal ô bei jedem Zuruf an eine Person angehängt: „Jep ô! Josef!“ (Frommanns Ztschr. IV 39). So bezeugt auch Schmeller I 10: „stillô still! herrô hör! Muederô! Toniô! he Mutter! he Anton“! — Daher enden die Namen der Jagdhunde gern auf ô wie 'Bello'.

Sowohl ô wie jô haben das bekannte mhd. â abgelöst. Für Wolframs wâfenô (Parziv. 675[18]; Passional 422[18]) heißt es wâfenâ Flore 6388 und M. S. 52, 37; für das jüngere hilfio in den Nibel. 1653, Gudr. 686 hilfâ; für das bayr. hoero (Schmeller I 10) bei Walther 119[11] hœrâ; für mordio

bei Suchenwirt X 190 mordâ. Über dieses â vgl. Zingerle Germania VII 257. Es lebt nach Grimm Gr. III 291 noch bis auf Fischart (horcha, sun Garg. 241 b; höra 247 a; lerma 96a).

Das dafür eingetretene jo scheint sich in den Belegen des 15. Jahrhunderts mit den alten â-Rufen zu verbinden: mordajo — richta jo Hätzlerin II 30. — mordajo Hugo v. Montfort 9b. Sieben weise M. 2791 Keller. — findajo Eulenspiegel 72. — retta jo Decamer. 128. — mordajo Königshofen 783. 784. 819. — Aber diese a-Belege treten schon um 1500 zurück. Zunächst aber schreibt man jo isoliert, also dibi jo Decamer. I 248b, feuer io Geiler, Narrenschiff 86a; auffällig waffenach jo und mörder io in der 'Reform. Peinl. Halsgerichts-Ordn.' Art. 237 (Schmeller I 10); o morde jo, o rette jo (1524) Sat. u. Pasq. III 143[1]. — Eine auffällige Nebenform zeigt mordigau Wackernagels Leseb. 965[9], 1168[13] und füriau bei Schmeller I 10 aus Weitzmann III 135.

Rotwelsche Zahlworte*.

Als kleiner Ausschnitt aus der Einleitung zu meinem Werk über das Rotwelsch finde hier ein Abschnitt seine Stelle, der für die Eigenart und den Bau unserer Geheimsprachen und für den Ursprung des Rotwelsch von Belang ist.

Zufrühst treten ums Jahr 1510 einige rotw. Zahlworte im niederdeutschen 'Liber vagatorum' (Rotwelsch I 77. 78) auf: *swis* (2), *quabors* (4) (Avé-Lallemant I 205 druckt fälschlich quabore), *sinx* (5), *swistrums* (6); wahrscheinlich steckt in dem letzten neben *swis* (2) ein unbezeugtes *trums* (3), so daß wir die Zahlworte 2—6 im ndd. Rotwelsch schon für den Anfang des 16. Jahrhunderts kennen. Dann treffen wir im 17. Jahrhundert in Hempels 'Wahlerey', die in Obersachsen aufgezeichnet ist (Avé-Lallemant I 94 = mein Rotwelsch I 167), *quaders kot* 'vier Groschen', und da liegt der Verdacht nahe, daß im ndd. 'Liber Vagatorum', der durch zahllose Druckfehler entstellt ist, vielmehr *quadors* zu lesen ist, was der Anklang an lat. *quattuor* auch begünstigt. Im 18. Jahrhundert lernen wir dann für Oberdeutschland durch den Konstanzer Hans (Rotwelsch I 256) *zwis* (2) und *tribis* (3) kennen; aber auch *tribis* (3) ist unzweifelhaft älter, da wir schon 1750 im Wörterbuch von St. Georgen am See (Rotwelsch I 216) *tripser* (eigtl. 'Dreier') für 'Kreuzer' als Ableitung dazu antreffen. Sowohl *tripser* 'Dreier', das übrigens von Avé-Lallemant IV 133 Anm. 5 unrichtig beurteilt wird, wie *tribis* (3) ist in den rotw. Quellen des 19. Jahrhunderts öfters bezeugt. Pfister hat 'Aktenm. Geschichte' I 216. 231

* Aus der Zeitschrift für deutsche Wortforschung II 40.

dribis (3) — twis (2). So hat also auch das swis des ndd. Lib. Vag. im 18./19. Jahrhundert seinen Nachklang.

Soeben habe ich trums als rotw. Form des Zahlworts 'drei' für das ndd. Rotwelsch vom Anfang des 16. Jahrhunderts vermutet. Eine Bestätigung dieser Vermutung bietet das Breyeller Krämerlatein (Rotwelsch I 456) mit seinem troms 'drei'. Die Zahlworte in dieser Schmugglersprache lauten: parz (2), troms (3), notringskes (4), holf krütskes (5), spörkes (6), spörkes on en (7), spörkes on parz (8), spörkes on troms (9), krütskes (10), uhr (100), krütskes uhr (1000). Auf deutschem Boden eine Zählweise, die überraschender nicht gedacht werden kann. Ihr Alter wird durch troms (3) verraten. Aber der Ursprung der Zahlworte bleibt dunkel. Ist parz = lat. pars partem? Ist krütskes (10) auf das X-Zeichen zu beziehen, dann wäre auch die Endung '-kes' in spörkes (6) und in notringskes (4) als verkleinernd zu deuten? Und könnte in notringskes (4) vielleicht ein trims = trums (3) stecken? Was ist dann uhr (100)? Für spörkes (6) legt breyellisch spörken '6 Stüber' Zusammenhang mit einer Münze nahe.

Immerhin ergibt unser Material einige Zahlworte als alt und verbreitet: swis — zwis (2), trums — tribis (3), quadors (4) sind durch verschiedene voneinander unabhängige Zeugnisse gesichert. Darin ist ein lat.-roman. Anklang nicht zu verkennen. Und so dürfen wir das sinx (5) im ndd. Lib. Vag. auch mit seinem französ. Anklang für alt ansehen: eigtl. sink mit dem s von swis trums quadors? Für den Ursprung des Rotwelsch sind diese alten rotw. Zahlen insofern wichtig, als dabei ebenso der judendeutsche Einfluß wie der zigeunerische Einfluß ausgeschlossen ist.

Judendeutscher Einfluß zeigt sich in rotw. Zahlworten nachweislich erst in Quellen des 19. Jahrhunderts. Zufrühst Pfisters 'Nachtrag zur aktenm. Geschichte' S. 349—379: olf (1), beys (2), gimmel (3), dohlet (4), heh (5), woof (6), sojn (7), chess (8), dess (9), juhs (10) (Rotwelsch I 295).

In Quellen der Gaunersprache kehren nach Pfister diese judendeutschen Zahlworte oft wieder. Überraschend ist, daß die Winterfelder Hausierer und die Pfälzer Hausierer, die — obwohl christlich — annähernd Judendeutsch als ihr Kramerlatein anwenden, auch von der judendeutschen Zahlweise Gebrauch machen.

So auffällig wie die Zahlen im Breyeller Hennese Flick sind dann noch Bezeichnungen im Humpesch der Mettinger Kaufleute (Rotwelsch I 446): bède (2), droimes (3), snèmans (4), mans (5), half bruwel (6), bruwel (12), nulls (100). Der Anklang von droimes an rotw. tribis — trums ist klar. Das Zahlwort 4 ist wohl aus bargunsch snèp 'schlecht, klein' mit mans (5) zu deuten. Nulls knüpft wohl an das Zahlzeichen 100 an. Aber was ist mans (5)? etwa mit A. Schönbach das lat. manus? was bruwel (12)?

Von den belgischen Kramersprachen zeigt das Bargoensch von Roeselare nach de Seyn-Verhoupsstrate 'Het Bargoensch van Roeselare' S. 6 (ich verdanke das Schriftchen der Güte von Prof. Vercoullie in Gent) Zahlworte und zwar abermals ganz eigenartige: kop (1), bis (2), draaiers (3), verkens (4), knak (5), bisdraaiers (6), bisdraaierskop (7), bisverkens oder bisvinken (8), bisverkenskoppen (9), bisknakken (10), draaiersknakken (15), verkensknakken (20), bisverkensknakken (40), hopki (hoopken) (100). Darunter sind mir kopp (1) und knak (5) schwer zu deuten.

Schweden liefert uns in der Sprache der westgotischen Hausierer geheimsprachliche Zahlworte, die aber meist auf Silbenspielereien beruhen: beatrins (3), birafins (ovafins) (4), beksasins (6), byvaduns 7, slett (8), beanins (9), beatins (10), umtifen (50), snurva (100); die Zahlworte yx (1) und kax (2) in dieser Kramersprache (vgl. Sund, Fante- eller Landstrygerfolket in Norge S. 393) sind finnischer Herkunft.

Zur Geschichte des Wortes Schwindler*.

Unsere Wörterbücher finden zu dem Worte nichts zu bemerken. Und doch gehört es zu jenen zahllosen Beispielen, die hinter einer unscheinbaren, harmlosen Gestalt geschichtliche Wahrheiten bergen und geschichtliche Nachforschungen anregen können. Das deutsche Wort ist — ein Fremdwort, es ist das englische 'swindler'. Zwar Flügels englisches Wörterbuch erklärt das englische Wort für eine Entlehnung aus dem Deutschen. Aber das ist nicht möglich. Flügel gibt als erstes Auftreten des englischen Wortes das Jahr 1778, und dazu stimmt es annähernd, daß mir Herr Dr. Murray in Oxford das englische Wort zufrühst 1775 nachweist. Das Wort ist demnach im Englischen in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts gut bezeugt. Aber das deutsche Wort fehlt noch bei Adelung in der ersten Auflage, und wir kennen keine Belege dafür aus dem 18. Jahrhundert. Das deutsche Wort ist mithin jünger als das englische. Und nun sind wir in der Lage, aus dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ein sehr lehrreiches Zeugnis aus Deutschland für das englische Wort beizubringen, aus dem sich gleichzeitig ergibt, daß wir damals unser deutsches 'Schwindler' noch nicht besessen haben. Die Stelle ist nach beiden Seiten hin gleich wichtig. Lichtenberg hat 1794—1799 eine 'Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche' in Göttingen erscheinen lassen, darin „Scenen aus dem Leben einer Verführten". In der

* Vgl. Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins (1897) XII 20.

vierten Szene „Molly im Zuchthause" heißt es von einem Glücksritter, der näher beschrieben ist, folgendermaßen:

„Demnach wäre er eine von den berüchtigten Personen, die der Gerechtigkeit in London jährlich nicht wenig zu schaffen machen und die man in England Swindlers nennt (eines von den Wörtern, die der große Dr. Johnson in seinem ebenso großen Wörterbuche vergessen hat). Sie sind Betrüger, die durch fein ausgedachte Ränke und zwar hauptsächlich unter dem Schein eines Mannes von Stand und Vermögen die Menschen um ihr Eigentum zu bringen suchen."

Lichtenberg schildert offenbar eine Menschenklasse, für die ihm eine deutsche Bezeichnung fehlte. Dazu stimmt denn auch ein redender Beleg für unser Wort in der 1786 verfaßten Autobiographie des Freiherrn Friedrich v. d. Trenck, der um 1775 in London als Weinhändler tätig war (Reclam S. 235): „Ich war persönlich in London und wurde durch einen Betrüger (in London Schwindler genannt) schändlich berückt" (Ztschrft. f. deutsche Wortforschung II 302). Dann verzeichnet es 1810 Campes Wörterbuch zum erstenmal: „Schwindeler oder Schwindler eine Person, welche schwindelt, Schwindeleien macht; z. B. ein Kaufmann, der sich thörichten Unternehmungen überläßt".

Aber schon vor Campe finden wir unser Wort als mundartlich bezeugt. Wir lesen bei Schütze 1806 Holsteinisches Idiotikon IV 239: „Swindler so nennt man in Hamburg und Altona die Negozianten, Handelsleute, die sich mit Wechselgeschäften, Wechselreuterei zu sehr und über ihre Kräfte einlassen und verwickeln, um ihr gefährliches Negoz zu bezeichnen."

Bei dem regen Verkehr, der zwischen Hamburg und London schon durch das ganze 18. Jahrhundert herrschte, dürfen wir Schützes Zeugnis als beweiskräftig dafür ansehen, daß unser Wort von London aus über Hamburg in die deutsche Sprache gedrungen ist. Denn unserer einheimischen

Gaunersprache ist das Wort im 17. und 18. Jahrhundert völlig fremd. Von den zahllosen rotwelschen Quellen, die der 1. Band meines rotwelschen Werkes vereinigt, bietet ein Werk von 1804 unser Wort zum erstenmal. Es begegnet bei rheinischen Räuberbanden, die Becker in seiner 'Aktenmäßigen Geschichte der Räuberbanden an den beyden Ufern des Rheins' behandelt hat. Er sagt darin (Rotwelsch I 275): „Man treibt hier die sogenannte Schwindeleyen. Mit dem Nahmen Schwindeleyen belegen die Räuber feine listige Betrügereien. Und so mancher unter ihnen hat erst den Grad des Schwindlers passirt, bis er zu dem Räuberhandwerke gekommen ist.“

Bei so spätem Auftreten des Wortes fällt das Zeugnis von Lichtenberg bestimmend in die Wagschale. Unser 'Schwindler' ist kein deutsches Wort, sondern ein englisches.

Die Heimat der Brieftaube*.

Erst durch die letzte Hälfte des verflossenen Jahrhunderts hat das westliche Europa die Zucht der Brieftaube getrieben. Vergebens wird man sich auf literarische Zeugnisse besinnen, die im Bereich unserer klassischen Literatur vorkamen. Erst in seinen spätesten Lebensjahren spielt Goethe einmal im Faust II V. 10673ff. auf die Brieftauben an:

> Von Tauben hast du ja vernommen,
> Die aus den fernsten Landen kommen,
> Zu ihres Nestes Brut und Kost.
> Hier ist's mit wichtigen Unterschieden:
> Die Taubenpost bedient den Frieden,
> Der Krieg befiehlt die Rabenpost.

Aber in den Bereich unserer klassischen Musik führt uns ein von Franz Schubert 1828 komponiertes Gedicht Seidls, das den Titel 'Die Taubenpost' trägt (Seidls Gesammelte Schriften 1879, IV 338)[1]. Zwar kennt schon das bedeutendste deutsche Wörterbuch des 18. Jahrhunderts das Wort 'Brieftaube'. Adelung bietet den Artikel: „Brieftaube, Art zahmer Taube mit einem großen fleischigen Gewächse auf dem Schnabel, welche einen starken Flug hat, zu Überbringung der Briefe gebraucht werden kann und im Morgenlande wirklich gebraucht wird." Die Sache ohne unser Wort kennt auch z. B. Abraham a St. Clara 1699 Etwas für Alle S. 144/5: „Vor diesem musten die Tauben Botten und Brief-Träger abgeben, wie dann die Christen die Stadt Ptolomeiden durch

---

* Aus der Frankfurter Zeitung vom 7. Januar 1906.

[1] Nebenbei bemerkt, enthält 1853 Seidls Gedichtsammlung 'Natur und Herz' ein anderes Gedicht 'Die Brieftaube' (Ges. Schr. IV 335), worin aber das Wort, um das es sich handelt, bloß im Titel vorkommt.

keinen anderen Fortel erobert, als durch ein Tauben, die sie mit einem Brief in die Stadt fliegen lassen. Daß die Vögel können Botten abgeben, das glaubt man gern, daß aber zuweilen die Botten Vögel seynd, das erfahrt man auch."

In der Tat ist das Morgenland die Heimat der Brieftaube. Es liegen eine ganze Reihe schöner Zeugnisse vor, die zunächst auf das alte Pharaonenland hindeuten. Die griechische Kultur und der Weltverkehr des alten Rom haben keine Zeugnisse aufzuweisen, aus denen sich der europäische Süden in Anspruch nehmen ließe.

Denn nur ganz ausnahmsweise kommen bei Schriftstellern des klassischen Altertums Anspielungen auf Brieftauben vor, und das sind gewiß nur zufällige, gelegentliche Anwendungen von Tauben für Botendienste.

Als Taurosthenes von Ägina in den olympischen Spielen gesiegt hatte, sandte er seinem Vater die Kunde davon durch eine Taube zu, an deren Fuß er ein Purpurläppchen gebunden hatte. Er hatte dieselbe aus Ägina mit nach Pisa genommen, und sie legte den Weg von da bis zu ihrer Heimat, in der sie noch nicht flügge Junge hatte, an einem einzigen Tage zurück (Älian V. H. IX 2)[1]. Unter den älteren Anakreonteen, die etwa um den Beginn unserer Zeitrechnung oder kurz vorher entstanden sind, findet sich ein Gedicht auf die Brieftaube. Hier antwortet die Brieftaube auf die Frage, woher sie geflogen komme (Bergk, Poet. Lyr. Gr. III[4] S. 305):

Anakreon hat mich entsandt
Zu einem Knaben, zu Bathyllos,
Der aller Herzen jetzt beherrscht.
Kythere hat mich ihm verkauft
Um ein Gedichtchen. Seit der Zeit
Steh' ich im Dienst Anakreons.
Und jetzt bestell' ich, wie du siehst,
Briefe von ihm[2].

---

[1] Lorentz, Die Taube im Altertum (Wurzener Gymnasialprogramm 1886) S. 22.

[2] Nach einer Übersetzung von Herrn Professor Franz Burg.

Im Jahre 43 v. Chr. wurde Brutus in Mutina belagert von Antonius. Der Konsul Hirtius eilte zum Entsatz herbei und schickte ihm, weil andere Wege, die er versuchte (z. B. Soldaten nachts den Fluß hinabschwimmen lassen), ihm abgeschnitten wurden, nunmehr Nachricht durch die Luft, indem er Tauben in dunklem Raume hungern ließ, dann ihnen Briefe mit Seidenfäden an den Hals band und sie frei ließ. Die Tauben, gierig nach hellem Tag und nach Nahrung, flogen eilig nach den höchsten Dächern der belagerten Stadt, wo sie leicht von Brutus eingefangen wurden.

Dieser Bericht steht in Frontins 'Strategemata' III 13, 8 und findet sich kürzer und weniger genau auch bei Plinius 'Nat. Hist.' 10, 110. Es scheint sich hier um eine einmalige ingeniöse Verwendung zu handeln, der aber die Folge ausblieb.

Das Abendland hörte erst im ausgehenden Mittelalter von einem regelmäßigen Brieftaubenverkehr. Zuerst haben uns Deutschen vereinzelte Pilger darüber berichtet, die das Gelobte Land besuchten und in Alexandrien eine geregelte Taubenpost kennen lernten. Es stehen uns eine Reihe von Reiseberichten zur Verfügung, die alle auf das Nildelta als die Heimat der Brieftaube hinzielen. Und ein paarmal scheint es, als ob die Brieftauben in erster Linie dazu berufen gewesen seien, den Briefverkehr zwischen Schiff und Land zu vermitteln. Gleich das früheste Zeugnis, das unser deutsches Schrifttum liefert, zeigt uns die Eigenart der egyptischen Brieftaubenpost.

Eine Karlsruher Handschrift von 1464 enthält die Pilgerreise eines Herrn v. Bodmann, der im Jahre 1376/77 das Gelobte Land besuchte. Sein Bericht (Bl. 109[b]) lautet: „Als wir erst in daz selb land fuorend, komend haydn ussen der statt Alexandria zu uns in ainem clainen schifflin und erfuorend von uns, was uff unserer galee kam; sollichs si do schribent in zway brieflin und bunden es zwain tuben an under die flügel und liessend die an statt fliegen gen

Babelonia zu King Soldans hoff, daz si kund tättend, daz gest an dem land wärend. Von dem selben Alexandria ist gen Bablonia zway hundert mil."

Zu diesem frühesten Bericht fügt das 15. Jahrhundert ein verwandtes Zeugnis. Es steht in der Schilderung einer Pilgerreise, die ein Bruder Felix nach Jerusalem unternommen hat. Sein Bericht (Evagatorium III 59) lautet in einer deutschen Übersetzung des 16. Jahrhunderts (Hin- und Widerfahrt zu dem Hl. Lande 1556 Bl. 193[b]) folgendermaßen: „Wenn nun der Hauptman [im Schloß zu Alexandria] erfert, daß frembde Schiff kommen, so schickt er ihnen ein Schifflein mit gesellen entgegen und gibt den selben in ein Käfe drey oder vier tauben, die sindt also gewenth: man führe sie wie ferre man wölle, wenn man sie lesst fliegen, so fliegen sie wider an ihr orth, dem Hauptman heim; wenn nun die gesellen erfahren etwas neuer mehr, die noth weren, dem Hauptman zu wissen, so schreiben sie ein zedlein und hencken das einer tauben an und lassen sie fliegen, so fleuget sie dem Hauptman heim; erfaren sie etwas mehr, so schicken sie eine andere tauben heim, darnach richt sich der Hauptman; also lesst er die selben tauben etwan hinauff gen Chayr füren, das er baldt neue mehr herab durch die tauben empfahe."

Auch der Nürnberger Patrizier Thucher weiß Ähnliches von der Nilmündung zu berichten (1561 Meerfahrt I 57[b]): „Der Amireyo hat etlich Tauben; wenn im die Segel werden angezeigt, so hat er kleine Rennschifflein oder Parcken, die schickt er den kommenden Schiffen entgegen in einem Körblein weyt ins Meer, und fragt wem daz Schiff zugehört und was für kauffmanschafft darinn ist, und schreibt das alles auff ein Zettelein und bindt das den zweyen Tauben yeder eins under die flügel, und leßt die fliegen; die kommen von stund an zu den Amireyo geflogen ins Schloß, so nimpt er die Zedel und sicht was für Schiff und gut kompt; die selben Tauben sahe ich ans Meer füren."

In einen größeren geographischen Bereich führt uns im 16. Jahrhundert der berühmte niederländische Reisende Lindschotten in dem bekannten Reisewerk 'Orientalisch-Indien'. In einer deutschen Übersetzung von 1598 (II 27) lautet sein eingehender Bericht folgendermaßen: „Weil wir denn von dem Türcken alhier sind zu reden worden, so hab ich nicht wollen umbgehen zu melden, auff was weiß und wie derselbige groß Türck allezeit kan Botschaft und Zeitung haben auß allen seinen Königreichen und Landen, welche doch so groß, weit unnd wüst zerstrawet liegen. So ist demnach zu wissen, daß sie durch gantz Türckey darzu gebrauchen Dauben, welche darzu gewehnt und abgericht sind, und Ring an den Beinen haben. Diese Dauben werden von Bassora und Babylonien, nach Alepo unnd Constantinopel geführt und kommen von dannen wieder zu rück. So es dann die Noht also erfordert oder sonst daran gelegen ist, als dann machen sie den Brieff fest an den Ring, welchen sie an den Beinen haben, und lassen sie also flihen, als denn kompt der Brieff zugleich mit der Dauben an den ort, von dannen die Daube her ist, und offt weiter als über tausent Meil, daß man wohl sagen mögte, es were unmüglich; aber ich kan in warheit sagen, daß viel, welche von dannen kamen, mir solches glaubwirdig erzehlt haben. Ich hab dergleichen Dauben in Indien gesehen, bey einem Venetianer, welcher mir wohl bekand und mein besonder guter freund war, und welcher sie umb wunders willen hatte mitbracht, dergleichen sachen auch in India zu versuchen." Die deutsche Bearbeitung von Lindschottens Werk, aus der wir dieses Zeugnis genommen haben, enthält in zwei Anhängen weitere orientalische Nachweise. Zunächst 1605 Vorbildung der Völker S. 13: „Es haben die Kauffleut zu Babel unnd Balsara etliche Tauben, der sie von einem Orth zum andern bringen lassen, und die in eine Kammer versperret halten, biß sich eine wichtige Sache von auff- oder abschlagung einer Wahre oder dergleichen zu tregt, so

schreiben sie ihre Correspondenten-Brieffe, welche sie diesen Tauben anhencken und sie also fliegen lassen, die denn nach ihrem alten Losament fliegen; und also bekommen diese Kauffleut in schneller eyl ihre Avisa von einander." — Dann in der Fortsetzung des 'Orientalischen Indien' VII 26: „Ehe wir die denckwürdige Sachen der Statt Balsara gar hindan setzen, achte ich für rahtsam, derselbigen noch eine, als welche zwar unglaublich scheinet, jedoch wahr und gewiß ist, zu erzehlen; und ist, daß etliche Kauffleut, welche von Balsara naher Babel gute Correspondentz haben, ihnen etliche Tauben von Babel bringen lassen, die sind daselbst gewehnet, und die sie gen Balsara bringen, haben sie in dunckeln Käffigen, in welchen sie nicht sehen können, wo sie hinkommen; und wenn sie gen Balsara kommen, versperret man sie in eine Cammer, biß die Gelegenheit kompt, daß man ihrer bedarff; als wenn die Specereyen zu Balsara etwan auff- oder abschlagen, schreiben die Kauftleut oder Factorn daselbst solches auff gewisse Brieff, schließen dieselbige zu, hencken sie einer oder etlichen dieser Tauben unter die Flügel, tragen sie ein Meyl oder etliche vor die Statt und lassen sie alsdenn fliehen; denn kommen sie nicht alle anheim, so findet doch etwan eine ihr alt Losament, darauß sie zuvor getragen worden und dasselbige darzu in einem eintzigen Tage, welches, wenn es der Haußherr ersiehet, machet er ihme alsbaldt die Gedancken, was es sey, sucht derowegen bey ihr nach und findet, wie alle Sachen zu Balsara stehen. Und zwar ist es ein Sach, daran den Kauffleuten sehr hoch und viel gelegen, daß sie nemblich in einem Tag einen so fernen Weg einander Zeitung entbieten können, und dasselbige darzu so heimlich und ohn allen Unkosten, wie solches denn auch von Ormus nach Balsara verrichtet wird."

Wieder in einen engeren geographischen Bereich führt uns ein lehrreiches Zeugnis des 16. Jahrhunderts, das abermals zeigt, wie auch damals noch die Taubenpost uns

Deutschen etwas Unbekanntes gewesen ist. Ein Nürnberger, namens Furer, dessen Reisewerk erst 1645 gedruckt worden ist, bringt uns in seinem Bericht wieder nach dem Nildelta und zwar nach Damiette (Christoph Fürers von Haimendorff Reise von Venedig auf Alexandria S. 154): „Den 27. Decembris 1565 giengen wir spatziren durch die Stadt Damiata und den Basar, biß zu unterst hinab; da stehet ein viereckichter Thurn, unten dicker dann oben, welchen die Moren nennen Marcabas oder Zeitungträger, dann man in demselbigen Thurn etliche abgerichtete Tauben hält, von denen man, wann Schiff ankommen, und man neue Zeitung wissen will, eine Tauben hinaußführet, und ihr ein Zettelein unter den Flügel bindet, so trägt sie den Zettel hinein. Zu Alexandria bey dem kleinen Castel am neuen Port hat es auch noch einen Thurn, da man solche Tauben innen gehalten, aber man brauchts daselbst nicht mehr; deßgleichen hat man auch in Cathia, welche man nennet chaman nosam, das ist Posttauben; dieselben schickt man von Cathia in Salaxie, von dannen in Bebelbes, darnach in Canicha, von dannen in Cairo, welche also die Zeitung von Ankunfft der Schiff, von dem Port, hinauff in Cairo in kurtzer Zeit tragen. Vorzeiten hat mans durch gantz Egypten gebraucht; die Frau hab ich zwar gesehen, so solche Tauben hält, und bezeuget auch der Consul, daß mans also gebrauchte, doch käme kein Schiff dahin, weil wir da waren."

In Reisewerken des 17. und 18. Jahrhunderts begegnet die Taubenpost dann nicht mehr so oft wie vordem. Man hat den Eindruck, daß diese Art des Briefverkehrs zurückgegangen ist. Ein vereinzeltes Zeugnis des 18. Jahrhunderts bestärkt diesen Verdacht. Der gründliche und umsichtige Orientalist Niebuhr erwähnt die Taubenpost nur ganz vorübergehend als ein Erlebnis ohne breiteren Hintergrund (1778 Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern II 239): „Einige Reisebeschreiber haben der Taubenpost erwähnt, die in ältern Zeiten in den Morgen-

ländern gebräuchlich gewesen ist. Man findet dergleichen noch jetzt in verschiedenen Städten. Man muß sich aber nicht einbilden, daß man diese Tauben, so wie andere Bothen, nach verschiedenen Gegenden schicken könne; sondern weil man hier keine Post kennt, die zur bestimmten Zeit von einer Stadt nach der anderen abgeht, so haben einige Kaufleute solche Tauben abgerichtet, um ihrer Familie von einer glücklich zurückgelegten Reise bald Nachricht geben zu können. Ich traf zu Basra einen Kaufmann von Bagdâd an, der sich dieser Taubenpost bey jeder Reise zu bedienen pflegte. Die Taube war in seinem eigenen Hause erzogen und angewöhnt worden, auf einer gewissen Stelle Futter zu erhalten. Übrigens konnte sie frey herum fliegen, und die umherliegende Gegend kennen lernen. Auf der ersten Reise hatte er sie bis Helle, auf der zweyten bis Lemlum, auf der dritten bis Ardsje, und zuletzt bis Basra mitgenommen, und sie mit einem kleinen Zettel fliegen lassen, worauf sie dann gerade nach Hause zurück gegangen war. Die Tauben, welche Junge zu Hause verlassen haben, gehen am allersichersten. Man wollte versichern, daß man die besten Tauben, welche zu dieser Art Post gebraucht werden, zu Bagdâd finde, und daß sie von einer besonderen Art sind. Ich zweifle aber nicht, daß die europäischen eben so gut abgerichtet werden könnten, wenn einer sich deswegen Mühe geben wollte: und man hat mich versichern wollen, daß auch ein Italiäner sich derselben bedient habe, um eher als seine Mitbürger zu erfahren, welche Nummern in der Zahlen-Lotterie gezogen worden. Übrigens brauchen wir derselben nicht so nothwendig, da wir überall ziemlich geschwind und mit wenigen Kosten Briefe absenden können."

Zu diesen entlegenen Zeugnissen längst vergessener Reisender stellen sich nun auch einige klassische Zeugen aus der italienischen Literatur — Ariost und Tasso. Im 15. Gesang des 'Rasenden Roland' (1515) wird der Tod

des Riesen Orrilo durch den Herzog Astolfo geschildert, ein Ereignis, das am unteren Nil stattfindet. Dann heißt es Strophe 90:

> Sobald der Kastellan von Damiette
> Erfahren, daß Astolf Orrilen schlug,
> Ließ er die Taube los, die an der Kette
> Das Brieflein unter ihren Flügeln trug,
> Cairo zu: da flogen in die Wette
> Brieftauben aus; so ist's dort Brauch und Fug,
> Und ganz Egypten wußt' in wenig Stunden,
> Daß nun der Räuber seinen Tod gefunden.

So hat dann auch das 'Befreite Jerusalem' (1581) im 18. Gesange Str. 49—52 ein einschlägiges Zeugnis. Gottfried von Bouillon bekommt bei der Belagerung von Jerusalem eine Brieftaube in seine Hände, die auf dem Wege in die belagerte Stadt ist:

> Kaum hat sie sicheren Schutz bei ihm gefunden,
> Nimmt er bei ihr ein seltsam Wesen wahr,
> Ein Faden ist um ihren Hals gebunden,
> Ein kleiner Brief steckt unterm Flügelpaar,
> Den man durch den beschwingten Boten sandte —
> Was damals oft man pflog in der Levante.

Wenn uns dieses Zeugnis in das Zeitalter der Kreuzzüge verweist, so haben in der Tat Geschichtsschreiber dieser Epoche der orientalischen Brieftauben auch Erwähnung getan. Ich begnüge mich dafür, auf die Zeugnisse bei Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge S. 322 und bei Quatremère, Hist. des Sultans Maml II B p. 115 hinzuweisen.

Alles führt uns also in das Wunderland von 'Tausend und eine Nacht'. Und in der Tat bietet auch diese Märchensammlung Zeugnisse für uns: „Ich beschäftigte mich, Tauben zu Briefträgern zu erziehen, und mein Gatte war Polizeipräfekt — Meiner Tochter aber, welche noch besser als ich die Leitung der Taubenpost versteht, räume das Schlößchen vor dem Khan ein" (Weils Übersetzung IV 706).

Im Orient also liegt die Heimat der Taubenpost; aber das ganze Problem übersteigt die Kräfte des deutschen Sprachforschers. Meine Aufgabe ist es nur gewesen, an der Hand des deutschen Schrifttums zu zeigen, wo deutsche Reisende den Briefverkehr mit Tauben in vergangenen Jahrhunderten kennen lernten, und woher wir die Zucht der Brieftaube gelernt haben. Aber über das Alter der orientalischen Brieftaubenpost dürfen wir erwarten, von Professor Friedrich Schwally in Gießen eingehende Studien zu erhalten.

Das Alter des künstlichen Eises*.

Die Herstellung von künstlichem Eis hätte wohl schon vor einem Jahrzehnt ein Alter von gut 1000 Jahren auf sich gehabt. Die neuere Kultur, die nach Jubiläen lechzt, verabsäumt gelegentlich den Zoll der Dankbarkeit. Aber wem, welchem Namen hätte die Dankbarkeit der Neuzeit ein Jubiläum widmen sollen? Das früheste Zeugnis für die Herstellung von künstlichem Eis führt uns nach England, findet sich bei König Alfred dem Großen (gestorben 901). Ihm hat ein geborener Schleswiger, namens Wulfstan, der sich vorübergehend am westsächsischen Hofe aufhielt, von seinen Reisen nach Esthland berichtet und dabei das Folgende erzählt:

„Bei den Esthen gibt es einen Clan, der kann Kälte fabrizieren; sie können deswegen die Toten lange liegen lassen, ohne daß sie verwesen, weil man künstliche Kälte über sie bringt. Setzt man zwei Eimer voll Wasser oder Bier hin, so bringen diese Leute es fertig, daß der eine friert, einerlei ob es Sommer oder Winter ist."

Der angelsächsische König hat diesen Bericht seiner Übersetzung der Weltgeschichte des Orosius einverleibt und damit den spätesten Geschlechtern ein frühestes Zeugnis für künstliche Eisfabrikation geliefert. Aus dem knappen Bericht hat man den Eindruck, daß es sich um eine Technik handelt, die das Monopol einer einzigen Familie war. Aber an der Glaubhaftigkeit des Berichtes ist kein Zweifel gestattet.

* Aus der Frankfurter Zeitung vom 7. Juni 1906.

Es scheint, daß das Abendland erst am Ende des 16. Jahrhunderts von Eisbereitung aus dem Morgenlande her gehört hat. Deutsche Besucher Konstantinopels haben wiederholt ihrer Verwunderung Ausdruck verliehen über den Eiskonsum in der türkischen Hauptstadt. Einen interessanten Bericht der Art finden wir 1608 in der 'Reisebeschreibung nach Konstantinopel' von Salomon Schweigger. Dieser stammte aus Bretten und hat sich im Jahre 1578 längere Zeit in Konstantinopel aufgehalten. Mit offenem Blick hat er das orientalische Leben geschaut und geschildert. Er redet S. 125 von den Obstgärten des Sultans und fährt dann fort:

„Das Obst wird verkauft, welches doch für kein schand wird gehalten, so wenig, als wann der Sultan mit Schnee und Eiß hantirung treibt, da er järlich ein unseglich Gelt löst aus den Eißgruben, deßgleichen thun auch die Waschen (Paschas), die auch mit dieser Kauffmannschaft umbgehn, dann ich glaubwirdig berichtet worden, daß Memet Wascha järlich aus seinen Eißgruben oder aus dem Eiß, biß in die achtzig tausend Ducaten löse, das kan wol ein frostiger kalter gewin seyn, daraus abzunemen, daß der Sultan muß mehr lösen. Diese Wahr kauffen die Obßhändler im Sommer, und verkauffens widerumb dem gemeinen Volck, ein stück so groß als ein viertel eines Laib Brodts umb anderhalben Asper, das macht schier 3 Kreutzer, damit kühlen sie ir Tranck, wenn einer ein Maß Scherbet oder Hutzelwasser kaufft, so kaufft er zumal auch ein knollen Eis, den wirfft er drein, oder geht auff der Gassen daher, hat ein Knollen im Mund und sauget daran; es hat mein G. Herr täglich für ein halben Taler, oder wann er Gastung gehalten, fast zween Taler umb Eis geben müssen; das legt man auff die Zinnerin Flaschen in ein Schaff gestellt, damit man ein frischen Trunck mög haben, dann es hat keine tieffe Keller, wie in unsern Landen. Dieser Eißgruben hat es viel umb die Stadt her, gegen Galata, im freyen Feld, da hat es

weite tieffe Gruben, darüber ein hültzerin Hütten gemacht ist, wie im Schwartzwald die Heustadel in den Thälern hin und wieder, da seyn sondere Personen darzu bestellt, Schnee-scheuffier, die den Schnee zu Winterszeiten in die Gruben auffschütten, darinn wird es alßdann zu Eis, dasselbig saget man zu grossen Stücken, daß ein Roß an zweyen zu tragen hat, die wicklen die Christen, die Bulgari, in Filtz, unnd führens also umb bestimbten löhn in die Stadt den Obshändlern."

Der Schreiber dieses Berichts war ein gelernter Theologe, der in Tübingen studiert hatte. Was er in Konstantinopel gehört hatte, dafür erinnerte er sich, schon in der Bibel eine Spur gefunden zu haben. Er erinnert an die 'Sprüche Salomonis' Kap. 25 V. 13:

„Wie die Kühle des Schnees zur Zeit der Ernte, so ist ein getreuer Bote dem, der ihn gesandt hat, und erquickt seines Herrn Seele."

Wir wissen nicht, ob die gelehrte Reisebeschreibung Schweiggers dieser alten Bibelstelle gerecht wird, aber wie alt auch die sommerliche Herstellung oder besser der sommerliche Konsum von Eis im Morgenlande gewesen sein mag, so viel ist sicher: das moderne Abendland hat den sommerlichen Konsum von Eis aus dem Morgenlande und speziell aus der türkischen Hauptstadt entnommen.

Birkenrinde*.

Wenn der Zusammenhang der gemeingermanischen Bezeichnung 'Buch' und 'Buchstabe' mit dem Namen der Buche völlig sicher steht, so spricht für diese Verwandtschaft u. a. auch die Tatsache, daß im Indischen das Wort 'bhûrja' sowohl Birke als auch Birkenrinde zum Schreiben bedeutet (vgl. Haupts Zeitschrift 34, 210). Neben einer so entlegenen Parallele kann man auch auf die merkwürdige Tatsache hinweisen, daß bei uns auch die Birkenrinde oft zum Schreiben gebraucht wurde. Es stehen mir dafür folgende drei Zeugnisse aus der neuhochdeutschen Periode zur Verfügung: Joh. Mathesius 1562 Sarepta oder Bergpostill Bl. 146[b]: „Die Alten haben auf Bletter von Palmbeumen, die Cutroff und Rinden der Beume geschrieben, wie wir Kinder auch Büchlein von Birckenrinden macheten." — Grimmelshausen 1669 Simplicissimus I 10: „Demnach schrieb er mir ein Alphabet auff birckene Rinden, nach dem Druck formirt, und als ich die Buchstaben kante, lernete ich buchstabiren" — I 19: „Er fand nichts bey mir als ein Büchlein von Birckenrinden, darin ich meine tägliche Gebet geschrieben" — I 20: „Es wäre anders nichts bei mir gefunden worden als gegenwärtiges Büchlein, welches sie ihm zugleich überreichten; er laß ein paar Zeilen darnach, und fragte mich, wer mir das Büchlein geben hätte. Ich antwortete, es wäre von Anfang mein eigen gewesen; dann ich hätte es selbst ge-

* Vgl. Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht V 634.

macht und überschrieben. Er fragte, warum eben auf birckene Rinden? Ich antwortete, weil sich die Rinden von andern Bäumen nicht darzu schicken." — Abraham a St. Clara 1689 Judas II 131: „was maint ihr aber, hat der Baum für ein Eigenschafft? villeicht kan man auß disem Holtz nichts anderst schnitzlen, als Löffel? ey das nit, dann löfflen schickt sich nit vor die Jungfrauen, villeicht tragt er ein Rinden, wie die Burcken-Baumer, daß man darauff kan Buel-Brieffel schreiben."

Ein neues gotisches Sprachdenkmal?*

Treue Zeitungsleser erinnern sich an die aufregende Nachricht, die vor 12 Jahren durch verschiedene Tagesblätter gegangen ist, daß ein neues gotisches Sprachdenkmal von bedeutendem Umfang und besonders wertvollem Charakter in Spanien gefunden und bereits gedruckt sei. Ein westgotisches Gesetz in gotischer Sprache — das wäre allerdings ein Ereignis, durch das des Aristoteles' neu entdeckte Schrift vom Staate der Athener übertroffen würde. Und Zangemeisters herrlicher Fund in der Vaticana, die Entdeckung von Fragmenten einer altniederdeutschen Genesisdichtung, die sich unmittelbar neben den Heliand stellt, wäre zurückgetreten hinter das westgotische Volksgesetz in gotischer Sprache.

Ich glaube allerdings nicht, daß sich in germanistischen Kreisen jemand ernstlich über jene Zeitungsnachricht aufgeregt hat — so unglaublich war sie an und für sich. Es handelte sich — wie nicht anders zu erwarten war — um gotische Gesetze in lateinischer Sprache, um eine neue Ausgabe bekannter lateinischer Rechtsquellen und die deutsche, die germanische Sprachforschung geht leer dabei aus.

Für uns Sprachforscher wäre in der Tat ein derartiges Denkmal in der Volkssprache von unermeßlichem Wert gewesen. Wo wir nur Bibeltexte besitzen, ist unsere Kenntnis der gotischen Volkssprache arg beschränkt. Ulfilas Über-

---

* Aus der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 16. Januar 1897. Die oben behandelte Glossenhandschrift ist seit dem hier abgedruckten Aufsatz der Gegenstand von zwei wichtigen Arbeiten geworden: Die Reichenauer Glossen der Handschrift Karlsruhe 115 von J. Stalzer (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1906 Bd. CLII) und Die Reichenauer Glossen von Kurt Hetzer 1906.

setzung, die ja nicht einmal vollständig auf uns gekommen ist, zeigt uns den gotischen Wortschatz doch nur von einem sehr niedrigen Standpunkt aus. Das heimische Volksleben spiegelt sich in keiner Übersetzung wider, und die freie, breite Entfaltung einer Sprache ist nur in ihrer eigenen, heimischen Dichtung möglich. Daß uns gotische Dichtung noch zu erhoffen wäre von spanischen oder italienischen Klöstern, darauf hat wohl niemand Hoffnung.

Aber ich bin in der glücklichen Lage, eine neue germanische Sprachquelle von hoher Altertümlichkeit erschließen zu können, die zwar schon sehr lange der Öffentlichkeit zugänglich, aber nicht von allen beachtet worden ist, für die sie fließt. Diese Quelle liegt nicht innerhalb spanischer Klostermauern, nicht auf romanischem Boden. Es ist eine alte Glossenhandschrift aus der Reichenau, die jetzt der Karlsruher Bibliothek gehört. Sie wird aus dem Ende des 8. Jahrhunderts stammen. Aber es ist keine Originalarbeit des deutschen Klosters, sondern gewiß Abschrift einer älteren Vorlage, deren Heimat wohl auf französischem Boden zu suchen ist. Freilich hat die wissenschaftliche Forschung die Herkunft dieser Glossenhandschrift noch nicht näher bestimmt.

Einer der hervorragendsten Sprachforscher neben Jacob Grimm, Professor Adolf Holtzmann in Heidelberg, hat im Jahre 1863 in Pfeiffers 'Germania' VIII 405—413 Mitteilungen aus dieser Glossenhandschrift gemacht. Er hat sie mit keinem Wort der Verwunderung und der Überraschung begleitet, die deutschen Sprachforscher sind nicht darauf aufmerksam geworden, unbenutzt und unbemerkt von den Germanisten sind sie bis heute geblieben. Und doch enthielten Holtzmanns Auszüge aus der Handschrift so viel des Wunderbaren und Überraschenden, daß auch weitere Kreise von dieser Glossenhandschrift gern Kenntnis nehmen werden. Den Fachgenossen berichte ich darüber in der neuen Auflage von 'Pauls Grundriß der germanischen Philologie' I 332.

Aber ich habe mich bereits zu weit gewagt, ich habe falsche Hoffnungen erweckt: die Sprachquelle, um die es sich handelt, enthält wohl kein gotisches, kein altgermanisches Wort. Die Handschrift enthält nur Latein, Latein wird mit Latein glossiert — „tectum: solarium“; „potator: bibator“; „conducere: locare“; „onager: asinus silvaticus.“ Und so geht es weiter, ein lateinisches Wort wird mit einem andern lateinischen Wort gedolmetscht. Aber das dolmetschende Latein ist echtes Vulgärlatein, Hochlatein wird durch Vulgärlatein erklärt; vgl. „res: causa“; „si vis: si voles“; „nere: filare“ usw. Und so ist dieses Denkmal für die romanische Sprachforschung höchst bedeutsam, wie es denn in dem Altfranzösischen Übungsbuch von Prof. Förster und Prof. Koschwitz die erste Stelle einnimmt. Und in dieser ältesten französischen Sprachquelle steckt eben germanisches Sprachgut, aber als Vulgärlatein.

Nach der Völkerwanderungszeit war das Provinziallatein allerorten voll von Germanismen. Das Germanentum hatte sich mit der heimischen, Latein sprechenden Bevölkerung so sehr gemischt, daß die germanische Sprache am Latein scheiterte, aber germanisches Recht und germanischer Adel vorherrschend wurden. Indem nun das Germanische der Weltmacht des Lateins wich, gab es dem Vulgärlatein Bestandteile von dauernder Bedeutung. Eine Masse von germanischen Lehnworten drang damals ins Romanische, und noch heute lebt davon ein guter Teil. Und unsere Reichenauer Glossenhandschrift ist eines der ältesten und wertvollsten Zeugnisse für den Einfluß des Germanischen auf das Romanische.

In der Tat hat das germanische Sprachgut dieser Glossen fast durchaus lateinische Gewandung: mastus ‘der Mast’, helmus ‘der Helm’, sind die guten altdeutschen Worte latinisiert, zugleich sind es gemeinromanische Worte, vgl. ital. elmo ‘der Helm’, masto ’der Mast’ und franz. heaume und mât. Also das germanische Sprachgut muß

hier schon als romanisches Sprachgut anerkannt werden. So heißt die 'Garbe' hier garba: so hieß das altdeutsche und das gotische Wort, und so heißt hier die Latinisierung; auch dieses Wort muß als romanisch gelten, so heißt es noch heute provenzalisch und katalanisch, aber die Quelle des Wortes ist urdeutsches garba.

In diesem Glossar mit seiner vulgarlateinischen Gewandung steckt uraltestes deutsches oder germanisches Sprachgut. Worte begegnen hier in einer altertumlichen Lautgestalt, die sie spatestens dem 6. Jahrhundert verdanken. Die 'Tenne' heißt althochdeutsch tenni, hier in den Reichenauer Glossen heißt sie danea — eine überraschend alte, ja ehrwurdige Lautgestalt, wie sie spatestens bis ins 6. Jahrhundert bestanden haben kann. — Eine andere gleich wertvolle Glosse lautet „talpas: muli qui terram effodiunt". Wer sieht nicht sofort, daß dieses mulus mit unserem deutschen 'Maulwurf' und dem gleichbedeutenden englischen mole zusammenhangen muß? — Bedeutsam ist frata 'Honigwabe', das zweimal begegnet; unsere Mundarten reden noch jetzt von der 'Honigrose', dieses rose ist mittelhochdeutsch râze und damit deckt sich jene Glosse: „favum: frata mellis."

Man wird nach diesen Beispielen den Wert der germanischen Bestandteile der Reichenauer Glossen leicht überschätzen. Leider ist aber das germanische Sprachgut nur spärlich und dürftig — etwa zwei Dutzend Worte sind es, die wir als germanisch in Anspruch nehmen müssen. Da lesen wir — um noch einiges anzuführen — brunia 'Brunne', baugus 'Armring', wapea 'Wespe', fano 'Schweißtuch', wadius 'Pfand', spidus 'Bratspieß', scancio 'Mundschenk'.

Die Mehrzahl dieser Worte sind alte, gute Bekannte aus dem germanischen und dem romanischen Wortschatz zugleich. Ob danea 'Tenne' und mulus 'Maulwurf' jemals romanisch geworden sind, darüber kann ich keine Auskunft geben. Vielleicht wird uns die Zukunft bald Auf-

schlüsse von romanistischer Seite über das wertvolle Sprachdenkmal bringen. Bisher ist von dieser Seite nicht viel für die Heimatsfrage und Altersbestimmung der Glossen geschehen. Und die entscheidende Frage, wann und wo die Glossen entstanden sind, kann nur mit den Mitteln romanischer Sprachwissenschaft gelöst werden. Aber vom Standpunkt germanischer Sprachforschung aus darf wohl das eine gesagt werden, daß danea 'Tenne' keine Latinisierung des 8. Jahrhunderts sein kann. 'Helm' und 'Mast' konnte man immer zu helmus und mastus latinisieren. Dann hat auch frata 'Honigrose' im Althochdeutschen seit etwa 500 überall hrâzza geheißen und das wäre nie und nimmer zu frata latinisiert. Freilich ist das urdeutsche t in spitus 'Bratspieß' in unsern Glossen zu spidus erweicht und so zeigt also ein gut deutsches Wort einen romanischen Lautwandel (ital. spiedo). Wenn wir diese Doppelheit in der Vertretung des t in Betracht ziehen, dürfen wir vielleicht vermuten, daß der germanische Sprachcharakter dieser Glossen nicht einheitlich zu sein braucht.

Aber ein paar Worte legen denn doch wohl den Verdacht nahe, daß gotisches Material mit darunter steckt. Das 'Rohr' heißt hier zweimal ros und zweimal rosa, und keine andere germanische Sprache hat das Wort 'Rohr' mit s außer dem Gotischen (raus). Allerdings hat unser deutsches 'Rohr' anfänglich auch bei uns raus mit s geheißen, aber wir wissen leider gar nicht, wann dieses urdeutsche s in r übergegangen ist. Auch das u in husa 'Hose' deutet auf das Gotische als Quelle, das Deutsche hat immer o in diesem Worte gehabt. Aber ich will nicht verschweigen, daß andere Spracherscheinungen gegen das Gotische zu sprechen scheinen. Hier ist keine fachwissenschaftliche Erörterung darüber am Platz. Hier wollte ich die Bedeutung der Reichenauer Glossen für unsere deutsche Sprachwissenschaft nur ganz im allgemeinen kennzeichnen.

Das Schweizerische Idiotikon*.

Nicht um Resultate eigener Forschungen mitzuteilen, will ich das Wort ergreifen, sondern um im Sinne vieler Teilnehmer dieser Versammlung eine Dankesschuld öffentlich zu bekennen. Es ist der Dank für alles, was so viele schweizerische Gelehrte für die deutsche Mundartenforschung geleistet haben. Vor allem aber gilt der Dank allen Bestrebungen und Bemühungen, in deren Mitte das 'Schweizerische Idiotikon' steht. Es ist ein Denkmal aere perennius, und sein Schöpfer ist das ganze schweizerische Volk.

Die Schweiz hat von der Natur die reichsten Schätze erhalten, und diese Schätze hat sie mit liebevoller Hingebung gehegt und gepflegt als das Erbe der Väter. Das sind die Mundarten des Schweizerlandes, voll der höchsten Altertümlichkeiten, reich an mannigfaltigem Sprachmaterial wie keine andere deutsche Landschaft. Und geistiges Leben und deutsches Schrifttum haben das mundartliche Sprachmaterial aus seiner Weltabgeschiedenheit auf die Höhen der Literatur und der Wissenschaft gehoben. Dem gleichen Nährboden entstammt die althochdeutsche Benediktinerregel und die reiche Prosa Notkers, die Manessische Handschrift der Minnesänger, Zwingli, Bodmer und Haller, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer. Und so war dieser selbe Nährboden auch der deutschen Sprachwissenschaft besonders günstig. Das erste große deutsche Wörterbuch

* Vortrag gehalten auf der Basler Philologen-Versammlung am 27. September 1907; vgl. die Beilage zur 'Münchener Allgemeinen Zeitung' No. 178 vom 4. Oktober 1907.

entstammt der Schweiz: Maalers 'Teutsche Sprach' 1561. Es will die ganze Literatursprache umfassen und birgt zugleich die reichsten Schätze aus den schweizerischen Mundarten. Es ist bis auf die Zeit des großen Leibniz das bedeutendste Wörterbuch der deutschen Sprache geblieben und wird noch heute als die reichste Fundgrube hochgeschätzt. Und als sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts unsere Literatursprache befestigt und gesichert fühlte, erhob sich die Dialektforschung als neue Wissenschaft — nirgends kräftiger und erfolgreicher als in der Schweiz. Jetzt sind es gerade 150 Jahre, daß Bodmer an seinem Idiotikon von Zürich arbeitete[1]. Und dann nach 50 Jahren erschien Stalders schweizerisches Wörterbuch. Die gelehrte Welt begrüßte es 1807 mit den freundlichsten Kritiken. Der Pfarrer aus dem Entlibuch hat mit diesem reichen und tiefen Werk die Vorherrschaft Oberdeutschlands in der mundartlichen Arbeit begründet und befestigt[2]. Zwar ist der Ruhm Stalders bald durch Schmellers bayerisches Wörterbuch etwas verdunkelt, aber Schmeller hat selber bekannt, daß er die Anregung zur eigenen Arbeit aus Stalders Vorbild erhalten habe[3]. Schmeller konnte in einfluß-

---

[1] Eine kleine Probe eines solchen Wörterbuchs teilte er in den 'Freimüthigen Nachrichten' von 1757 mit (Bächtold, Schweiz. Literaturgesch. S. 678).

[2] Im 18. Jahrhundert hat Niederdeutschland einen entschiedenen Vorrang gehabt. Das 'Bremisch-niedersächsische Wörterbuch' (ein Werk in 5 stattlichen Bänden 1767—1771) ist bis auf den heutigen Tag das hervorragendste und reichste Dokument norddeutscher Mundartenforschung geblieben.

[3] 1837 nach Abschluß des Wörterbuches schreibt Schmeller an seinen Freund Voitel in Solothurn: „Ich meine mich dunkel zu erinnern, daß es ein gemütlicher Ausflug nach dem Park bei Madrid war, den ich in Deiner Gesellschaft machte, wo ich in der Schweizer Zeitschrift Isis, die Du hieltest, neben den schnurrigen Einfällen des Philologen von Langenthal Proben von Stalders Idiotikon sah und in ihnen die erste Idee von solch einer Arbeit erhielt“ (Rockinger, Festschrift zu Schmellers 100-jährigem Geburtstage S. 35).

reicher Stellung[1] leichter und bequemer sprachliche Schätze sammeln als der Landpfarrer im Entlibuch. Ausgerüstet mit der Methode Jacob Grimms und selbst der ersten einer unter unsern Sprachforschern, mußte er Größeres leisten als der Pfarrer in der Weltabgeschiedenheit. Aber immer steht Stalders Namen noch in Ehren da. Indem er unermüdlich weiter sammelte und eine zweite Auflage seines Wörterbuches vorbereitete, ist er Begründer und Grundlage des 'Schweizerischen Idiotikons' geworden. Als die Antiquarische Gesellschaft in Zürich den Plan dazu entwarf, knüpfte man an Stalder an, und die Verzettelung von Stalders handschriftlichem Nachlaß hat dann mehrere Jahre in Anspruch genommen. Und heute, hundert Jahre nach dem Erscheinen von Stalders Werk, besitzen wir von dem Stalder redivivus nahezu sechs stattliche Bände.

Das Werk, das selber das Größte leistet, hat auch große Voraussetzungen. Es spiegelt die Sammelarbeit von zwei Jahrhunderten wider; Tausende und Abertausende haben gesammelt, ehe das Werk seinen jetzigen Umfang erreichen konnte. Schon im 18. Jahrhundert entstanden in Bern und Basel große handschriftliche Sammlungen. Auch Stalder hatte viele Mitarbeiter. Angeregt durch ihn und sein Werk, legten sich Sprachfreunde in allen Kantonen eigene Wortsammlungen an. Der Reichtum der Mundarten war unerschöpflich. Nun brachte die Lebensarbeit Jacob Grimms den prometheischen Funken in die Herzen aller Sprachfreunde. Hatte schon Bodmer seine Schweizermundart mit der Sprache der Minnesänger in Beziehung gesetzt, so sah man nun die altväterische Sprache im allergrößten Zusammenhange der ganzen germanischen Sprachwelt. Un-

[1] Schmeller stand die werktätige Hilfe der bayerischen Akademie der Wissenschaften zur Seite, und er hatte von der Militärbehörde die Erlaubnis, die Rekruten aus den alle Dialekte des Landes repräsentierenden Kasernen Münchens in seine Wohnung zu bescheiden, um sich über Mundartliches Auskunft zu verschaffen.

geahnte Beziehungen stellten sich ein, wenn man seinen Blick vom Germanischen auf die eben entdeckte indogermanische Spracheneinheit hinlenkte. Die Wortbetrachtung eröffnete Kulturausblicke vom größten Interesse. Jacob Grimm hat es selbst von sich behauptet, daß die Linguistik ihn immer zur Sachgeschichte führe[1]. Das brachte ernsthafte Gesichtspunkte in alle sprachliche Kleinarbeit. Man fühlte und sah den Zusammenhang von Sprache und Volkstum. So hat Schmeller die Mundartenforschung aufgefaßt, und derselbe Geist beseelte den Gelehrtenkreis der Züricher Antiquarischen Gesellschaft, als sie im Jahre 1862 den großen Plan eines gemeinschweizerischen Wörterbuches entwarf. Daß es keine grammatische Engherzigkeit war, der man huldigen wollte, dafür bürgten hervorragende Männer, wie der Altertumsforscher Köchly und der Rechtshistoriker Osenbrüggen. Und wie hätte man darauf rechnen können, das ganze Schweizervolk zu begeistern, wenn das Werk nicht ein Denkmal des schweizerischen Volkstums hätte werden sollen! Sitte und Recht, Volkswirtschaft und häusliches Leben, kindliche Spiele und der ganze Reichtum einer unendlichen Natur — das alles spiegelte sich in der Mundart wider, und wer die Worte sammelte, der traf damit auch die Sache. So ist jedes Idiotikon ein Spiegel des Volkslebens, aber keines mehr als das 'Schweizerische Idiotikon'.

Dem Aufruf der Antiquarischen Gesellschaft folgte unendlicher Widerhall. Und, was wichtiger war, alle die verborgenen handschriftlichen Schätze von Sprachfreunden, die im stillen für sich gesammelt hatten, strömten nun reichlich der Antiquarischen Gesellschaft zu. Man hatte die Sprache

---

[1] „Sprachforschung, der ich anhänge und von der ich ausgehe, hat mich doch nie in der Weise befriedigen können, daß ich nicht immer gern von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre“ Geschichte der deutschen Sprache, Vorrede S. XIII.

aufzeichnen wollen, ehe die Schriftsprache zu viel von ihr vernichtete, und nun sah man erst, wie unendlich der Reichtum der lebendigen Volkssprache war. Das floß von selber zusammen, ehe man die systematische Arbeit begann. Aber noch fehlten einzelne Kantone; einzelne Aufzeichnungen waren zu einseitig und beschränkt. So viel man nun hatte, noch mehr brauchte man. Bei allem Reichtum war man noch unbefriedigt. Und zu dieser Ergänzung von Lücken trat eine neue Aufgabe.

So wertvoll nämlich die jetzt aus dem Verborgenen plötzlich auftauchenden handschriftlichen Wortsammlungen in ihrer Reichhaltigkeit auch waren, es waren Schätze, die doch nur mit vieler Mühe erst brauchbar gemacht werden konnten: die vielen Sammlungen mußten nunmehr aufgelöst und verzettelt werden, es mußte alles eingeordnet werden, man mußte sich um die alphabetische Anordnung bemühen — es begann die Redaktionstätigkeit. Und zwanzig Jahre ernster Redaktionsarbeit waren nötig, bis die erste Lieferung das Licht der Welt erblicken konnte. Man kann sich eine Vorstellung von solchen Präliminarien machen, wenn man hört, daß die handschriftlichen Sammlungen des alten Stalder mehrere Jahre zu ihrer Verzettelung gebraucht haben.

Eine neue Schwierigkeit erhob sich. Die Wissenschaft bleibt nicht still stehen. Der große Plan des 'Schweizerischen Idiotikons' regte überall neue Arbeiten an. Es entstanden Idiotika einzelner Kantone, wie das Aargauische Wörterbuch von Hunziker und das Baseler Wörterbuch von Seiler. Dazu förderte die mundartliche Grammatik, die in der Schweiz mit besonderer Liebe gepflegt wurde, immer wieder neues Wortmaterial ans Licht. Ich brauche bloß Namen zu nennen wie Winteler, Brandstetter, Stickelberger, Heusler, Bachmann, Hoffmann-Krayer, Schild. Ein so ernster Betrieb der Mundartenforschung wirkte hemmend und fördernd zugleich. So tauchte noch immer neues Sprach-

material an allen Ecken und Enden auf und bewies nur die Unerschöpflichkeit der Volkssprache[1]. Vollständigkeit ist überhaupt kein Begriff in der wissenschaftlichen Lexikographie, am wenigsten im Bereich der lebendigen Volkssprache.

Dazu ergab der notwendig gewordene historische Standpunkt erhebliche Anforderungen an das Idiotikon. Sollte das Werk im Geiste moderner Wissenschaft durchgeführt werden, so mußte die schweizerdeutsche Literatur der Vergangenheit nutzbar gemacht werden. Welche Fülle des Reichtums zeigt zum Beispiel die Schweiz im Jahrhundert der Reformation! Der Reichtum der Vergangenheit kommt dem Reichtum der Gegenwart nahe, wenn es sich um die Volkssprache handelt. So häufen sich Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten, und wir fragen: wie ist man ihrer Herr geworden?

Aus vaterländischem Geist war das Werk geboren. Der Appell an die Nation hatte das wissenschaftliche Unternehmen zu einer vaterländischen Sache gemacht. Aus heimatlichem Sinn hat es immer neue Nahrung gesogen. Die breiteste Öffentlichkeit nimmt an dem Fortschritt des Werkes nationalen Anteil. Die ganze Eidgenossenschaft steht hinter dem Werk. Der Bundesrat betrachtet das Idiotikon als seine nationale Aufgabe. Die einzelnen Kantone, vorab die Züricher Regierung, tun gern ein übriges. Auch Gesellschaften und Vereine, zuweilen auch Privatpersonen, bringen Opfer. Der nationale Geist, der das Werk ins Leben gerufen hat, führt es auch glänzend durch. Die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der Schweiz steht

---

[1] Das Verhältnis der Schweizer zu ihren Mundarten ist bis heute das allerengste geblieben. Hier verfügt jedermann über eine heimische Mundart. Bei uns in Deutschland gibt es schon seit drei Generationen Unzählige, die sich niemals, nicht einmal in der Jugend, im Dialekt bewegt haben. Während bei uns die Schriftsprache zugleich Umgangssprache ist, herrscht das Schweizerdeutsche bis nahe an das öffentliche Leben heran.

dabei in ebenso hellem Licht wie die Opferwilligkeit der Bundesregierung und die Hilfsbereitschaft der Kantone.

Das große Geheimnis des sicheren Fortschrittes und der gleichmäßigen Wissenschaftlichkeit ist bald erklärt. Die richtigen Männer an die richtigen Stellen — diese Forderung ist gleichsam der gute Genius bei der Arbeit. Es ist bewunderungswürdig, wie immer die rechten Kräfte am Werk gewesen sind. Das reiche Erbe der Vergangenheit und der vaterländische Sinn erhöhen Mut und Kraft, geben Ausdauer und Frische. In schönem Zusammenarbeiten wird niemand leicht flügellahm. Treue Hingabe an die Sache des eigenen Volkstums sichert dem Werke die treuesten Mitarbeiter. Hier kennt man keine Fahnenflucht. Seit 25 Jahren ist es auf dem Plan. Sicher schreitet es voran. Es ist kein Stalder redivivus!

Viel vermag das verständnisvolle Patronat der staatlichen Behörden. Willkommen und ermutigend war immer die werktätige Gönnerschaft hervorragender Gelehrter und Sprachforscher wie Wyß, Schweizer-Sidler, Götzinger, Bächtold, Adolf Socin, Meyer von Knonau. Noch größere Garantien gab eine wohlgeregelte Organisation, zu der sich ein geschäftsführender Ausschuß mit einem Redaktionskomitee in Zürich vereinigte. Aber wichtiger als alle diese Tatsachen, die unter Umständen vielleicht eine Erschwernis im Geschäftsgang eines Unternehmens bedeuten konnten, bei welchem so viele Köpfe und so viele Sinne beteiligt waren — wichtiger als alles dies war für die Geschicke des 'Schweizerischen Idiotikons' die Tatsache, daß durch die ersten Jahrzehnte seines Entstehens Friedrich Staub die eigentliche Seele des Unternehmens war. Durch mehr als drei Jahrzehnte hat seine patriotische Opferfreudigkeit und wissenschaftliche Begeisterung alle Arbeiten und Arbeiter am Idiotikon belebt. Er hat keine Geldopfer gescheut; er hat Reisen zu Werbezwecken und zur Kontrolle und Ergänzung der Bestände immer von neuem unternommen.

Als er im Jahre 1895 starb, war man darüber einig, daß das Idiotikon seine eigentliche Lebensarbeit gewesen war. Er kannte und liebte sein Volk und dessen Mundarten. Er war eine Verkörperung aller mundartlichen Bestrebungen und aller sprachlichen Tatsachen, die er in einem Umfang beherrschte, wie es für die Schweiz nicht bald wieder der Fall sein wird. Dabei war er ein Mann von rührender Bescheidenheit, schlicht und einfach nach dem alten Schlage.

Dieser Mann hat im Verband mit dem geschäftsführenden Ausschuß, den die Antiquarische Gesellschaft von Zürich dazu bestellt, das Werk in die sicheren Bahnen geleitet, in denen wir es heute sehen. Und er hat die Geschicke desselben dadurch gewährleistet, daß er Mitarbeiter an sich und sein Werk fesselte, die derselbe Geist beseelt. Im Verein mit dem geschäftsführenden Ausschuß hat er die Organisation des ganzen Unternehmens geschaffen, in der immer die besten Kräfte mitwirkten. Wir nennen Professor Ludw. Tobler, dessen sprachwissenschaftliche Bildung und volkskundliche Interessen immer Anerkennung gefunden haben. Seit 12 Jahren steht Professor Albert Bachmann als Chefredakteur an der Spitze des Unternehmens; die beste grammatische Bildung vereinigt er mit erstaunlicher Frische und Leistungsfähigkeit. Er garantiert die gleiche Wissenschaftlichkeit und liebevolle Hingabe, durch die das Werk groß geworden ist. Von den Redakteuren nenne ich noch die Herren Bruppacher, Schoch, Hoffmann-Krayer, Schwyzer[1].

Das Material, das zu verarbeiten war und das sich unter den Händen der Redakteure immer vermehrt hat,

---

[1] Das Züricher Bureau des Idiotikons ist die erste Zentralisation deutsch-sprachlicher Interessen auf einem deutschen Sprachgebiet. Da sind auch alle grammatischen Pläne für die Gesamtschweiz glücklich vereinigt. Von langer Hand wird hier eine monumentale Grammatik des Schweizerdeutschen vorbereitet. Der Bundesrat verwendet schon lange erhebliche Summen auf diese Zentralstelle. — Ob wir jemals eine solche auch in Deutschland bekommen?

war gewaltig. Nach einer summarischen Schätzung waren 100000 Stichworte mit einer Million Belegzetteln zu verarbeiten. Das meiste ist bereits geschehen. Und was bisher schon geleistet ist, verträgt durchaus den Vergleich mit den größten lexikalischen Leistungen der Neuzeit. Ein Vergleich mit dem großen Grimmschen Wörterbuch fällt keineswegs zu Ungunsten des 'Schweizerischen Idiotikons' aus. Bei den weitgehenden historischen Interessen, die das Schweizerische Wörterbuch nebenher verfolgt, ist das Idiotikon ein wichtiges Ergänzungswörterbuch zur Geschichte der deutschen Sprache geworden. Manche seiner Artikel erreichen den Umfang derselben Artikel im Grimmschen Wörterbuch; manche sind erheblich umfangreicher. Man kann sich eine Vorstellung von dem Umfang des Buches und dem Umfang der Arbeit machen, wenn man erfährt, daß der Artikel 'Geld' 37 Druckseiten groß ist, und daß der Bearbeiter des Wortes ein halbes Jahr Arbeit darauf verwandt hat. Wenn dabei der Rechtshistoriker reiche Belehrung findet, so schlagen andere bedeutende Artikel in andere Gebiete ein. Das Wort 'Apfel' behandelt 454 Zusammensetzungen als Artbezeichnungen, und dazu kommt das Wort 'Herdapfel' mit 85 Wortzusammensetzungen. Mehr als tausend Literaturwerke der Vergangenheit und Gegenwart liefern das historische Belegmaterial für das Idiotikon.

So wird der deutsche Sprachschatz und die Geschichte der deutschen Sprache hier in einem Umfang bemeistert, wie es zuvor bei keiner lebenden Mundart gewagt worden war. Ist einmal eine solche Höhe erreicht, so ist die Bahn geschaffen für andere große Unternehmungen. Das 'Schweizerische Idiotikon' ist im Verein mit dem alten Schmeller eine reiche Quelle und ein schönes Vorbild mundartlicher Anregungen geworden. Die Leistungsfähigkeit der Schweiz hat die Ziele und Aufgaben der mundartlichen Lexikographie erhöht und gesteigert. So viel das Werk für das schweizerische Volkstum ist, so wichtig ist es für die gemein-

deutsche Sprachwissenschaft. Eine große Tat hat unabsehbare Konsequenzen. Aber noch ist die Tat nicht zu Ende getan: das Werk ist nahe bis an den Schluß des sechsten Bandes gelangt, drei volle Bände fehlen noch. Alle Vorbedingungen für einen glücklichen Fortgang der schönen Arbeit sind gegeben. Aber uns ziemt es heute, wo wir die Gastfreundschaft der Schweiz genießen, offen und laut zu bekennen, daß alle Freunde unserer gemeinsamen Muttersprache in diesen schönen Tagen nicht vergessen wollen, daß das große schweizerische Nationaldenkmal des Idiotikons auch uns alle, die wir aus dem Reiche kommen, mit Bewunderung und Dankbarkeit erfüllt. So gilt unser Dank für das Geleistete dem hohen Bundesrat und den Behörden der einzelnen Kantone, insbesondere auch der Züricher Antiquarischen Gesellschaft als der Wiege des Werks. Er gilt den zahlreichen Mitgliedern und Redakteuren, den lebenden wie den toten, er gilt auch der Verlagsanstalt von Huber & Co. in Frauenfeld. Aber den Männern, denen die wissenschaftliche Fortführung des Werkes anvertraut ist, gebührt neben dem begeisterten Dank auch ein herzliches Glückauf!

Über die Sprache Shakespeares.

Einleitender Vortrag
zur Jahresversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft
am 23. April 1892.

Wer über Shakespeare redet oder schreibt, kann nur mit dem Geständnis der eigenen Unzulänglichkeit beginnen. Den Proteus in seiner Vielgestaltigkeit zu fassen und festzuhalten, dafür fehlt dem einzelnen der Mut, und die Kraft bleibt versagt; aber wer ihm ergeben, dem wird Arbeit nach dem Maße seines Wollens und Könnens zugeteilt, und er bietet jedem Arbeit im Übermaß. Und wenn von dieser Stelle aus kundige Führung Sie so häufig zu den Höhen ästhetischer und literaturgeschichtlicher Betrachtung begleitet hat, so wage ich es heute, Sie durch die wenig einladende Ebene der Sprachwissenschaft zu führen, wo der Blick sich kaum je zur wahren Größe des Dichters erheben kann.

Aber unserer Aufgabe, Shakespeares Sprache zu behandeln, stellen sich sofort unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Wir alle stehen unter dem Bann der Anschauung, wonach ein Volk in seinen großen Dichtern zugleich auch die größten Sprachmeister und Sprachschöpfer ehrt. Und dieser weit verbreitete Glaube stellt seit Jahrhunderten der Sprachforschung die Aufgabe, die Sprache der Klassiker in ihrem natürlichen Werden, in ihren mannigfaltigen Erscheinungen und in ihren Nachwirkungen zu behandeln. Und gerade unsere Zeit legt den Sprachforschern diese Aufgabe besonders nahe, wo der Glaube an die Macht und Kraft großer Persönlichkeiten, die sich am Ausbau der

Kultur betätigen, durch die Zeitgeschichte zur Gewißheit erhoben ist. Aber schon unsern deutschen Klassikern gegenüber ist die moderne Sprachforschung so gut wie ratlos: was an der Sprache Schillers und Goethes rein persönlich ist und worin die Bedeutung ihrer sprachlichen Eigenart für Mit- und Nachwelt besteht — dafür fehlt bis heute der genaue Nachweis. Und so bleibt der herrschende Glaube, daß die großen Dichter auch Sprachschöpfer sind, einstweilen unbewiesen, unbewiesen auch für den großen englischen Dichter.

Als Shakespeare seine Laufbahn begann, stand Englands Sprache unter dem glücklichsten Gestirn. Renaissance und Buchdruckerkunst verliehen den großen Schöpfungen des Altertums ungeahnt neues Leben. Eine bedeutende Vergangenheit wurde fast zur Gegenwart. Die hohe Ausbildung, die den klassischen Sprachen im Höhepunkt ihrer Entwicklung zukam, übertrug sich im Wettbewerb der Übersetzungen auf das heimische Englisch. Das 16. Jahrhundert war eine Werdezeit, eine Jugendblüte der englischen Sprache. Sie war in Bewegung und Fluß. Das Genie fand keine starre Regel, keine Buchsprache von der Unversöhnlichkeit und Unerbittlichkeit des Schullateins vor, die Literatursprache sollte eben erst durch die Literatur selbst ihre Gestalt und Bildung erhalten, und ein kühnes Dichtergeschlecht hatte — bewußt oder unbewußt — am Ausbau dieser Sprache mitzuarbeiten. Werdezeit der Poesie ist auch Werdezeit der Sprache; Höhepunkt der Poesie ist zugleich Höhepunkt der Sprache.

Neben der Renaissance-Bewegung hatten die Flugschriften, die im Zeitalter der Elisabeth drüben wie hüben im Schwange waren, einen bedeutenden Anteil an dem so unerhört raschen Wachstum der Sprache. Mit dem mundartlichen Ausgleich zwischen allen Landschaften, den die Flugschriften bedingen, kam alles prägnante, alles charakteristische Material schnell zu verdienter Geltung. Und

die Elisabethanische Volksbühne spiegelt diesen Prozeß der sprachlichen Neugestaltung nicht bloß wider, sie leistete der neuen Sprache auch den kräftigsten Vorschub, indem den Bühnendichtern der größte Einfluß auf die Masse zufiel. „Lieber eine üble Grabschrift haben", sagt Hamlet, „als auf der Bühne durchgehechelt werden"; und mit diesen Worten ist die Bedeutung der Volksbühne für die Masse zu Shakespeares Zeit am besten charakterisiert: die Volksbühne war eben eine Großmacht.

Und neben dieser produktiven Arbeit, die sprachlich dem Zeitalter der Elisabeth die Signatur gibt, geht ein bedeutsamer grammatischer Betrieb der Muttersprache einher. Durchgreifende Reformbestrebungen auf dem Gebiet der Orthographie, energisches Bemühen um die Grundlehren der Phonetik im Verein mit dem praktischen Bedürfnis, dem Auslande die Muttersprache bequem zugänglich zu machen, zeitigten damals eine Fülle bedeutender Schriften über englische Grammatik. Das überraschend schnelle Aufblühen der Literatur lieferte diesem Elisabethanischen Grammatikergeschlecht die schönsten Belege für ihre Regeln.

Somit könnten wir wähnen, es seien alle äußeren Bedingungen gegeben gewesen, um die Sprache eines Dichters wie Shakespeare zum Durchbruch und zur Anerkennung zu bringen. Aber sein Zeitalter schweigt; nirgends im Bereich sprachlicher Äußerungen treffen wir seinen Namen. Zwei Männer sind typisch für die sprachliche Wertschätzung der Poesie überhaupt. Der eine ist Gill, im gleichen Jahre wie Shakespeare geboren, der Direktor der St. Pauls-Schule zu London, einer der kühnsten, entschlossensten Sprachkenner jener Zeit. Er hat mit der schnell erblühenden Literatur die meiste Fühlung; sein grammatisches Werk vom Jahre 1619 („Logonomia Anglica" betitelt) ist für die Kenntnis des Elisabethanischen Englisch dadurch so wichtig, daß er zahlreiche größere und kleinere Stellen aus gleichzeitigen Dichtern in phonetischer Schreibung, d. h. mit ge-

nauer Angabe der korrekten gebildeten Aussprache anführt. Da treffen wir Spenser, den großen Allegoriker; wir treffen Ben Jonson, den Dramatiker, Sidney, den Lyriker, mit Gedichten oder einzelnen Strophen vertreten — aus Shakespeare ist nicht ein Beleg genommen.

Ein zweiter Zeuge in gleicher Richtung ist eben jener selbe Ben Jonson, der die Laufbahn des Dramatikers einmal verließ, um unter die Grammatiker zu gehen. Er kannte mehr Latein und weit mehr Griechisch als sein größerer Zeitgenosse und durfte so auf eine philologische Vorbildung stolz sein, wie sie vom Grammatiker verlangt wird. Da sehen wir denselben Mann, der Shakespeare als Dramatiker kaum nachzustehen glaubte, Regeln für die englische Sprache aufstellen, wie etwa jene bekannten Schulregeln der lateinischen Grammatik, die unserer Jugend so unbequem sind. Und auch in diese englische Grammatik ragt, wie bei Gill, die zeitgenössische Literatur hinein: es werden Belege angeführt aus Thomas Morus, Roger Ascham, aus Chaucer, Gower und Lidgate. Auch hier fehlt Shakespeares Name. Und so hören wir im Zeitalter der Elisabeth und Jakobs I. keine Stimme, die der großen Schöpferkraft des Dichters nach der sprachlichen Seite gerecht würde. Es dauerte auch fast zwei Jahrhunderte, bis die Lexikographen sich seiner bemächtigten. Das erste Mal, daß ein englisches Wörterbuch den großen Dramatiker als Sprachquelle nennt, freilich ohne aus dieser Quelle wirklich zu schöpfen, stammt aus dem Jahre 1725. Das erste englische Wörterbuch, für das Shakespeare wirklich eine Hauptquelle war, veröffentlichte Dr. Samuel Johnson im Jahre 1755, also in jener Zeit, wo der berühmte Garrick den Bühnengestalten unseres Dramatikers neues Leben einhauchte.

Wieviel glücklicher war das Loos, das unsern deutschen Geistesheroen zu teil wurde! Luthers Sprache wird schon 1541 von einem deutschen Wörterbuch zugezogen, und 1616 ist sein Bibeldeutsch eine Hauptquelle für das erste monu-

mentale Wörterbuch der deutschen Sprache; und noch im Reformationsjahrhundert selbst knüpft die deutsche Grammatik hauptsächlich an Luthers Sprache an. Lessing, Goethe und Schiller lieferten den großen Lexikographen ihrer Zeit — Adelung und Campe — bedeutende Belege, und zwanzig Jahre nach Goethes Tode bietet das Wörterbuch der Brüder Grimm den Wortschatz unserer Klassiker als den Mittelpunkt unseres nationalen Sprachgutes.

Fragen wir nach der Ursache dieser so auffälligen Tatsache, daß Shakespeare von der Sprachforschung so lange ignoriert werden konnte, so lehrt uns des Dichters Zeitalter und seine eigene Stimmung, daß die Volksbühne und ihre Dichter zwar gewaltige Erfolge hatten, daß aber ihr Ansehen bei den Trägern der gelehrten Bildung weit zurückstand hinter andern dichterischen Gattungen wie der erzählenden Dichtung und dem Drama im Stile Senecas. Der Unmut über diese Wertschätzung, unter der Shakespeares Gefühl zu leiden hatte, bricht in den Sonetten mehrfach durch; es war der Unmut über die einseitig gelehrte Beurteilung der Schriftstellerei und Dichtung. Noch machte auch das seit Jahrhunderten herrschende Latein der Volkssprache Konkurrenz, und im Urteil der Zeit war bedeutend nur, was auch lateinisch gesagt werden konnte. So hat Lord Bacon, der Kanzler und Philosoph seine englischen Werke mit Hilfe von Ben Jonson ins Latein übersetzt; „denn", sagt er irgendwo, „die lateinische Ausgabe — weil in der Universalsprache — kann so lange bestehen, wie Bücher überhaupt." Und wenn Ben Jonson in dem bewunderungswürdigen Nachruf auf Shakespeare zu erwähnen für nötig fand, daß dieser wenig Latein und noch weniger Griechisch gekonnt habe, so redet eben der Gelehrte und nicht ein congenialer Dichter, und wir brauchen uns nur an Goethes Nachruf auf Schiller im 'Epilog zur Glocke' zu erinnern, um uns zu vergegenwärtigen, daß das Zeitalter der Elisabeth alles mit gelehrtem Maßstabe maß. In den

Nachrufen, welche zeitgenössische Dichter Ben Jonson gewidmet haben, fällt einmal ein Seitenblick auf Shakespeare: „Latin he could command that which your Shakespeare scarce could understand“ (er gebot über Latein, das Shakespeare kaum verstehen konnte). Und in mehreren andern nekrologischen Gedichten (von John Beaumont und von Henry King) wird Ben Jonson die sprachgeschichtliche Stellung gegeben, die wir heute Shakespeare anweisen würden. Da heißt es von Ben Jonson: „er machte unsere Sprache rein und gut und lehrte uns sprechen“ (he made our language pure and good and us to speak . . . no words pass for current but his); anderswo: „seinem überreichen ergiebigen Kopfe danken wir die reinsten Sprachströme“ (to his most rich and fruitful head we owe the purest streams of language which can flow). Und neben dem gelehrten Ben Jonson haben die Zeitgenossen noch einen andern Schriftsteller genannt, dessen Sprache maßgebend und einflußreich war — Lilly, den Schöpfer des Euphuismus. „Unsere Nation ist in seiner Schuld wegen des neuen Englisch, das er uns gelehrt hat“ — so äußert sich eine Stimme von 1632. Schon im Jahre 1586 spricht sich ein englischer Ästhetiker in diesem Sinne aus und vergleicht Lilly mit Demosthenes und Cicero (Arbers Reprint von Lillys Euphues, Einleitung S. 14, 18). Durch zwei didaktische Romane hat er sich diesen Ruhm erworben; ihr Held ist Euphues, ein junger Athener, der sich in Neapel, dann in England aufhält. Ihre Sprache bewegte sich zwischen künstlichen und gesuchten Antithesen, Parallelen und gehäuften Alliterationen und galt als Muster eines sorgfältigen und kunstvollen Stils.

Wenn dieser Euphuismus mit seinem Schöpfer den Zeitgenossen Shakespeares als bedeutende sprachliche Erscheinung galt, so wird es uns nun auch mit einem Schlage klar, daß neben ihm die gleichzeitigen Grammatiker dem großen Dichter keinen Platz anweisen. War sein Zeitalter

geblendet durch eine stilistische Manier und modische Verirrung, durch Unnatur und Kunstelei, so hat die Folgezeit sich dadurch nicht beirren lassen, und sie hat eingesehen, daß dies Freisein von Manier und Mode, die Identität von Natur und Kunst auch sprachlich den großen Dramatiker charakterisiert. In der Vielseitigkeit seiner Schöpfungen liegt es allein schon tief begründet, wenn seine Sprache nicht Schule gemacht hat. Für jeden Dramatiker ist eine Entäußerung seiner gesamten Persönlichkeit auch nach der sprachlichen Seite hin von nöten, wenn er seine Gestalten gegeneinander charakterisieren will. Aber der Dichter, der mit mehr als prometheischer Schöpferkraft jene erstaunliche Fülle von Gestalten formt — kein Geschlecht, das ihm gleich ist, sondern selbständige Wesen ohne den Stempel der Familienähnlichkeit — dieser Dichter ist mit seinen Schöpfungen viel inniger verwachsen als der Prosaiker. Die Sprache ist der Spiegel, in dem allein wir jene menschlichen und übermenschlichen Gebilde mit ihrem Handeln und Leiden, mit ihren Schmerzen und ihren Freuden kennen lernen. Indem Shakespeare seine eigene Totalanschauung der gesamten Welt mit allen ihren Formen und Lebensäußerungen in den Reden seiner dramatischen Gestalten widerspiegelt, gesellt sich zu dem gewaltigsten Ideenapparat Wortmaterial von einem Umfang wie kaum bei einem andern Dichter, ausgenommen etwa Goethe.

In England und Amerika hat man berechnet, daß der Gebildete im Durchschnitt über einen Vorrat von 3000 Worten verfügt; Ilias und Odyssee zusammen, allerdings kaum das Werk eines einzelnen Dichters, erreichen die Summe von etwa 9000 Worten; das alte Testament verwertet 5800, das neue Testament 4800 Worte; der Rigveda 10000 Worte[1]; das Libretto einer italienischen Oper

[1] Vgl. Max Müller 1866 Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I 223, 357; Elze, Shakespeare S. 444; Ritchie Smith 1891 in der

weist im Durchschnitt etwa 700 Worte auf. Milton hat die Höhe von 7000 bis 8000 Worten erreicht, aber Shakespeare steht mit einem Sprachschatz von etwa 20000 Worten ganz unerreicht da. Und diese gewaltige Summe fällt um so mehr ins Gewicht, als Shakespeare ein paar Sprachquellen, die bei seinen Zeitgenossen wie noch heutzutage eine große Rolle spielen, völlig unberührt läßt: er vermeidet Provinzialismen und Archaismen.

Unter den Sprachformen, die dem modernen Dramatiker zur Verfügung stehen, wo eine Charakteristik von Typen aus den verschiedenen Volksschichten ungesucht und lebendig gelingen soll, steht der Dialekt obenan. Und das Zeitalter der Elisabeth, in dem die englische Schriftsprache ihre erste Blüte sah, verfügte in seinem Volksdrama auch über dieses Kunstmittel. Schon in den ersten modernen Komödien Englands um 1560 werden die Rüpelszenen durch Dialekt gewürzt, und im Anfang des 17. Jahrhunderts — zumal in einzelnen Lustspielen Ben Jonsons — nimmt der Dialekt dann breiteren Raum ein. Aber Shakespeare, dem es bei den heimischen Stoffen nahe genug lag, mit dieser Technik das national-englische Gepräge deutlicher und schärfer noch herauszuarbeiten, verschmäht die Verwendung der Mundarten, wohl in dem Vollgefühl seiner Kraft, mit schriftsprachlichen Mitteln gleiche Abstufung der Charaktere und Situationen erzielen zu können. Nur einmal hat er den Dialekt als solchen gebraucht, im 'Lear', wo Glosters Sohn Edgar bei Dover mit Oswald zusammentrifft und die ländliche Sprache der Gegend annimmt; in der Verstellung als Bauer aus Kent oder Somerset will Edgar das Wiedererkennen vermeiden, aber sein Dialekt ist nicht rein, sondern mit Absicht vom Dichter nur obenhin getroffen, damit der Sprechende sich dem Eingeweihten verrät.

Presbyterian and Reformed Review S. 647—658; für den Rigveda vgl. Graßmanns Wörterbuch 1687—1740.

Sonst reden Shakespeares Menschen nie Dialekt; kaum lassen sich vereinzelte mundartliche Worte bei ihm antreffen. Es wäre vollends ein vergebliches Bemühen, wollte man ihn auf Grund sprachlicher Eigentümlichkeiten als 'Warwickshire man' erweisen (ein kleines Verzeichnis im 'Shakespeare-Key' von Clarke wird nach und nach durch das New English Dictionary kontrollierbar sein).

Und so meidet unser Dramatiker geflissentlich auch fast alle Archaismen, deren Anwendung durch altenglische Stoffe, wie 'Lear' und 'Macbeth', nahe gelegt und durch seine Quellen gelegentlich auch bequem gemacht war[1]. Damit stellt sich Shakespeare in Gegensatz zur gelehrten Dichtung. Vor allem entnimmt der große Allegoriker Spenser gern aus der Antiquitatenkammer einer abgestorbenen Sprachperiode äußeren Zierat und Ornamente, gleichsam als Lockmittel für ein modesüchtiges Publikum. Mit Chaucer gewiß ebenso vertraut wie seine Zeitgenossen, vermeidet Shakespeare alle Chaucerismen, wie denn auch Ästhetiker (Puttenham) und Grammatiker (Ben Jonson) vor dem Gebrauch derselben warnen. Nur aus einer archaischen Sprachquelle hat Shakespeare reichlich geschöpft, aus dem nie veraltenden, ewig jungen Quickborn der Bibel, der auch ein lebendiger Quell unserer Muttersprache, zumal für unsere großen Geister, stets gewesen ist. Wie Schiller und Goethe, so übernimmt auch Shakespeare eine Fülle von Bildern und Gedanken in fester sprachlicher Formulierung aus biblischen Texten, und gelegentlich, wenn auch selten, begegnen uns altertümliche Wortformen und Worte, die aus dieser Quelle entnommen sind. Ein englischer Bischof — Charles Wordsworth — hat dem Zusammenhang des großen Dichters mit der Bibel ein umfangreiches Werk gewidmet (Shakespeare and the Bible, London 1864).

Und noch ein drittes ist für unsern Dichter charakte-

[1] z. B. alderlievest in 'Heinrich VI'; sithence im 'Coriolanus'.

ristisch. Ein naheliegendes Mittel, Lokalfarbe für fremdländische Stoffe zu erzielen, besteht in der Einmischung von fremdsprachlichen Worten, die auf eben jenes Land deuten. So hat Ben Jonson in seinem 'Volpone'[1], der in Venedig spielt, Dutzende von italienischen Worten angebracht und damit mehr seine Sprachkenntnis oder sein Sprachstudium zur Schau getragen, als künstlerische Wirkungen hervorgebracht. Welcher Kontrast zu Shakespeare! In 'Romeo und Julia', im 'Othello', im 'Kaufmann von Venedig' meidet er geflissentlich fast alle italienischen Entlehnungen, und nicht ein einziges dänisches Wort begegnet im 'Hamlet'. An Stelle so äußerlicher Technik, Lokalfarbe zu geben, reizt Shakespeare unsere Phantasie durch landschaftliche Farben, durch die in den Handlungen und Situationen schlummernde Stimmung, durch das Kolorit der Menschen, wie etwa in 'Romeo und Julia', und drängt damit unsern Sinnen reinere und kräftigere Lokalfarbe auf als Ben Jonson mit seinen kleinlichen Stilmitteln.

Nicht als ob Shakespeare die erforderlichen Sprachkenntnisse gefehlt hätten. Im Zeitalter der Elisabeth gehörte fremdsprachliches Wissen zu den ersten Erfordernissen guter Bildung; die Königin selbst, die nicht weniger als sieben Sprachen beherrschte, gab das glänzendste Vorbild. Und für Shakespeare tritt als Beweis auf, daß seine älteren Komödien, wie besonders 'Verlorene Liebesmüh', spanische und italienische Worte und Wendungen aufweisen. Und im 'Titus Andronicus' kehren lateinische Phrasen wieder, die mit zahlreichen lateinischen Stellen in den Komödien uns zur Genüge beweisen, daß Shakespeare jenen bequemen Kunstgriff des gelehrten Ben Jonson wohl kannte. Aber wenn im 'Coriolanus' kein Zug dieser Art und wenn im 'Julius Cäsar' nur das einzige von Shakespeare geprägte, aber dann unsterblich gewordene „Et tu, Brute" begegnet — so bleibt uns kein anderer Schluß,

---

[1] Elze, Abhandlungen S. 298.

als daß Shakespeare auf der Höhe seiner tragischen Kunst es verschmähte, mit gelehrten, aber rein äußerlichen Mitteln[1] jene Wirkungen zu erzielen, die nur seinem Genius gelangen.

In allem ist Shakespeare maßvoller, vorsichtiger als zeitgenössische Dichter. In einem Maskenspiel von Ben Jonson und in Komödien von John Fletcher (Baumann, Londinismen XXVIII) wird vom Gauner-Englisch, der Geheimsprache der Vagabunden, ausgedehnter Gebrauch gemacht: da begegnen Lieder und Dialoge im Jargon der Verbrecher. Daß auch Shakespeare denselben kannte, lehren zahlreiche vereinzelte Gaunerworte für Stehlen und Betrügen, für Dieb und Diebstahl, für Häscher und Gefängnis, die besonders durch die Lustspiele zerstreut sind (Clarke, The Shakespeare-Key S. 38); aber das waren Elemente der Gaunersprache, die in aller Munde lebten. In den Banditen- und Mörderszenen der Tragödien jedoch, wo ein gelehrter Autor vom Range Ben Jonsons die willkommene Gelegenheit zur Entfaltung seiner Kenntnisse im Bereich der Gaunersprache gern ergriffen hätte, verschmäht Shakespeare jede Spur solcher Technik.

Es hat immer Staunen erregt, daß unser Dramatiker in der technischen Sprache zahlreicher Berufsarten, wie der Buchdruckerkunst, der Rechtspflege[2], heimisch war wie kaum je ein anderer Dichter. So ziehen sich durch Tragödien und Komödien hindurch zahllose Worte der Jägersprache, zumal aus dem Bereiche der Falkenjagd (Clarke, Key S. 727; W. A. Wright zu 'Coriolanus' I 6, 38), aber nicht als Schaumünzen, die der Dichter ausgibt, um die Augen der Hörer auf sich zu lenken.

Wenn Shakespeare so mit Verschmähung von allem sprachlichen Schaugepränge, dem zeitgenössische Dramatiker frönen, jenen so gewaltigen Wortvorrat von unübertroffenem

[1] Man beachte auch Abbots Angabe (Shakespeare-Grammar § 418), daß Shakespeare keine Latinismen aufweist.
[2] Elze S. 90. 138; Clarke, Key S. 452.

Umfang aufweist, so streifen wir das Geheimnis seiner Kunst, um diese überraschende Erscheinung zu erklären. Nicht in gelehrtem Haschen nach sprachlichen Effekten, sondern in der natürlichen Weite seiner Anschauung, in der ungekünstelten Art, wie Menschenleben und Natur in allen Äußerungen und Regungen auf des Dichters Anschauung wirken, und in der kräftigen Volkstümlichkeit, jedem Gedanken seinen natürlichen Ausdruck zu geben, findet jener gewaltige Wortvorrat seine Erklärung.

Unser Dichter, der seine meisten Stoffe aus der zeitgenössischen Literatur und Volkskunde übernimmt, ist auch sprachlich kein Original. Wie Schiller und Goethe schöpft er aus dem unerschöpflichen Urquell, in dem sich das geistige und natürliche Leben des Volkes schlicht und klar widerspiegelt: aus dem Anschauungskreise und der Sprache des Volkes. Luthers Programm, „die Mutter im Haus, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt" sprachlich zu studieren, war gewiß auch Shakespeares Programm. Und er hielt es ein, nicht mit den gelehrten Absichten eines großen Folkloristen, wie sein deutscher Zeitgenosse Fischart, der beim Auskramen seines reichen Wissens über Volksleben keine Forderung der Kunst respektiert, sondern, seinem künstlerischen Geist entsprechend, nach jenem obersten Gesetz, „die Bescheidenheit der Natur zu wahren".

Man kann sich von Shakespeares Wortapparat eine annähernde Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß er etwa 150 Pflanzennamen, etwa 100 Vogelnamen kennt! Aber sein Sprachwissen ist nicht das der Lexikographen; staunenswerter als der Wortapparat ist seine Verwendung und Verwertung, ist der Ideenkreis, in den der Künstler ihn ungezwungen verwebt.

Es hat immer überrascht, daß unserem Dichter die gesamte musikalische Terminologie so geläufig ist. Aber man beachte auch, wie er damit schaltet und waltet. Der geschichtliche Richard III. wird als Freund und Gönner der

Musik geschildert, und Shakespeare verwertet diesen Zug aufs zarteste, indem er in die Sprache des Königs Bilder mit musikalischen Wendungen mischt. So charakterisiert unser Dichter seine Gestalten sprachlich, so sind im 'Hamlet' fast alle einzelnen Personen sprachlich gegeneinander individualisiert. Bald tritt die Modekrankheit des Euphuismus als technische Beihilfe auf, bald ein affektiertes Unwesen mit Fremdwörtern. Unser Dichter verfügt über die feinsten Schattierungen sprachlicher Charakteristik.

Es mag dem nüchternen Sprachforscher gleich sein, wie sich Shakespeare zum sächsischen und zum romanisch-lateinischen Wortmaterial seiner Muttersprache verhält. Die Mischung des Englischen mit romanischen Bestandteilen war im Zeitalter der Elisabeth durch literarische Einflüsse bedrohlich gesteigert. Aber für Shakespeare ist es bezeichnend — wie ein feinsinniger Amerikaner beobachtet hat — daß die Sprache des elementaren äußeren und inneren Lebens wesentlich sächsisch ist, und daß die Tragödie, die mit ihrem Pathos am meisten Heimatsduft verrät, 'König Lear', auch das sächsische Wortmaterial bei weitem bevorzugt (Hiram Corson, Introduction to the Study of Sh. S. 99).

Dem modischen Fremdwörterwesen tritt Shakespeare mehrfach entgegen — nicht als strenger Purist, der die großen Vorteile berechtigter Entlehnungen ignoriert. Wie seine Zeitgenossen, welche unter gleichen literarischen Einflüssen standen, hat auch er italienische und spanische Fremdwörter neben den französischen aufzuweisen. Aber die modische Häufung, die für alles ein Fremdwort findet, kennt er nicht, und es hat gewiß Bezug auf gleichzeitige englische Sprachverirrungen, wenn er den Mercutio in 'Romeo und Julia' (II 4) spotten läßt über die albernen, lispelnden, affektierten Phantasten, „diese neumodischen Fremdwörtergecken, die immer mit einem 'Pardonnez-moy' um sich werfen." In 'Verlorener Liebesmüh' läßt der Dichter mit staunenswerter

Virtuosität die stilistischen Modekrankheiten jener Zeit in bunten Farben an uns vorüberziehen; Armado hat eine ganze Wortfabrik, eine Phrasenmünze in seinem Gehirn (a mint of phrases in his brain), und von den Tafftphrasen, den seidenen Zierworten, den Hyperbelstapeln, den schulgerechten Figuren der Rhetorik, deren Farbengepränge den Kopf zeitweise betören kann, führt uns der Dichter zu einer Bekehrungsszene, in der die Schlichtheit und Einfachheit des hausleinenen Ja und Nein zu gebührenden Rechten und Ehren kommt.

Indem unser Dichter die Schlichtheit und Einfachheit, die Bescheidenheit der Natur als Hauptgesetz seiner Kunst proklamiert, bedarf es keiner „mint of phrases", keiner Wortfabrik. Die sprachliche Geistesarbeit eines Genies hat nichts gemein mit der zunftmäßigen Wortschöpfung. Wir zweifeln nicht, daß bei uns Campe, der Purist, eine weit größere Anzahl von lebensfähigen, dauerbaren Worten geprägt hat, als etwa Schiller oder Goethe. Die Wortschöpfungen des Dramatikers sind Kinder der Laune, Gebilde des Augenblicks; sie dienen für den Moment dem Individuum, aus dessen Munde wir sie vernehmen; sie sind rein individuell. Aber der professionelle Wortschöpfer will einem allgemeinen Bedürfnis entsprechen, will eine Formel finden, die vermißt wurde. So kann ein Mann wie Campe mehr Glück haben mit seinen Wortgebilden als ein Shakespeare.

Aber Shakespeare hat keineswegs jene Schöpferkraft gefehlt. Zeugnis ist eine große Fülle von eigenartigem Wortgebrauch, der nur bei ihm nachweisbar ist, eine Reihe kühner Zusammensetzungen, die durch die Dramen zerstreut sind (Abbot § 434), eine Freiheit, Hauptwörter als Zeitwörter, Zeitwörter als Hauptwörter zu verwenden (Clarke, Key S. 54) — schlagfertig und prägnant, wie es von der Situation des Augenblicks verlangt wird. Was davon mit seinem Gedankeninhalt gleichsam feste Formel hat werden können, lebt in den geflügelten Worten der ganzen gebildeten

Welt. Ich will die Fülle der Zitate, die uns allen aus Shakespeare geläufig sind, hier nicht aus unserem Büchmann[1] wiederholen; es genüge, andeutungsweise von dem formelhaften Ideenapparat dieses klassischen Zitatenschatzes gesprochen zu haben. Hervorheben möchte ich nur jene geflügelten Worte, die, aus jeglichem Zusammenhange losgelöst, sich in jedes sprachliche Gefüge einschmiegen und somit ihren Ursprung fast zu verleugnen scheinen: Formeln wie „last — not least“, oder wie „der Zahn der Zeit“, „das Buch der Natur“ (Antonius und Cleopatra I 2), „des Gedankens Blässe“, die wir nicht als dichterisches Zitat gebrauchen, sondern als Prosaformeln der gewöhnlichen Rede.

Mit der Erwähnung der geflügelten Worte habe ich den Heimatsboden unseres Dichters verlassen. Shakespeare gehört seiner Nation nicht ausschließlich an; seine Werke sind der edelste Besitz der gesamten Kulturwelt, und sein Wort wirkt wie in englischer Zunge, so auch in unserem Vaterlande. Und ist Shakespeare — wie ein berühmter Amerikaner[2] gesagt hat — der Vater der deutschen Literatur, so dürfen wir heute Shakespeare auch einen Anteil an der deutschen Sprache zuerkennen.

Bei uns zeigen sich vor dem 18. Jahrhundert nur sehr geringe Spuren englischen Einflusses. Im 15. Jahrhundert drang mit dem großen Handel der Hansestädte die englische Bezeichnung für Schiff als 'Boot' nach Deutschland. Im 16. Jahrhundert werden die englischen Hunde mit ihrem englischen Namen als 'Doggen' bei uns bekannt. Um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts führen deutsche Zeitungen englische Worte aus dem Bereich des Parlamentarismus, wie 'Bill', 'Adresse', ins Deutsche ein. Und plötzlich um die Mitte des 18. Jahrhunderts herrscht allerorten in literarischen Kreisen Deutschlands Furcht, unsere deutsche

[1] Vgl. auch Lees im Jahrb. XXVII.
[2] Emerson in den 'Representative Men'.

Sprache könne englisches Gepräge annehmen, sie könne „verbritten“. Es war um die gleiche Zeit, wo der französische Garten durch den englischen Park abgelöst wurde. Wo sonst „schöne gerade Gänge, geschorene Hecken, herrliche schöne Obstbäume paarweise geordnet oder künstlich gebogen, Blumenbeete wie Blumen gestaltet“ vorherrschten, sah man jetzt „Wald und Wiese, Dickicht und Riesensteine, Grabhügel und Ruinen, Felsenhöhlen und Grotten“ in unendlicher Mannigfaltigkeit durcheinander gemischt wie in Gottes Natur oder — so sagt ein Zeitgenosse (Justus Möser 1781 Über die deutsche Sprache und Literatur S. 22) — wie in Shakespeares Stücken.

Aber zunächst war es nicht Shakespeare, von dem der deutschen Sprache jene Gefahr drohte; es waren jene nämlichen Dichter, um die sich der Kampf zwischen Gottsched und den Schweizern drehte. Aber Bodmer und „die andern schweizerischen Britten“ — wie die Gottschedianer höhnten — haben aus dem Englischen als „der neuen Goldader“ für unsere Sprache kaum Wesentliches gewonnen. Damals wurde das englische Wort ‘bombast’ für ‘Schwulst’ bei uns geläufig, und Worte wie ‘Gemeinplatz’ und ‘empfindsam’ sind gleichzeitig nach englischen Worten geformt worden und haben damit unsern Sprachschatz dauernd bereichert.

Der literarische Wettkampf, in den die deutsche Muse damals mit der englischen eintrat, war sprachlich viel bedeutsamer, als jene drei oder vier neuen Worte ahnen lassen. Klopstock, der mit seinem ‘Messias’ als Gegenstück zu Miltons ‘Verlorenem Paradies’ jenen Wettkampf eröffnete, verrät in einer bekannten Ode — ‘Die beiden Musen’ betitelt — die Stimmungen patriotischer Gemüter ums Jahr 1752. Mit bangen Gefühlen verfolgt der Dichter den Wettlauf:

Der Herold sang! Sie flogen mit Adlereil’;
Die weite Laufbahn stäubte wie Wolken auf.
Ich sah: vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor sie.

Gegen das Ende des Jahrhunderts, im Jahre 1796, läßt Klopstock seine patriarchalische Stimme wieder vernehmen. Undeutsch in Wort und Wendung warnt er in der Ode, 'Unsere Sprache an uns' betitelt:

> Wer mich verbrittet, ich haß ihn, mich gallicismet, ich haß ihn,
> Liebe dann selbst Günstlinge nicht, wenn sie mich zur Quiritin
> Machen, und nicht, wenn sie mich verachä'n. Ein erhabenes Beispiel
> Ließ mir Hellänis: sie bildete sich durch sich.

Mitten in den Zeitraum, den die beiden Oden Klopstocks bezeichnen, fällt bei uns die Entdeckung Shakespeares, und der beginnende Wettbewerb mit dem englischen Original, zu dem ein kühnes Übersetzergeschlecht sich erdreistete, vergrößerte für unsere Sprache die Gefahr der Verbrittung, wie sie vorher Milton heraufbeschworen hatte. Unser damaliges Deutsch konnte sich an literarischer Durcharbeitung, an Reichtum und Geschmeidigkeit noch nicht mit Shakespeares Englisch messen, aber mit dem Mut wuchs unsern Übersetzern die Kraft. In jenem selben Kreis, aus dessen Mitte sich unsere geistige Wiedergeburt in den siebziger Jahren vollzog, in Herders Straßburger Kreis, reizt Shakespeare zu Nachbildungen, die sich an den schwierigsten Stellen erproben. Zehn Jahre früher hatte Wieland die erste Gesamtübersetzung des Engländers unternommen. Und gleich die Dichtung, mit der er dieselbe eröffnete — so wenig auch des Übersetzers Kraft an die Kunst des Dichters heranreichen mochte — brachte unserer Muttersprache bedeutsamen Gewinn, über dessen glänzendem Erfolg der Ursprung vergessen werden konnte. Diese Übersetzung führte die Worte 'Fee' und 'Elfe' in die deutsche Sprache ein, in der sie zuvor gefehlt hatten. Keine ältere deutsche Sprachquelle, kein Wörterbuch zeigte bis dahin eine Spur davon. Aber fortan wurden Wort und Begriff in unserer heimischen Dichtung unentbehrlich.

Und noch ein anderes Wortpaar, das uns jetzt allgemein geläufig ist, gehört unserer Schriftsprache erst an seit den

Shakespeare-Übersetzungen. Im älteren Deutsch hat das Hauptwort 'Heim' für Heimat ganz gefehlt; wir kannten nur adverbiales 'heim': heimgehen, heimkehren usw. Erst das englische Vorbild, das in Shakespeares Texten allerorten gegeben ist, gestaltet das adverbiale heim in ein Hauptwort um am Schluß des 18. Jahrhunderts; Lichtenberg[1] hat den englischen Sprachgebrauch warm empfohlen. Wie dieses substantivische Heim trotz des deutschen Klanges englischen Einfluß verrät, so verdankt das Wort 'Halle', das mehrere Jahrhunderte in der deutschen Sprache gefehlt hatte, sein Wiederaufleben den Shakespeare-Übersetzern. Luther hat es gekannt; dann war es bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts ausgestorben, und erst Shakespeare gab Anlaß, das Wort neu hervorzuziehen als Übersetzung des englischen 'hall'. So verdankt auch unser Wort 'Rüpel' seine jetzige Popularität lediglich den Shakespeare-Übersetzungen. Nicht als ob es früher in Deutschland gefehlt hätte, aber es lebte nur in Mundarten als Koseform für 'Ruprecht', die als Rufname für den Kater oder für den Schornsteinfeger galt; seine heutige Bedeutung tritt in der Schriftsprache erst auf mit Wieland und Eschenburg. Nach Heynatz 1775 Handbuch S. 291 war es ein neuer Anglicismus, „Heil mir, Heil dir" sagen zu können; seit Klopstock ist es gewöhnlich. 'Kanonenfutter' ist Shakespeares Eigentum (food for powder: 1. Heinrich IV., IV 2).

Noch läßt sich an ein modernes Wort erinnern, bei dem Shakespeare gleichsam Pate gestanden hat. Das Wort 'Sekt' war uns schon durch das 18. Jahrhundert geläufig, aber nur als Bezeichnung für süße Weine aus Spanien und von den kanarischen Inseln, und in dieser Bedeutung erscheint das entsprechende englische 'sack' auch bei Shakespeare: sack ist Falstaffs Getränk in Heinrich IV. Und Ludwig Devrient soll, indem er nach der Theatervorstellung

[1] Vermischte Schriften I 403 (Nachweis von Geh.-Rat Otto Böhtlingk).

in der Weinstube die Rolle des Falstaff wahrte, zuerst mit dem Rufe 'Sekt' Champagner verlangt haben, der somit seinen neuen Namen von unserem englischen Dramatiker und seinem deutschen Mimen gemeinsam erhielt.

Der Einfluß Shakespeares, den diese unscheinbaren wortgeschichtlichen Spuren andeuten, steht in der Sprachgeschichte vereinzelt da. Ja wir glauben kaum, daß das heutige Englisch selbst mit gleich bezeichnenden Wortmaterialien auf seinen größten Dichter zurückweist. Aber jene unscheinbaren Einzelheiten, faßbar und haltbar wie sie sind, haben wir ein Recht für ein Zeugnis tiefer gehender sprachlicher Einflüsse zu nehmen. Wo immer solch sporadische Einwirkung einer Sprache auf die andere vorliegt, steht jede Einzelheit in einem größeren Zusammenhang, und so bestätigt die Linguistik den traditionellen Glauben, daß ein Dichter von Shakespeares Rang auch für die Sprache Großes bedeutet. Vor allem aber gibt sie uns Deutschen von neuem das Recht, den großen Engländer in unserer Literatur- und Sprachgeschichte auch für uns in Anspruch zu nehmen.

Die sprachgeschichtliche Stellung Schillers*.

Wir haben heute einen Arbeitstag. Aber gestatten Sie mir, die heutige Arbeitsstunde dem großen Namen zu widmen, dessen Ruhm in eben dieser Stunde überall gefeiert wird, wo deutsche Bildung sich Rechenschaft gibt, was Schiller unserm Volke ist. Wir Germanisten dürfen Schiller feiern, indem wir unsere Arbeit fortsetzen; wir dürfen am heutigen Tage arbeiten, wenn wir den Dichter in seiner unerreichten Sprachgewalt feiern wollen. Schiller gehört recht eigentlich in unser Arbeitsgebiet hinein, und wenn Sie dereinst im Lehramt tätig sind, werden Sie vielleicht gern einmal zurückdenken an die heutige Weihestunde, die auch in diesen altehrwürdigen Räumen Zeugnis dafür ablegen soll, daß Schiller als ein Sprachgewaltiger auch im Rahmen unserer Vorlesung über deutsche Sprachgeschichte einen Platz beanspruchen kann.

Aber bedarf unser Dichter zur Erhöhung seines Ruhmes noch das ausdrückliche Zeugnis des Sprachforschers? Und wird der Sprachforscher, der den Entwicklungsgang der Muttersprache zum Gegenstand seiner Vorlesung gemacht hat, seine Betrachtung auch zur Höhe des Dichters erheben können? Literarhistoriker und Ästhetiker, Philosophen und Geschichtsschreiber wetteifern schon lange, das Lebenswerk des Mannes, dessen Name jedem Deutschen heilig ist und bleiben wird, unserm Volke immer segensreicher zu gestalten. Kein Geringerer als Goethe eröffnet den Reigen der Lobredner, wenn er im 'Epilog zur Glocke' die

---

* Vorlesung gehalten am 9. Mai 1905.

volle Persönlichkeit des Dichters und seinen hohen Idealismus in Versen wiedergibt, deren Zauber dem wahren Lebensbilde Schillers entspricht. Wenn hinter dieser Leistung Goethes alles zurückbleibt, was seitdem zu Schillers Ruhm verkündet worden ist, so darf sich auch der Sprachforscher an den Helden des heutigen Tages heranwagen, um zu prüfen, welche Stellung dem Dichter in unserer Sprachgeschichte gebührt. So fragen wir in dieser Stunde nicht nach den großartigen Dichtungen, nach den Idealen, nach den Gestalten, die er gebildet und geschaffen hat. Wenn wir sicher sind, daß unsere ganze Kulturentwicklung durch unsere größten Namen sehr wesentlich mitbestimmt worden ist, so wissen wir Germanisten, daß alle Kulturströmungen in der Sprache wiederzufinden sind. Wir müssen für Schiller einen Platz in der Geschichte unserer Sprache haben, so gut wie wir Luther und Bismarck darin einreihen.

Aber die grammatischen Gesichtspunkte von Laut- und Formenlehre reichen nicht hinan an Dichtergrößen, deren Ideale ein ganzes Volk erziehen sollen. Und mißmutig haben die Xeniendichter den Sprachforscher von sich gewiesen:

> Anatomieren magst du die Sprache, doch nur ihr Cadaver;
> Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Scalpell.

Auch die heutige Sprachwissenschaft verdient noch solchen abweisenden Tadel. Wir stehen zeitlich noch viel zu nahe an der großen Epoche der Schiller und Goethe, als daß wir mit dem kleinen Beobachtungsmaterial von Worten und Wortformen die Eigenart und den dauernden Gewinn ermessen könnten, der mit dem Namen unseres Helden verknüpft ist. Wie wir die Bergriesen unseres Schwarzwaldes besser von den Ufern des Rheinstromes aus in ihrer wahren Größe ermessen können, als wenn wir in den Vorbergen stehen, so wird es noch eine geraume Zeit brauchen, bis man die sprachliche Bedeutung Schillers erkennt.

Schiller hat sich selbst in unserer sprachlichen Betrachtungsweise, wie sie uns in diesem Semester beschäftigt, eine hervorragende Stellung gesichert durch den Entwurf einer Dichtung, von der leider nur einige Skizzen und Verssplitter auf uns gekommen sind. Es sind die wunderbaren Bruchstücke eines carmen saeculare, mit welchem der Dichter das neue Jahrhundert begrüßen wollte.

Wäre es ausgeführt und vollendet worden, wir besäßen darin einen Nationalhymnus von deutscher Größe, dessen hoher Flug allen nationalen Gedenkfesten und Feiertagen die rechte Weihe geben würde. Am heutigen Tage würde dieser Hymnus von tausend und abertausend Lippen erschallen zum Preise des Sehers, der die Geschicke unseres Volkes in die Zeiten der Vergangenheit und der Zukunft verfolgt. Aus seinem Zeitalter heraus, das zugleich das Zeitalter der Goethe und Kant, Mozart und Beethoven ist, erschaut sein prophetischer Blick die Stellung deutschen Volkstums in der Menschheitsgeschichte. „Das deutsche Volk ist erwählt vom Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ew'gen Bau der Menschenbildung zu arbeiten." Indem der Dichter die Entstehung unseres Volkstums ins Auge faßt, zieht er die Muttersprache in den Kreis seiner Betrachtung. Sein hochfliegender Schwung führt ihn auf die Höhe einer philosophischen Sprachbetrachtung über „das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das tiefste und das flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist".

Bald nach dem Zeitalter Friedrichs des Großen, wo Französisch noch die Sprache des preußischen Königs und der deutschen Fürsten war und die gelehrten Kreise der Nation noch vielfach im Banne des Lateins schriftstellerten, blickt der Seher in die Zukunft, wenn er fortfährt: „unsere Sprache wird die Welt beherrschen". Es ist ein kühner Gedankenflug. Aber die Einsicht von dem, was er selbst und seine großen Zeitgenossen für die Bildung der Mensch-

heit arbeiteten, berechtigte den Dichter zu dieser festen Zuversicht. Die Bedeutung eines Volkes hebt auch seine Sprache, und richtig ist die Erkenntnis, mit der Schiller dann fortfährt: „die Sprache ist der Spiegel einer Nation". Er wendet diesen Satz, der Anschauungen Herders weiterbildet und in eine scharfe Formel bringt, dann auf unsere Sprache an: „Wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen." Fast jeder dieser Sätze leuchtet wie ein Leitstern, der uns im Entwicklungsgange unserer Sprachgeschichte Ziele und Wege weisen kann. Aber der Dichter wollte diese hohen Ideen veranschaulichen, durch Beispiele erläutern und erklären, denn er sagt weiter: „Wir können das jugendlich Griechische und das modern Ideelle ausdrücken."

So weit das wunderbare Fragment über unser Deutsch. Aber die hohe Meinung von unserer Muttersprache, die der Dichter auszuführen beabsichtigt hat, ist erst herangereift, indem er selbst immer höheren Zielen zustrebte. Dieser hohe Standpunkt ist die Errungenschaft seiner Dichterlaufbahn. Auf arbeitsamem Wege hat der Dichter, wie die Besten seiner Zeitgenossen, mit unserer Sprache gerungen. Niemand spürt die Schwierigkeit der Sprachhandhabung empfindlicher als der Übersetzer. Wie Luther über die Ungefügigkeit und Ungelenkigkeit der Muttersprache während der Arbeit an seiner Bibelübersetzung wiederholt klagt, so klagt Schiller 1792 im Vorbericht zu seinen Übersetzungen aus dem Virgil über unsere „schwankende, unbiegsame, breite, gotische, rauhklingende" Sprache.

Bereits 1784 hatte Wieland im 'Teutschen Merkur' eine ähnliche Klage erhoben, wenn er in seinem zweiten Briefe an einen jungen Dichter (Sämtl. Werke, Supplement Bd. 6, 1798, S. 242) schrieb: „Es ist mehr als zu wahr, daß die Deutsche Sprache an Wohlklang und Sanftheit beynahe allen andern Europäischen nachsteht: und daß sie in-

sonderheit von der Englischen (die von allen andern gute Beute gemacht hat) an Reichthum an Worten und an derjenigen Stärke, die aus Kürze und Gedrungenheit entsteht, von der Französischen an Tauglichkeit, Witz und Empfindung (zwey so ungleichartige und doch so nahe verwandte Dinge) bis auf den äußersten Grad der Feinheit auszuspinnen und zu verweben, und von der Italiänischen an Geschmeidigkeit und Überfluß an poetischen Worten zum lebendigsten Ausdruck, zur feinsten und glänzendsten Farbengebung, zur anmuthigsten Modulazion des Verses übertroffen werde." So heftig auch der Angriff war, den sich Wieland durch dieses Urteil aus dem Lager[1] Klopstocks zuzog, die Klage selbst wird damit nicht unterdrückt. Bekannter und zugleich noch herber und bitterer ist die Klage Goethes in den 'Venetianischen Epigrammen' 1790 (Werke I 314), deren antikes Versmaß eine leichte Sprachhandhabung allerdings wohl ausschloß:

Vieles hab ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Öl gemalt, in Thon hab ich auch manches gedrückt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Noch 10 Jahre früher, und wir vernehmen „von dem größten deutschen Sohne, von des großen Friedrichs Throne" dieselbe Klage. In dem Büchlein 'De la littérature allemande' versteigt sich der preußische König zu der Behauptung, unsere Sprache sei „brute, à demi-barbare"; er möchte, um den Übelklang der deutschen Sprache zu beseitigen, die Konsonantenhärte des deutschen Wortauslautes vielfach durch Anfügung eines Endungs-a mildern.

Wie kommen nun unsere edelsten Geister zu einer so harten Einschätzung der Muttersprache? Hatte nicht Luthers Bibel den Deutschen schon durch zwei und ein halbes Jahr-

---

[1] Braun, Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen I 331.

hundert hindurch als ein Meisterwerk und ein Muster deutscher Sprachkunst gewirkt? Hatten nicht die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts und Sprachforscher wie Schottel und Gottsched den Ausbau der deutschen Schriftsprache gepflegt und gefördert? Und hatte nicht vor allem Klopstock bereits die deutsche Welt fortgerissen „in erhabener Odenbeflüglung und die Sprache beseelt und befreit von der gallischen Knechtschaft"? Und hatten nicht Schiller und Goethe selbst in ihren jugendfrischen Meisterwerken unserer Sprache neues Leben und neuen Glanz verliehen?

Das dritte Viertel des 18. Jahrhunderts ist eine Zeit der bewegtesten Sprachkämpfe. In allen Landschaften platzen die Geister aufeinander im Kampf um die immer noch neue Schriftsprache. Sie hatte noch immer keine festen Normen, in deren Anerkennung die süddeutschen Landschaften mit Nord- und Mitteldeutschland übereinstimmten. Der katholische Süden macht in diesen Jahrzehnten einen letzten, aber vergeblichen Versuch, sich der Anerkennung eines Ideals zu entziehen, das mit Luthers Namen in einem innigen Zusammenhange steht. So wird in Bayern ein Grammatiker, der sich in den Dienst der neuen Schriftsprache stellt, vor den Bamberger Bischof zitiert, um sich wegen der Empfehlung lutherischer Sprachformen zu rechtfertigen. Hören Sie eine Stimme aus unserem Freiburg, die im Jahre 1782 einen sprachlichen Rückblick auf die jüngst verflossene Zeit wirft. Hier in Freiburg wirkte von Neujahr 1782 eine aus Professorenkreisen hervorgehende Monatsschrift 'Der Freimüthige' praktisch und theoretisch für die neue Sprache. Nicht ohne Bitterkeit ruft ein Mitarbeiter die Zeit zurück, wo die Jesuitenschulen der Muttersprache die Pflege vorenthielten: „Wenigstens waren die Schriften eines Gellert, eines Rabener und noch vielmehr eines Geßner selbst Schullehrern verbotene Bücher. Ja sogar Gottscheds Sprachlehre — wie uns ein Exjesuite versicherte — mußte man vor den Oberen verborgen halten. Freilich haben

die Katholiken aus diesen Werken viel Gift gesogen. Wenn's nichts wäre, als das lutherische e, das sie sich durch Lesung derselben allmählich angewöhnten — immer schade genug! Es klang doch ehemals so genuinkatholisch: die Seel, die Cron, die Sonn, die Blum usw. — und nun schreiben die unsrigen fast durchgängig: die Seele, die Krone, die Sonne, die Blume — wie die leibhaften Ketzer auch schreiben" (Alemannia IX 265).

Wer solche Zeugnisse kennt, wird sich nicht wundern, daß noch im 18. Jahrhundert Schriftsteller die Sprache der vornehmen Kreise Wiens oder des Reichskammergerichts in Speier als Sprachnorm auffassen konnten. Noch immer waren die Literaturdialekte des 15. und 16. Jahrhunderts nicht abgestorben, sie lagen noch in den letzten Zügen.

In Schillers Heimat hielt sich der Sprachenkampf fast frei von den konfessionellen Gegensätzen, aber gekämpft wurde auch hier gegen die Vorherrschaft des Obersächsischen. Mit Stolz erinnerte sich der Schwabe an die Blütezeit der deutschen Dichtung in der Stauferzeit oder, wie man sich damals ausdrückte, an die Dichter aus dem schwäbischen Zeitpunkte, die nun aus dem Dunkel der Bibliotheken an das Licht traten. Er fühlte die Spuren der klassischen Dichtersprache des Mittelhochdeutschen noch in seiner Volksmundart lebendig. Am liebsten hätte er die aufblühende Literatursprache nach seinem schwäbischen Literaturdialekt in einzelnen Zügen für sich umgeformt. Wir kennen die schwäbischen Sprachzustände zu Schillers Zeit durch die beiden Grammatiker Fulda und Nast, aus deren 'Teutschem Sprachforscher' 1777/78.

Während man im übrigen Deutschland vielfach deutsche Sprache und deutsche Dichtung in den Unterricht der höheren und hohen Schulen eingeführt hatte, fehlte dieser Unterricht im Lehrplan der Karlsschule, als Schiller sie besuchte[1].

---

[1] Pfleiderer, Beiträge XXVIII 277.

Aber von einem seiner Lehrer wissen wir, daß er in den jugendlich bewegten Herzen seiner Schüler Liebe und Freude zur Muttersprache wecken konnte. Man höre die folgenden Sätze des Professor Haug von der Karlsschule aus der Einladungsschrift „über Teutsche Sprache, Schreibart und Geschmack zu der in höchster Gegenwart Seiner herzogl. Durchlaucht den 4. Dezember darinnen vorzunehmenden öffentlichen Prüfung seiner Zuhörer" (Stuttgart 1779). Hier lautet die These 42: „Teutsche Gesellschaften, schöne Wissenschaften, wie auch Nationaltheater sind eine Beförderung der Muttersprache". 44: „Die Teutsche Sprache hat alle Erfordernisse zu einer vollkommenen Sprache und unter den Lebendigen die ältesten Urkunden". 49: „Die Anhänglichkeit an die Muttersprache ist eine Unterhaltung des Patriotismus, der einheimischen Religion, der Gesetze und Sitten." Im Verzeichnis der Respondenten steht auch der Name Schiller[1].

Wenige Jahre später treffen wir Schiller in Mannheim als Mitglied der kurfürstlich deutschen Gesellschaft, in der die Pflege der Muttersprache mit Eifer und Erfolg betrieben wurde. Als diese Gesellschaft eine deutsche Sprachgeschichte als Preisarbeit ausgeschrieben hatte, treffen wir Schiller als Preisrichter. So hat der Dichter der 'Räuber' sprachlich unter bedeutsamen Anregungen gestanden. Die große Sprachbewegung, die in den 70er und 80er Jahren des Jahrhunderts durch ganz Deutschland ging, konnte an ihm nicht spurlos vorübergehen. Er dachte, wie die besten seiner Zeitgenossen, über die Muttersprache nach.

In seiner schwäbischen Heimat konnte der jugendliche Schiller nur inmitten der Mundart und Halbmundart leben und aufwachsen, und durch sein ganzes Leben hindurch lassen sich Spuren seines Heimatdialektes scharf erfassen. Die Veröffentlichung der 'Räuber' gab den literarischen Rezensenten aus dem mitteldeutschen Bannkreise gleich eine

[1] Kauffmann, Geschichte der schwäbischen Mundart S. 314.

Gelegenheit, den jugendlichen Dichter auf die vermeintlichen Forderungen der obersächsischen Literatursprache hinzuweisen. Die Erfurtische 'Gelehrte Zeitung' (Erfurt 1781, 24. Julius) tadelt in den 'Räubern' den Gebrauch von anderwärts unverständlichen Provinzialwörtern wie 'Weidenstoz', 'Aufstreich', 'jolen', 'zettern', 'bretteln'[1]. In der Tat ist das erste Jugenddrama unseres Dichters voll von Spuren schwäbischer Mundart: 'exponieren' (I 2) gehört in die württembergische Schulsprache, in der es noch jetzt bedeutet 'aus einer fremden Sprache ins Deutsche übersetzen'[2]. Ebenda (I 2. II 3) schreibt er 'Jauner' nach südwestdeutscher Aussprache für 'Gauner', das nach einem obersächsisch-thüringischen Lautgesetz sein anlautendes g hat. Wir treffen 'wirklich' (I 3) für 'jetzt', 'heben' für 'halten'.

So sind Schillers 'Räuber' voll schwäbischer Mundart. Einzelne Worte begegnen nur in der ersten Auflage des Trauerspiels, in der zweiten Auflage sind bereits manche getilgt. Zugeständnisse an die Literatursprache, die in der Vertauschung der schwäbischen Heimat mit dem mitteldeutschen Sprachboden in einem inneren Zusammenhange stehen, waren natürlich auf die Dauer unvermeidlich[3].

Aber aus dem schwäbischen Grundton seiner Sprache müssen wir noch einen Gesichtspunkt betonen, ohne den man der Dichtersprache Schillers Unrecht tun würde. Die Unreinheit seiner Reime widerstrebt den neueren Geschlechtern des 19. Jahrhunderts, scheint auch dem Ideal zu widersprechen, dem unsere klassischen Dichter im höfischen Zeit-

---

[1] Braun, Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen I 5.

[2] Fischer, Vierteljahrshefte für Literaturgeschichte VI 304.

[3] Über den Einfluß der Mundart auf die Sprache unseres Dichters besitzen wir zwei eingehende Arbeiten: Kasch 'Mundartliches in der Sprache des jungen Schiller' (Diss. Greifswald 1900) und Pfleiderer 'Die Sprache des jungen Schiller in ihrem Verhältnis zur nhd. Schriftsprache' in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur XXVIII 272—423.

alter huldigten. Gödeke hat in der großen kritischen Ausgabe von Schillers Werken (I 384 ff.) ein langes Sündenregister von Reimungenauigkeiten zusammengestellt. In Wirklichkeit dürfen wir Schillers Reime gar nicht mit dem Maßstabe des 19. Jahrhunderts messen. Schillers Reime sind im wesentlichen reine Reime — allerdings nicht nach unserer heutigen Aussprache, sondern nach der gebildeten schwäbischen Aussprache der 70er Jahre des 18. Jahrhunderts[1]. Eigentlich dürften nach dieser Seite nur geborene Schwaben über Schillers Reimtechnik urteilen. Der Norddeutsche von heute hüte sich, über Schillers Reime abzuurteilen. Schiller ist hier nur als Kind seiner Zeit und als Sohn seiner Heimat verständlich.

Die schwäbische Halbmundart, wie sie noch heute in weiten Kreisen herrscht, natürlich nicht die volle Mundart, spiegelt sich in den Reimen schwäbischer Dichter wider. Gedichte des 'Schwäbischen Magazins' und aus Staudlins 'Schwäbischem Musenalmanach' 1782, vor allem aber Schubart stehen auf dem Boden derselben Technik wie Schiller. Ihre Reimungenauigkeiten erstrecken sich im wesentlichen auf die Aussprache der Vokale, besonders in der Stellung vor m und n. Reime wie 'unterthänig': 'König', 'vereint': 'Freund' erklären sich aus einem schwäbischen Lautgesetz, das zugleich die Bindungen 'Träne': 'schöne', 'Söhne': 'Szene', 'Miene': 'Bühne' gestattet. Solche Reime, die Schiller mit Schubart teilt, beruhen auf der Entrundung der Vokale ü und ö und äu (eu), auf der geschlosseneren Aussprache von ä und e und auf der offeneren Aussprache von i. So

[1] Über Schillers schwäbische Aussprache haben wir das ausdrückliche Zeugnis seines Jugendfreundes Streicher, der in seiner Schrift 'Schillers Flucht von Stuttgart' (1836) S. 95 erzählt, welch häßlichen Eindruck die mundartliche Färbung von Schillers Organ beim Vorlesen des Fiesco auf den Mannheimer Theaterkreis machte. Dazu stimmt das spätere Zeugnis des Weimarer Schauspielers Genast (Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers, Leipzig 1862—1866) in der Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. VIII 548.

macht der schwäbische Grammatiker Nast (1778 Sprachforscher II 47) ausdrücklich folgende Angabe: „Meine Landsleute sprechen i vor dem m und n zu nachläsig aus, so das es mehr einem e als i gleicht: schwimmen, sinnen, singen wie schwemmen, sennen, sengen.“ Insbesondere über die Aussprache des Wortes 'Räuber' vergleiche man ebenda II 55 folgende ausdrückliche Angabe: „ai und ei haben einerlei Aussprache und sind nicht zu unterscheiden. äu wird mit Mühe davon unterschieden, dann es gehören wenigstens bei einem Schwaben Uebung und feine Organe dazu, das ü deutlich herauszubringen, ohne daß es in ein i übergeht. Man versuche es mit den Wörtern 'Kaiser', 'Eier', 'Räuber'. Wenige Schwaben werden das letzte Wort von den beiden erstern unterscheiden, und doch sollte es sein.“

Wir sind überhaupt über die gebildete Umgangssprache keiner hochdeutschen Landschaft für das 18. Jahrhundert so genau unterrichtet wie gerade für Schwaben. Die zahlreichen Abhandlungen von Fulda und von Nast geben uns für Schillers schwäbische Lehrjahre den vollen Beweis, daß schon damals die gebildete Umgangssprache gleichsam der gesprochene Literaturdialekt Schwabens war. Man darf sie nicht der Volksmundart gleichstellen. Es war auch keine Halbmundart, sondern vielmehr ein Mittelding zwischen einer erst ideal vorhandenen gemeindeutschen Schriftsprache und dem altherkömmlichen Literaturdialekt Schwabens. Diese beiden Spracharten wirkten zusammen, und das ergab das schwäbische Ideal, für das Fulda und Nast einerseits, Schubart und Schiller anderseits die klassischen Zeugen sind. Ihre Sprache erhob sich über die Mundart und über die Halbmundart, indem man Worte wie 'Fuß', 'Buße', 'Blut' jetzt schon mit reinem u und nicht mehr mit dem ue der schwäbischen Mundart aussprach (Sprachforscher II 50). Und doch sprach man noch mit dem alten echten Diphthong, den die Mundart festgehalten hatte, auch in gebildeten Kreisen Worte wie 'Dieb', 'sieden', 'fließen', 'biegen' (II 57).

Anderseits lehrt uns der 'Sprachforscher' (1777—1778) manche einzelne Unterschiede der damaligen gebildeten Umgangssprache Schwabens von dem Ideal der obersächsisch-märkischen Grammatiker. Man sprach mit abweichender Zeitdauer die Vokale in 'bēten' (II 101), 'Brosām' (II 51), 'kinn' (II 101), 'Kinn' (II 162), 'Kleinōd' (II 51), 'Mōnd' (I 142), 'mūß' (II 101), 'Mūtter' (II 101), 'nēhmen' (II 101), 'Schwērt' (I 142), 'trēten' (II 101), 'Vater' (II 101), 'Wārze' (I 142), 'Wermūt' (II 51), 'widmen' (II 162), 'Wūchs' (I 173), 'Zinn' (II 162), 'zusāmmen' (II 101).

So sicher es nunmehr ist, daß Schiller im Schwäbischen sprachlich wurzelt, so sicher ist anderseits seine Abneigung gegen die Mundart überhaupt. Sind die schwäbischen Klänge seiner Sprache nicht mit der Mundart identisch, wie sie heute den Gegenstand der Dialektforschung bildet, so hat er auch für die Dialektdichtung keinen Sinn: er versucht sich nie im Dialekt. Hebels alemannische Gedichte kann er nicht genießen; er schreibt an Goethe (27. Februar 1805): „Sonntagsfrühe möchte ich wohl in einer reinen und hochdeutschen Dichtersprache lesen, weil die Mundart, wenigstens beim Lesen, immer etwas Störendes hat.“ [1] Auch im Drama hütet sich Schiller vor dem Dialekt. Gleich Shakespeare verschmäht er das bequeme Mittel, Lokalfarbe durch mundartliche Rede zu schaffen. Es hätte in den 'Räubern' und in 'Kabale und Liebe' gewiß nahe gelegen, den Dialog durch mundartliche Rede zu schattieren. Unser Dichter vermeidet die Alltagssprache, er will sie nirgends kopieren. Für den hohen Flug seines Geistes, für die Macht seiner Ideen kann nur eine Schriftsprache dienen. Wenn die Bretter die Welt bedeuten, so kann die Mundart nur eine Hinderung für jede Fernwirkung sein. In diesen Jahrzehnten, wo unsere besten Köpfe den Sieg und die Herrschaft der Schriftsprache erst befestigten, mußte ein oberdeutscher Dramatiker unser

---

[1] Michel, Euphorion XII 31.

ganzes Sprachgebiet mit der Schriftsprache erobern und nicht mit der Mundart. So hat unser Dichter auch im 'Tell' die Mundart grundsätzlich ausgeschlossen. Er wollte kein schweizerisches Nationalstück schreiben, seine Ideen erhalten das Feierkleid der Schriftsprache, aber hineingewoben sind zarte Fäden von alemannischem Sprachstoff[1]. Ganz abgesehen von der Lokalfarbe, die durch Orts- und Bergnamen, sowie durch die Familiennamen der teilweise aus den Quellen übernommenen Personen sich selbst ergibt, wendet unser Dichter sparsam und vorsichtig kleine sprachliche Züge an, die landschaftlichen Eindrücke herauszuarbeiten. Die Diminutivendung der Eigennamen Kuoni, Werni, Ruodi, Jenni, Seppi, die schlichten Personen aus dem Volke zukommen, hat ein durchaus alemannisches Gepräge. Mit dieser Einflechtung von schweizerischen Wortformen sichert sich der Dichter ein Hilfsmittel, den Ton seines Dialogs innerlicher zu gestalten, wenn er 'Uli' (II 1) im Munde des Großvaters als Koseform für Ulrich von Rudenz und 'Wälti' (III 1. IV 2) als mütterliche Anrede für den kleinen Walter Tell gebraucht. Im Gespräch Tells mit seinem Söhnlein Walter (III 1) fließt ungesucht das alemannische 'Ehni' für 'Großvater' ein. — Neben der absichtsvollen Kunst solcher Sprachhandhabung sehen wir den Dichter bestrebt, mundartliche Worte von ausgesprochenem Erdgeruch nicht zu umgehen. Was ihm seine Schweizer Quellen an bodenständigem Wortmaterial liefern, verflicht er in den Ernst und die Hoheit seiner klassischen Dichtersprache: neben bekannteren Worten wie 'Lawine' und 'Gletscher', 'Alp' und 'Föhn', 'Gemse', 'Kuhrein', treffen wir intimere Idiotismen wie 'Kulm' (IV 1), 'Firn' (I 1), 'Fluh' (IV 1), 'Ruffi' (IV 3), 'Runsen' (II 2), 'Senten' (IV 3), 'Grattier' (IV 3). Er wagt sogar die Einmischung von 'Naue' (I 1) und 'Gransen' (IV 1), von 'gähstotzig' (IV 1) und 'kommlich' (IV 1) — lauter Dialektworte der Schweiz,

---

[1] Vgl. Adolf Socin in Herrigs Archiv 83, 321 ff.

die ihm seine Quellen lieferten. Dazu verwebt er in seinen Dialog noch einige Worte, die von schweizerischen Schriftstellern damals in die Schriftsprache eingeführt wurden. So ist eines der unscheinbarsten Worte der heutigen Sprache in dem Gewebe des Dramas noch ganz neu:

> Das ist ein schlechtes Volk,
> Zu nichts anstellig als das Vieh zu melken
> Und faul herum zu schlendern auf den Bergen.

Diese Verse (I 3) enthalten das Schweizerwort 'anstellig', das Lavater[1] wiederholt seinen lieben Deutschen anempfohlen hatte. Indem Schiller es in seinen 'Tell' aufnimmt, fügt er es dauernd in unser Sprachgut ein.

Wenn wir heute in der Rütliszene II 2 das Zeitwort 'tagen' hören, so fiel gewiß den Zeitgenossen Schillers der Gebrauch desselben als eine Neuerung auf. Es war eben erst durch Johannes von Müller in die Literatur eingeführt worden. Wir sehen: die Sprachfarben schweizerischen Charakters merkte der Hörer im Beginn des 19. Jahrhunderts kräftiger durch als wir heute. Den späteren Geschlechtern sind manche Worte und Wendungen dieser Art eben durch Schillers Schauspiel so vertraut geworden, daß sie jetzt Gemeingut in unserer Schrift-

[1] Vgl. Heynatz 1796 Versuch eines deutschen Antibarbarus I 134: „Anstellig, ein Schweizerisches Wort (oder vielmehr ein Schweizerischer Ausdruck), welches Nicolai in seiner Reisebeschreibung Lavatern fleißig (für agil) nachgebraucht hat, und welches seitdem auch von andern angenommen worden. Lavater hatte nemlich in den physiognomischen Fragmenten Bd. 2 S. 283 gesagt: die Menschen haben die Behendigkeit, Listigkeit, Anstelligkeit der Affen; und dazu die Anmerkung hinzugefügt: 'Ein Schweizerwort, die Geschicklichkeit mancherley Dinge gut einzurichten und anzuordnen, und sich in alles leicht zu finden. Wer diese Geschicklichkeit hat, heißt ein anstelliger Mensch.' Und irgendwo im dritten Bande: 'Eine brave, wackere Thalfrau, entschlossen und fruchtbar, aller ihrer Schwerleibigkeit ungeachtet, wie wir zu Zürch sagen würden, eine Hauptfrau, anstellig und angriffig. Im Vorbeygehen zu sagen: dürft ich nicht diese drey gut schweizerischen Wörter zur Naturalisierung empfehlen, liebe, mannhafte Deutsche'!"

sprache sind. Noch ein auffälliges Beispiel dieser Art sei hier namhaft gemacht:

> Wer durchs Leben
> Sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz
> Gerüstet sein.

Diese Worte Tells (III 1) enthalten eine alte Reimformel der schweizerischen Rechtssprache, der jetzt die landschaftliche Grundfarbe verblichen ist. Wir kennen den Ursprung der Formel aus einem Zeugnis des großen Leibniz in den 'Unvorgreiflichen Gedanken'[1]. — Was geographische und chronistische Quellen dem Dichter an bezeichnendem Wortmaterial lieferten, konnte ihm Goethe aus eigener Kenntnis von Land und Leuten erweitern. So scheint das Wort 'Wildheuer' (Tell IV 3) aus Goethes Kenntnis der Schweiz zu stammen, wenigstens erläutert dieser das Wort in den 'Wanderjahren' (II 7) in so umständlicher Weise, daß man ihn für den Entdecker des Wortes, wenn man so sagen darf, halten muß[2].

---

[1] Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache 67: „Ich frage zum Exempel, wie man 'foedus defensivum et offensivum' kurz und gut in teutsch geben solle; zweifle nicht, daß unsere heutige wackere Verfasser guter teutscher Werke keinen Mangel an richtiger und netter Übersetzung dieser zum Völkerrecht gehörigen Worte spüren lassen würden; ich zweifle aber, ob einige der neuen Übersetzungen angenehmer und nachdrücklicher fallen werde, als die schweizerische: Schutz- und Trotz-Verbündnis."

[2] Man vergleiche den Wortlaut Schillers:

> Ein armer Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberg,
> Der überm Abgrund weg das freie Gras
> Abmähet von den schroffen Felsenwänden,
> Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen

mit Goethes Worterklärung: „Man bezeichnet damit ärmere Bewohner der Hochgebirge, welche sich unterfangen, auf Grasplätzen, die für das Vieh schlechterdings unzugänglich sind, Heu zu machen. Sie ersteigen deswegen, mit Steigehacken an den Füßen, die steilsten, gefährlichsten Klippen, oder lassen sich, wo es nöthig ist, von hohen Felswänden an Stricken auf die besagten Grasplätze herab. Ist nun das Gras von ihnen geschlagen und zu

Schillers sprachliche Schöpferkraft ist immer gerühmt worden. Sie sucht an Gewalt ihresgleichen. Aber der Stand der modernen Sprachwissenschaft befähigt uns nicht, den Helden des heutigen Tages für Wortschöpfungen verantwortlich zu machen, die in unsern allgemeinen Wortvorrat übergegangen wären. Einige Wortgebilde jedoch, die das 19. Jahrhundert sanktioniert hat, scheinen vielleicht Spuren Schillerischen Geistes zu verraten. Wie das Wort 'Feuereifer' als Schöpfung Luthers zugleich einen Hauch echt Lutherischen Geistes verrät, können wir vielleicht das Wort 'Sprachgewalt' als eine charakteristische Schöpfung Schillers in Anspruch nehmen; er verwendet das Wort 1781 und 1789 in seinen Rezensionen (Werke XVI 159. 242). Und wer möchte in der Wortschöpfung 'Gedankenfreiheit' den eigentlichen Urheber verkennen? Die heiligen Ideen, für die Schiller kämpfte, den Idealismus seiner hohen Weltanschauung verrät keine Wortschöpfung so deutlich. Form und Inhalt, Geist und Wort stimmen harmonisch in diesem Wortgebilde zusammen.

Freilich solche Wortzusammensetzungen, so vereinzelte Zeugnisse sprachlicher Art wollen gegenüber dem Ideenreichtum, gegenüber der Fülle von Gestalten nicht viel besagen. Leider ist die Sprachforschung noch nicht fähig, den Einfluß von Schillers Sprache auf das 19. Jahrhundert zu ermessen; wir müssen uns heute eben mit einigen Symptomen begnügen. Den Zeitgenossen fiel ein Lieblingswort Schillers auf, das in den "Xenien" eine Rolle spielt, es ist das alte Jenaer Burschenwort 'Philister'. In den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts bekommt das Wort in der Literatursprache, z. B. auch in Goethes 'Werther' einen sozialen Inhalt, der

---

Heu getrocknet, so werfen sie solches von den Höhen in tiefere Thalgründe herab, wo dasselbe, wieder gesammelt, an Viehbesitzer verkauft wird, die es der vorzüglichen Beschaffenheit wegen gern erhandeln." Übrigens darf nicht geleugnet werden, daß Schiller das Wort 'Wildheuer' auch aus Scheuchzer II 66 übernehmen konnte.

etwas geistigen Beigeschmack hat. Aber mit dem Xenienjahre siegt der intellektuelle Beigeschmack über den sozialen Grundgehalt. Es ist jetzt ein Kampfwort gegen geistige Beschränktheit, der das wahre Verständnis der Kunst verschlossen bleibt. In den Rezensionen über die 'Xenien' erhebt sich manches böse Wort gegen die Dichter, die das niedrige Burschenwort auf die Höhe der Literatur geführt haben, aber Schiller ist es gewesen, der ihm zum Durchbruch verhalf. Wir haben dafür das ausdrückliche Zeugnis von Heinrich Voß, der im November 1821 in einem Briefe an Christian von Truchseß sagt, daß Schiller das Wort in Umlauf gebracht habe[1].

An Umfang des Wortschatzes steht Schiller selbstverständlich hinter Goethe zurück. Jacob Grimm hat in seiner Festrede auf Schiller dies über Gebühr hervorgehoben. Aber während Goethes schriftstellerische Laufbahn sechs Jahrzehnte umspannt, füllt Schiller nur zweieinhalb Jahrzehnte mit seiner schriftstellerischen Arbeit aus. Während Goethes reiche Lebenskunst alle Gebiete menschlichen Wissens in sein Arbeitsfeld einschließt und zu dem allgemein menschlichen Wortschatz die wissenschaftliche Terminologie vieler Wissenszweige fügt, hält sich Schillers Geist in engeren Schranken. Wenn wir auch den ganzen Umfang seines Wortschatzes heute noch nicht berechnen können, dürfen wir das eine wohl

---

[1] Vgl. Heinr. Voß an Christian v. Truchseß, Heidelberg, November 1821: „Über Philister laß mich zur Ehre Schillers, der das Wort in Umlauf gesetzt, eine Bemerkung machen. Keinen Stand versteht man darunter, sondern den Linkischen, den Geistlosen in jedem Stande und Geschäft, der sich durch thörichte Anmaßung über seine Sphäre erhebt. Wer einen Handwerker Philister schelten wollte, weil ihm Wissen und Gelehrsamkeit abgeht, würde dadurch selber zum Philister . . . Einen prächtigen Philister zeichnet Goethe in Wilhelm Meister mit wenigen Worten, einen Jüngling, der mit dem Buch in der Hand die Natur bewundert, der die Schauspielergesellschaft auf das Rieseln der Quellen, das Säuseln des Windes aufmerksam macht, und dem Philine einen Kukuk zuruft" (Briefe von H. Voß, hersg. von A. Voß 1834, II 101 ff.).

unserem Altmeister Grimm glauben, daß Schiller nur über ein ausgewähltes Heer von Worten herrsche, mit dem er allerdings Taten ausrichte und Siege davontrage. Die Schöpferkraft des Genies äußert sich nicht in Wortgebilden, wie sie der Purist in seinen besten Stunden wohl erzielt. Man darf Schiller und Goethe nicht mit Zesen oder Campe vergleichen, denen unsere Sprache manches glückliche Wortgebilde verdankt. Während diese Worte beschaffen, die zwar schon geprägt waren, aber noch kein deutsches Gepräge besaßen, verdanken wir unsern Klassikern die Schöpfung von Gedankenformeln.

Wenn es dereinst in größerem Umfang gelingt, Schiller einen schöpferischen Anteil an unserem gemeindeutschen Sprachgut zuzuschreiben, so wissen wir schon jetzt, daß unsere tägliche Rede zahlreiche Sprachformeln aus Schiller entlehnt. Unser Dichter ist nicht sowohl ein Wortschöpfer, er formt seine eigensten Gedanken in so scharf ausgeprägter Weise, wie es eigentlich nur das Sprichwort kann. Wir betreten das Gebiet der Klassikerzitate, der geflügelten Worte. Unsere tägliche Rede ist durchsetzt von Schillerischen Zitaten, ohne daß wir in jedem einzelnen Falle das Zitat noch als solches empfinden. Wenn wir vom „Dritten im Bunde" reden, denken wir nicht mehr an den Tyrannen Dionys, an die Bürgschaft und an Schiller. „Das wilde eiserne Würfelspiel" ist eine Formel geworden, deren Ursprung in Schillers Gedicht "Die Schlacht" nicht jedem gegenwärtig ist, der sie gebraucht. Von den „Brettern, die die Welt bedeuten" redet mancher, der den Geist Schillers in der Sprachformel gar nicht fühlt. „Die Tage charakterloser Minderjährigkeit" und „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" sind Prägungen von zwingender Kraft geworden, als das neue Kaiserreich entstanden war. „Donner und Doria" hat sich nicht jeder von uns aus Schillers Fiesco aneignen müssen, denn der Fluch ist schon lang herrenloses Sprachgut. „Der langen Rede kurzer Sinn", „in

des Wortes verwegenster Bedeutung", „sonderbarer Schwärmer" — das alles sind Formelprägungen Schillerischen Geistes, von denen wir alle so geblendet sind, daß wir keine Umformung derartiger Gedanken im Gespräche wagen können. Wenn Schiller des Glaubens ist, daß die Sprache für uns denke, so lehrt die neueste Sprachgeschichte vielmehr, daß die Sprache der Klassiker, die uns geflügelte Worte liefert, unser ganzes Denken beherrscht und unserer täglichen Rede das geläufigste Rüstzeug bietet.

Aber von so scharfer Prägung wie diese geflügelten Worte aus Schiller besitzen wir nicht zu viel. Ein Wort wie „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" vereinigt die Knappheit des Sprichwortes mit der Geisteshoheit unseres Dichters.

Die klare, scharfe Prägung, die wuchtige Kürze und epigrammatische Geschlossenheit solcher Gedankenformeln hat niemand besser charakterisiert als Schiller selbst. Aus seinem eigenen Schaffen heraus hat er in der Abhandlung 'Über naive und sentimentale Dichtung' die Sprache des Genies mit so wunderbarer Klarheit und Anschaulichkeit geschildert, wie noch niemals ein Sprachforscher die Sprache Schillers charakterisiert hat. Denn auf niemanden als ihn selbst passen die Worte: „Wenn der Schulverstand, immer vor Irrtum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu sein, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, so gibt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriß. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt hier wie durch innere Notwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor und ist so sehr eins mit demselben, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist

wie entblößet erscheint. Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdruckt, noch gleichsam nackend läßt, da ihn die andere nie darstellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, ist es, was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt."

Noch nie hat ein Sprachforscher den Helden des heutigen Tages sprachlich so sicher und scharf charakterisiert, wie diese berühmten Sätze aus der Abhandlung 'Über naive und sentimentale Dichtung'. Der Dichter, der so über Wesen und Wert der Sprache zu reden vermag, stellt in diesen Sätzen unserer geschichtlichen Sprachbetrachtung hohe Ziele und Aufgaben. Aber beugt sich vor unseres Dichters großer Sprachgewalt nicht auch der größte Tonkünstler, den Deutschland hervorgebracht hat, wenn Beethoven in der 9. Symphonie den hohen Gedankenflug seiner mächtigen Akkorde allein nicht zu Ende führen kann und das, was ihn bewegt, schließlich in Schillersche Jubeltöne ausklingen läßt, die seinen Tönen erst die volle Weihe verleihen?

So steht am heutigen Tage das hoheitsvolle Bild des Dichters vor unserer Seele, wo wir uns anschicken, den Entwicklungsgang unserer Sprache von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart durchzuführen. Aber den großen Deutschen, denen wir bald begegnen werden, danken wir die Gewißheit, deren Wahrheit wir heute stärker fühlen als sonst und an deren Erfüllung niemand einen größeren Anteil haben wird als Schiller: „Unsere Sprache wird die Welt beherrschen".

Schriften desselben Verfassers:

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 6. Aufl. Straßburg i. E. 1905.

Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze. 4. Aufl. Straßburg i. E. 1904.

Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte. 2. Aufl. Halle 1899.

Deutsche Studentensprache. Straßburg i. E. 1895 (vergriffen).

Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen. I. Rotwelsches Quellenbuch. Straßburg i. E. 1901.

Seemannssprache. Wortgeschichtliches Handbuch deutscher Schifferausdrücke älterer und neuerer Zeit. Halle 1908.

Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte. 2. Aufl. Straßburg i. E. 1906.

Geschichte der englischen Sprache. 2. Aufl. Straßburg i. E. 1904.

Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Leipzig 1907.

Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors.

Von ALBRECHT KELLER.

Brosch. 8 Mark, in künstlerischem Lwdbd. 10 Mark.

Deckelzeichnung von Hellmut Eichrodt.

I. Der Schwabe in der altdeutschen Zeit. II. Die Zeit der Hohenstaufen. III. Der Schwabe am Ausgang des Mittelalters. IV. Schwabenstreiche im 16. und 17. Jahrhundert. V. »Schwabisch Ehr Rettung.« VI. Die Geschichte von den sieben Schwaben. VII. Vom Schwaben, der das Leberlein gefressen.

Geh.-Rat Prof. Kluge: Das Thema ist das denkbar glücklichste. Noch gibt es kein ähnliches Buch für einen deutschen Volksstamm. Der Scherz, Humor und die Schalkhaftigkeit, die sich in den vielen Geschichten über die Schwaben äußern, haben ein Anrecht darauf, zusammengefaßt zu werden. Dr. Keller hat ein paar Jahre auf die Sammlung des Stoffes verwandt. Die gesamte deutsche Literatur und Geschichte von ihren Anfängen bis zur Gegenwart hat ihm das Material zu einem ebenso anregenden wie unterhaltenden Buch geliefert.

Volkskunde im Breisgau.

Herausgegeben vom Badischen Verein für Volkskunde

durch

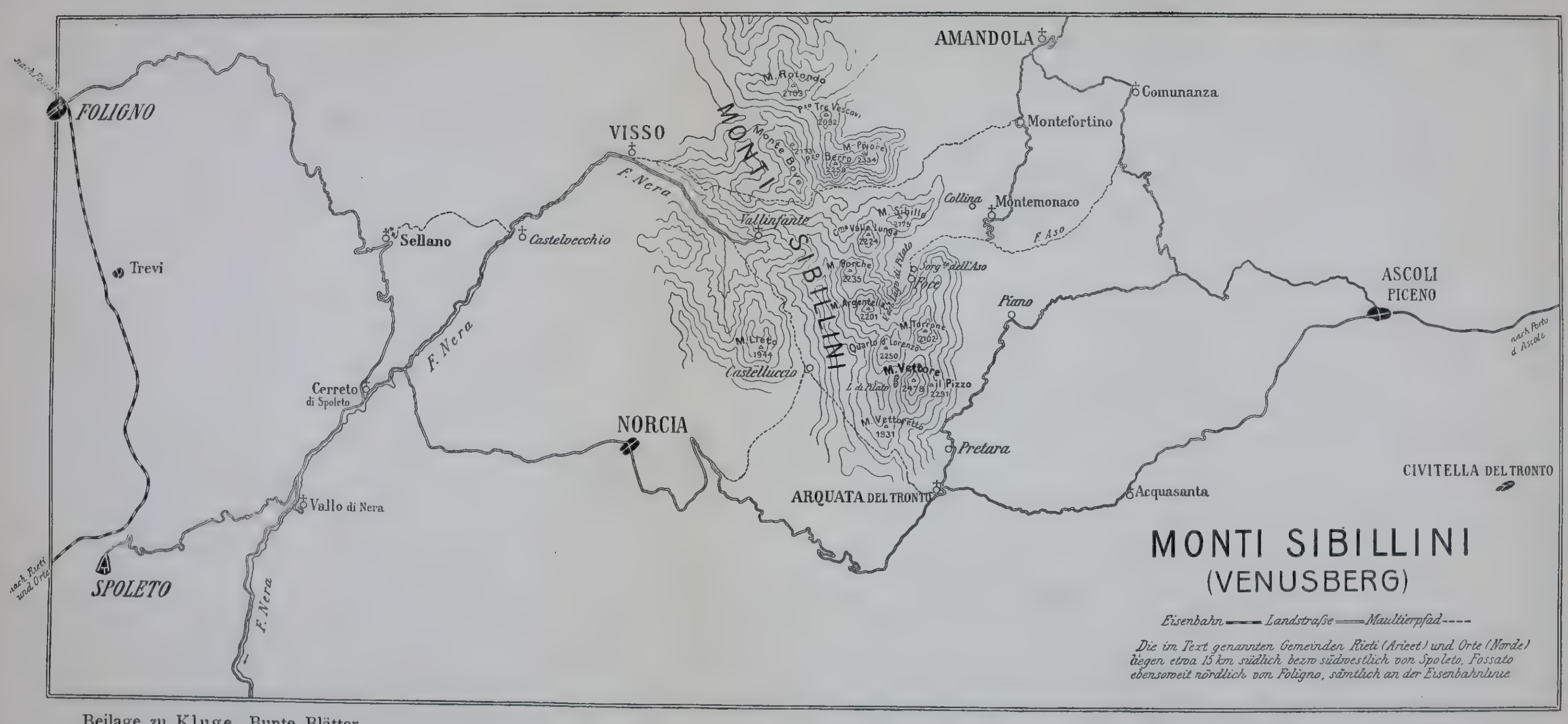
Professor Dr. FRIDRICH PFAFF.

INHALT: Professor Dr. Pfaff, Universitätsbibliothekar, Freiburg i. B.: Sage vom Ursprung der Herzoge von Zähringen. — Professor Dr. Fridrich Pfaff: Katzenstriegel, ein altes Volksspiel. — Professor Dr. F. Lamey, Freiburg i. B.: Fastnachtsbräuche aus Bernau. — Dr. phil. Oskar Haffner, Freiburg i. B.: Volksrätsel aus Baden. — K. Fochner, Leutn. im 5. Bad. Inf.-Reg. Nr. 113, Freiburg i. B.: Marschlieder. — Professor Dr. O. Meisinger, Lörrach: Volkslieder aus dem Wiesentale. — Geh. Hofrat Professor Dr. Friedrich Kluge, Freiburg i. B.: Anheimeln, eine alemannische Wortgeschichte. — Dr. Eduard Eckhardt, Universitätsbibliothekar und Privatdozent, Freiburg i. B.: Alte Schauspiele aus dem Breisgau.

Brosch. 3 Mark, Lwdbd. 4 Mark. Sonderausgabe der Marschlieder 30 Pf.



Beilage zu Klage,



Beilage zu Kluge, Bunte Blätter.

J. Bielefelds Verlag in Freiburg (Baden).





